Germ. g. 450 h
Silbert

<36625231180017 S

<36625231180017

Bayer. Staatsbibliothek

Ferdinand der Zweite,

Römiſcher Kaiſer

und

ſeine Zeit.

Von

J. P. Silbert.

Wien.

Druck und Verlag der Mechitariſten=Congregations=Buchhandlung.

1836.

34. D

Seiner

kaiſerlichen, königlichen, apoſtoliſchen

Bayerische Staatsbibliothek München

Majeſtät

Ferdinand dem Erſten

Kaiſer von Oeſterreich,

König von Ungarn, Böhmen, der Lombardie und Venedig, von Galizien, Lodomerien und Illyrien ꝛc. Erzherzog von Oeſterreich, Herzog von Steyermark, Kärnthen, Krain,

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Euer Majeſtät!

In tiefeſter Ehrfurcht, und mit den Gefühlen der innigſten Dankbarkeit nahe ich mich heute dem erhabenen Throne **Eurer kaiſerl. königl. apoſtoliſchen Majeſtät**, und wage es, an den Stufen desſelben ein Buch niederzulegen, von welchem ich zuverſichtlich hoffe, daß **Eure Majeſtät** dasſelbe eines gnädigen Blickes nicht unwerth halten werden, denn es enthält die Geſchichte eines der erlauchteſten Vorfahren **Eurer Majeſtät**, eines Kaiſers, deſſen Andenken Allerhöchſtdenenſelben theuer, und allen in der Geſchichte nur einigermaßen unterrichteten

Unterthanen des kaiſerlichen Scepters, tief in das Herz geſchrieben iſt.

Geruhen **Eure Majeſtät** dieſen Akt der Huldigung als einen Beweis der tiefſten Dankbarkeit zu genehmigen, von welcher der Verein zur Verbreitung guter Bücher durchdrungen iſt, und die auch niemals in mir, noch in irgend einem Mitgliede meiner Congregation erlöſchen darf noch wird. Der in Gott ruhende Monarch, der Alles, was zur Erhaltung und Beförderung der Religion, und Seinen Unterthanen zum Wohle und Heile gereichen konnte, jeder=

zeit mit ſo vieler Liebe und Sorgfalt unterſtützte, hat auch dieſem Vereine Seine väterliche Huld angedeihen laſſen: dem erlauchten Namen des Kaiſers Franz I. wurden die Erſtlinge des Vereines geweihet, unter dem mächtigen Schutze desſelben trat er ins Leben, und ſo wurde ſchon beim Beginnen, die künftige Fortdauer desſelben geſichert, und allen ſeinen Unternehmungen das Siegel des Gedeihens aufgedrückt, und wenn es ihm gelungen iſt, ſeine Aufgabe zu löſen, und zur Beförderung des Guten heilſam zu wirken, ſo muß er dies nächſt Gott beſonders Dem=

jenigen verdanken, der ihm ſo gnädige Anerkennung wiederfahren ließ.

Das große Ereigniß, ſeit welchem nun bereits ein Jahr vorüber gegangen, das Ereigniß das die Weltgeſchichte mit blutigen Thränen aufgezeichnet hat, das Ereigniß, welches ganz Europa — doch was ſage ich Europa? Ich weiß ja wie viele Thränen deßhalb im fernſten Aſien gefloſſen ſind, das Ereigniß — Verzeihen **Eure Majeſtät!** ich vergaß, daß dieſer mein Schmerz auch der **Eurer Majeſtät** iſt. Ich erlaube mir denn blos zu erwähnen, daß dieſes bittre Ereigniß mich zu

tief gebeugt hatte, als daß ich vermocht hätte, ſogleich zu bedenken, daß auch unſer Verein verwaiſet, daß auch er ſeines Allerhöchſten Gönners und Beſchützers beraubt war. Doch nach ausgeweintem Schmerze hat meine Seele lindernden Troſt gefunden. Der in Gott ruhende Landesvater hat uns ſeine Liebe als Vermächtniß hinterlaſſen.

Wer fühlt nicht die Bedeutung dieſes inhaltſchweren Vermächtniſſes? Wer ſollte dieſes helltönende Wort nicht verſtehen? **Seine Liebe hinterläßt Er uns!** und dieſe **Liebe**, die der Tod nicht tilget,

und das Grab nicht bedecket, lebt ſie nicht fort, ſchützend und beglückend in dem Herzen Seines Sohnes? An das Herz des erhabenen Sohnes, weiſet uns daher das Vermächtniß des in **Liebe** dahin ſcheidenden Vaters.

Mit zuverſichtlichem Vertrauen folge ich dieſer Weiſung, und flehe in tiefeſter Demuth, daß **Eure Majeſtät** geruhen wollen, unſerem — ich darf es ſagen — nur die Ehre Gottes bezweckenden Vereine Allerhöchſt Dero Gewogenheit und Gnade zu erweiſen, damit er im Stande ſey, auch fernerhin zur Erreichung ſei-

nes heiligen Zieles fruchtbringend zu wirken.

Und da es mir nun einmal vergönnt iſt, zu **Eurer Majeſtät** zu reden, ſo kann ich die Stufen des geheiligſten Thrones nicht verlaſſen, ohne mit wenigen Worten die Gefühle und Empfindungen auszuſprechen, wovon mein Herz überfließt. Segen und Heil dem Herrſcher, Der uns ſo huldvoll errettet, ſo väterlich beglückt hat! Wir — ich ſpreche im Namen meiner Congregation — wir waren Flüchtlinge um des Glaubens willen, durch Feindſeligkeit und fanatiſchen Religionshaß aus unſerm Va=

terlande vertrieben, herumirrend ohne Heimath, ohne Obdach, ohne Schutz, der Hülfloſigkeit dahingegeben. Unter Oeſterreichs mildem Scepter fanden wir nicht allein Obdach und Nahrung, ſondern auch weithin ſich ausdehnenden Schirm. Oeſterreichs mächtiger Herrſcher vergönnte es uns, und leiſtete uns Vorſchub, Miſſionen zu bilden für Gegenden, die zwar außer dem Bereiche des kaiſerlichen Scepters liegen, die aber dem Herzen ſeiner Apoſtoliſchen Majeſtät nicht fremd waren.

Durch das hohe Anſehen das der Beherrſcher des Kaiſerreichs unter den übri-

gen Gewalthabern der Erde beſitzt, hat Allerhöchſtderſelbe meiner Congregation in ihre ferne Heimath den Weg gebahnt, für den Herrn der Herren zu arbeiten, und die Mitglieder meiner Congregation, welche unter dem Schutze Oeſterreichs zum Apoſtelamte gebildet worden, verdanken dem hohen Verewigten die Möglichkeit, Früchte in dem Weinberge des Herrn zu bringen, die in Ewigkeit fortdauern.

O gewiß! nicht als der Geringſte der Edelſteine, in der, dem höchſtſeligen Monarchen bereiteten Krone der Herrlichkeit,

wird jene heilige That erglänzen, durch welche einer zahlloſen Menge meiner Landsleute das Heil ihrer Seelen, ja ſelbſt die Ruhe und das Glück ihres irdiſchen Lebens geſichert iſt.

Geruhen **Eure Kaiſerliche Majeſtät** unſerer Congregation Allerhöchſt Dero Huld und Hort auch fernerhin angedeihen zu laſſen, und nach dem Beiſpiele eines ſolchen Vaters, die Sache unſeres heiligen Glaubens im Morgenlande zu ſchützen. Ich flehe darum jene Liebe an, die uns der hohe Verblichene als ein theures Vermächtniß hinterlaſſen, jene Liebe die

Eure Majeſtät Allerhöchſtſelbſt uns be=reits ſo oftmals erwieſen haben.

Nie wird unſre Dankbarkeit für die genoſſenen hohen Wohlthaten, erlöſchen: nie werden wir aufhören für das Wohl **Eurer Majeſtät** und des ganzen erha=benen Kaiſerhauſes zu dem Geber und Vergelter alles Guten zu flehen! Und wenn wir auch hundertmal im Jahre auf unſern Altären das heilige unblutige Opfer für das Wohl und Heil **Eurer Majeſtät** darbringen, ſo werden wir nicht auf=hören tauſendmal alljährig dem Allmäch=tigen anzuflehen, daß er die Fülle Seiner

Gnaden über unſern geliebten Monarchen ausgießen wolle.

In tiefeſter Ehrfurcht und innigſter Ergebenheit erſterbe ich

Eurer kaiserl. königl. apostol. Majeſtät

Wien im März 1836.

allerunterthänigſter treugehorſamſter

Ariſtaces Azaria,

Erzbiſchof von Cäſarea, General-Abt der Mechitariſten-Congregation.

Ferdinand der Zweite.

Vorrede.

Die Geſchichte Ferdinands II. zeigt, wie kaum eine andere, den ſichtbaren Schutz des Allmächtigen über dem Hauſe Oeſterreich und der katholiſchen Religion. Ohne den thätigen, geſegneten und raſtloſen Eifer dieſes Monarchen, der weder Opfer noch Gefahren ſcheute, dies höchſte Gut der Menſchheit gegen die geſchworenen Feinde desſelben zu vertheidigen, wäre, nach dem Geſtändniſſe ſowohl ſeiner Freunde als ſeiner Gegner, die katholiſche Religion, — wie aus einem großen Theile Deutſchlands, — alſo unfehlbar aus Oeſterreich verſchwunden.

Vielfältig ward dieſer wahrhaft fromme und gerechte, und dadurch ſelbſt große Kaiſer, beſonders von frühern Widerſachern der katholiſchen Religion, ſchreiender Unbilligkeiten gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, und gegen die Proteſtanten überhaupt beſchuldigt. Mehr Gerechtigkeit laſſen die Neuern ihm widerfahren, welchen die Fakel der Geſchichte ſeinen friedliebenden Charakter, ſeine große Liebe gegen Freunde und Feinde, ſeine edlen Abſichten, und dagegen die gehäſſigen und aufrühriſchen Bewegungen ſeiner Feinde

deutlich zeigte; und die ihn auch wohl darum nicht wider alle falſchen Beſchuldigungen rechtfertigten, weil ſie dadurch ihrer eigenen Sache eine nicht geringe Blöße hätten geben müſſen.

Andere, und zwar, ſogar biederſinnige, Geſchichtsforſcher überſehen den großen Unterſchied zwiſchen der Gemüthsſtimmung der damaligen und der jetzigen Proteſtanten; und ſcheinen zu vergeſſen, daß in jenen früheren Zeiten, die beinahe bis an den Urſprung der ſogenannten Reformation hinaufreichen, die noch immer fortwährende Gährung nothwendig Reactionen bewirken mußte, die beiden Religionsparteien, eben nicht zu ſonderlicher Ehre gereichten; und daß jeder Aufruhr damals gern mit dem Mantel der Religion ſich bedeckte; — da hingegen, beſonders in dem friedfertigen Oeſterreich, jener Haß längſt in nachbarliche Vertraulichkeit zwiſchen Bürgern ſich auflöste, die ein gemeinſames Band der Liebe an einen Fürſten und an Ein Vaterland feſſelt.

Die großartigen Verhältniſſe jener kriegeriſchen Zeiten und den wahren Standpunct der Dinge zeigen uns Khevenhillers Ferdinandäiſche Jahrbücher wie in einem getreuen Spiegel; da dieſer große Staatsmann alle Urkunden und geſchichtlichen Originalacten aus jener Zeit mit dem unverdroſſenſten Fleiße ſammelte, um auf ſolche Weiſe künftigen Hiſtorikern vorzuarbeiten. Auch faßt die gegenwärtige Geſchichte, was in jenen großen Folianten in breiter Weitläufigkeit ſich entfaltet, wie in einem Brennpunct zuſammen. Keiner der Geſchichtſchreiber ging an dieſem reinen Quell vorüber, und alle ſchöpften darin die weſentlichen Thatſachen; wiewohl bei weitem die meiſten, die nicht mit uns auf gleicher Linie

ſtehen, ſolchen einen Anſtrich, je nach ihren An- und Abſichten liehen.

Es iſt in der That lehrreich für den denkenden Geſchichtskenner, die verſchiedenen Motive Heinrichs, Weſtenrieders, Schillers und hin und wieder auch Hormayrs zu leſen. Letzterer erſchöpfte in den, — einige wenige ſchiefſinnige Bemerkungen abgerechnet, — claſſiſchen und mit erſtaunlichen Aufwand von Kenntniſſen verfaßten Biographien der Kaiſer Mathias, Rudolph und Ferdinand, dann Tilly's und Wallenſteins beinahe die Geſchichte jener Zeit. Der Erſte trägt die Begebenheiten mehr ausgeführt, aber mit vieler Wahrheitsliebe vor; ſcheint es jedoch ſehr zu bedauern, daß Ferdinand II. nicht Proteſtant war, weil er dann warſcheinlich ganz anders gehandelt hätte. — Schiller, der zwiſchen beiden gleichſam in der Mitte ſteht, ſchildert dieſe Zeitgeſchichte in dem Pomp einer numeröſen Proſe, und verficht die proteſtantiſche Sache hin und wieder mit einem Eifer, der ihn bis zu Invectiven gegen den edelſten Kaiſer hinreißt. Aber ſein wahrheitliebendes Gemüth zeigt zuweilen wider Willen die ſchwache und ſchlimme Seite derſelben und geräth dadurch nicht ſelten in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Die Vorarbeiten Heinrichs und Hormayrs wurden nebſt Khevenhiller bei dieſer Geſchichte je zuweilen dankbar benützt; und wohl auch mitunter Schiller angeführt, wo er der Wahrheit Zeugniß gibt: das Urtheil unſrer getrennten Brüder durch den Ausſpruch eines der eifrigſten Verfechter des Proteſtantismus zu berichtigen.

In einer Geſchichte, wo große Begebenheiten einander drängen, und Rieſengeſtalten wie Guſtav Adolph, Tilly,

Wallenſtein (deſſen Geſchichte noch bis zur Stunde nicht frei von allem Dunkel iſt,) Bethlen Gabor, der Winterkönig Philipp und andere welthiſtoriſche Figuren auftreten, erübrigt wenig Raum zu Reflexionen; aber ſie ſind darin auch minder nothwendig, da die Thatſachen an ſich ſprechen und den Leſer ſelbſt auf den Standpunct führen, die Dinge in ihrem eigentlichen wahren Lichte zu ſehen und gehörig zu beurtheilen.

Alle dieſe Erſcheinungen gingen vor den Blicken Ferdinands II. vorüber, den Gottes Vorſehung durch die ſchwerſten Prüfungen führte; aber nie verließ, ſondern wie das Gold durch das Feuer der Trübſale bewährte; — der immer nach dem Frieden ſich ſehnte, und die holde Palme desſelben niemals zu ſehen bekam; da es ihm, ſo lange er das Zepter führte, niemals vergönnt war, das Schwert aus der Hand zu legen; — von einem Feinde nach dem andern angegriffen ward, und alle ſeine Feinde überlebte. Offenbar zeigte der allmächtige König aller Könige an ihm und ſeinen erlauchten Nachfolgern auf dem kaiſerlichen Throne ſichtbar, daß ſein Auge ſchirmend über Oeſterreich wache, das gleich der Kirche, die dasſelbe vertheidigt, ob auch zu allen Zeiten von erbitterten Feinden angefochten, immer glorreicher aus dem Kampfe hervorgeht, und gleich einem feſten Felſen von den ergrimmten Wogen zwar kann beſtürmt werden, doch durch ſeine feſte und erbliche Gottesfurcht und Gerechtigkeit immerdar unüberwunden ſteht.

Erſtes Buch

Von Ferdinands Kindheit bis zum Tode des Kaiſers Matthias I.

(J. 1578 — 1619.)

Schwere, drohende Gewitterwolken ſchwebten über dem bewegten Europa; die Saaten windiger Irrlehren hatten Früchte wüthender Stürme gebracht; in England geſtaltete ſich die fort und fort gährende Reformation zu einer der blutigſten Verfolgungen; in Deutſchland zu einer allgemeinen Spoliation *), in Frankreich zu einer Rebellion, die das blühendſte der Königreiche zerriß, Städte, Dörfer und blühende Ortſchaften zu vielen Hunderten in Aſche legte, katholiſche Tempel ohne Zahl zerſtörte

*) Selbſt Schiller, der den Abfall der Niederlande und den dreißigjährigen Krieg als eifriger Proteſtant beſchrieb, bekennt in der Geſchichte des letztern der Wahrheit zur Ehre: „Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Einigkeit ihres Eifers wußten, ſo waren es doch größtentheils ſehr eigennützige Triebfedern, aus denen ſie handelten, und die Begierde zu rauben hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil, an den angefangenen Feindſeligkeiten, als die Furcht ſich beraubt zu ſehen.“

und verödete; und furchtbare Factionen erzeugte, die zwei edeln Königen das Leben koſteten. Nicht minder auch blutete an ſchweren Wunden das, mit Öſterreich durch Blutsverwandtſchaft befreundete Spanien, das durch die Fortſchritte der Reformation die Niederlande verlor, durch amerikaniſches Gold verarmte, durch ſeine Colonien entvölkert, überdies in endloſe Kriege verflochten ward, und — wie furchtbar es auch im Äußern ſchien, — dennoch im Innern immer mehr zuſammenſank; indeß in Öſterreichs geſegneten Ländern, wo bis dahin ſüßer Friede und Ruhe geherrſcht, und das Sprichwort beſtanden hatte: Tu felix Austria nube! — allmälig Reformationsfunken eindrangen, die Anfangs in tiefer Stille um ſich griffen, bald aber das Feuer eines Aufruhrs entzündeten, das in kurzer Zeit zu einer dreißigjährigen Kriegesflamme erwuchs.

Dies war die blutige Morgenröthe, unter deren Schimmer das junge Leben des edlen Monarchen aufblühte; deſſen Verlauf hier geſchichtlich ſich entfaltet; deſſen geſegnetes Andenken gleich einem freundlichen Stern in der Nacht jener finſtern Zeiten ſtrahlt; und deſſen Tugenden auch von den glänzendſten Tugenden der frömmſten Herrſcher nicht übertroffen werden. Dieſer edle Sproſſe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, ein Sohn des Erzherzogs Carl, der die inneröſterreichiſchen Lande Steyermark, Kärnthen, Krain und Görz regierte, — und Mariens, einer Tochter Albrechts V., Herzogs von Baiern, erblickte das Licht der Welt zu Grätz am

9. Juli 1578, zu einer Zeit, wo der Erzherzog, ſein Vater, vollauf beſchäftiget war, die Meeresgränzen bei Zengg und Croatien gegen die beſtändigen Einfälle und Streifzüge der Türken zu ſichern.

Schon in ſeinem ſechsten Jahre begann die, dem Habsburgiſchen Hauſe angeborene Frömmigkeit des jungen Prinzen zu leuchten. Noch vermochte er das Gebet ſeines ſchuldloſen Herzens nicht vollkommen auszuſprechen, und ſchon faltete er dabei die kleinen Hände mit rührender Andacht, kniete während des ganzen heiligen Opfers und zeigte die zarteſte Verehrung gegen alle Ceremonien und Gebräuche der heiligen Kirche. Mögen immerhin in unſern aufgeklärten Zeiten manche Leſer dieſe Züge ſeiner früheſten Kindheit als unbedeutend betrachten, ja wohl gar mitleidig belächeln, nicht minder bleibt darum wahr, daß gleichwie die lieblich duftende Blüthe die goldene Heſperidenfrucht verkündigt, alſo eine fromme Kindheit dem ganzen künftigen Leben den Segen des Allerhöchſten, ſeine Liebe und ſeinen Schutz erwirbt; wie wir dies im Verlauf dieſer Biographie mehr denn einmal anſchaulich ſehen werden.

Die erſten Schritte ſeiner Kindheit hatte vorzüglich die Oberſthofmeiſterin ſeiner erlauchten Mutter, Gräfin Montfort, eine ſo weiſe als gottesfürchtige Dame geleitet. Nachdem aber der junge Prinz an Alter, Frömmigkeit und Weisheit zugenommen, und unter den trefflichſten Lehrern die erſten Grundveſten zu den, für ſeinen künftigen erhabenen Beruf,

nothwendigen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften gelegt hatte, ward er in ſeinem eilften Jahre (1590) mit ſeinem oberſten Hofmeiſter, Herrn Balthaſar von Schrottenbach und mit ganzem Hofſtaat auf die damals blühende und berühmte Univerſität Ingolſtadt geſandt, ſeine Studien daſelbſt zu vollenden.

Während dieſer Zeit ergaben ſich in den öſterreichiſchen Ländern, wegen des Religionsweſens mancherlei hartnäckige Streitigkeiten, die hin und wieder in förmlichen Aufruhr ausarteten. Zwar hatten die Mitglieder des Herren- und Ritterſtandes augsburgiſcher Confeſſion die Bewilligung erlangt, für ſich und ihre Angehörigen, Prädikanten zu halten, und ihre Religion ungeſtört auszuüben; doch dehnten ſie, trotz des ausdrücklichen und wiederholten landesfürſtlichen Verbotes, dieſe Bewilligung auf alle ihre Unterthanen aus, und ſäumten nicht, allenthalben in Städten und Dörfern nach damaliger Weiſe zu reformiren; wobei ſie denn eine nicht geringe Anzahl lauer Katholiken für die ſogenannte chriſtliche Freiheit gewannen. Ob auch Erzherzog Carl wachſam und mit thätigem Eifer wirkte, dieſer unbefugten Reformationsſucht in Steyermark, Kärnthen und Krain Schranken zu ſetzen, konnte er es dennoch nicht verhindern, daß an vielen Orten ſeine Commiſſäre ſchimpflich mißhandelt, die katholiſchen Pfarrer vertrieben und Prädikanten eingeſetzt wurden; ja während der erlauchte Fürſt mit ſeiner Gemahlin ſich nach Laxenburg in Oeſterreich begab, ſowohl auf der Jagd ſich zu erholen, als das damals ſehr berühmte

Heilbad zu Mannersdorf zu brauchen, entſtand zu Grätz ein ſolcher Aufruhr, daß der Biſchof mißhandelt ward, und der päpſtliche Nuntius Malaſpina, ſein Leben zu retten, ſich genöthiget ſah, unter das Kirchendach ſich zu flüchten. Ein Richter, welcher, dem Befehl des Erzherzogs Folge zu leiſten, einen Studenten einzog, der öffentlich aufrühriſcher Reden ſich vermeſſen hatte, und trotz des fürſtlichen Verbotes die proteſtantiſche Schule beſuchte, ward in ſeinem eigenen Hauſe überfallen, wo alle Studenten und gegen fünf hundert Handwerksburſche ſich zuſammen rotteten. Da nun dieſe und andere Frevel der Bürgerſchaft zu Grätz dem Erzherzog durch die Eilpoſt berichtet wurden, machte er ſich augenblicklich auf, dieſe Empörung zu dämpfen, und eilte in der drückendſten Sonnenhitze nach Grätz, ſeiner Reſidenz, die er auch noch erreichte; wo er aber, theils ſchon unter Weges durch dieſe Nachricht bis ins Innerſte erſchüttert, theils wegen der plötzlich unterbrochenen Badekur und der ſengenden Hitze erkrankt, bereits den dritten Tag zum größten Leidweſen aller Guten ſtarb.

Durch dieſen Todesfall, der das ganze Land in die tiefſte Trauer verſetzte, kam unſer Ferdinand, der älteſte ſeiner Söhne, erblich in den Beſitz der verwaisten Fürſtenthümer und Länder. Da er jedoch erſt in ſeinem zwölften Jahre und daher noch unmündig war, hatte ſein erlauchter Herr Vater in ſeinem Teſtamente den Kaiſer Rudolph, den Erzherzog Ferdinand, der Tirol, Elſaß und die dazu gehörigen

Landvogteien regierte, die erzherzogliche Witwe und den Herzog Wilhelm von Baiern zu Vormündern deſſelben ernannt, die auch dieſe Vormundſchaft willig übernahmen. Endlich hatte er den Erzherzog Ernſt zum bevollmächtigten Gouverneur über ſeine Lande geſetzt; der ſich denn auch ungeſäumt nach Grätz begab, und eine überaus löbliche Regentſchaft führte.

Die erzherzogliche Witwe und Mutter des jungen Prinzen, die mit mütterlicher Treue über ſeine Jugend wachte, übergab nun die Vollendung ſeiner Erziehung ihrem Bruder, dem, durch ſeine erhabene Frömmigkeit ausgezeichneten Herzog Wilhelm von Baiern. Nimmer konnte ſie dies hochwichtige Geſchäft beſſern Händen anvertrauen. Dieſer edle Fürſt, unter dem Namen des Frommen bekannt, ſorgte mit aller Liebe für die Ausbildung der guten Anlagen ſeines erlauchten Mündels, und legte in ſeinem empfänglichen Gemüthe den Grund zu jener feſten Gottesfurcht und Gottſeligkeit, die alle Handlungen des künftigen Kaiſers beſeelte; ſo daß er in der ganzen Zeit ſeiner Regierung durch alle ſeine Thaten nichts als Gottes Ehre und das Wohl ſeiner Unterthanen ſuchte, und ſelbſt das Opfer ſeines Lebens nicht geſcheut hätte, dieſe großen Abſichten aus ganzer Kraft zu fördern. Dies auch vermochte nur ein Mann zu thun, der, ſelbſt Regent, alle Verhältniſſe des Hofes und der Regierungskunſt aufs genaueſte kannte; und deſſen Herz dennoch ſo ſehr von der Welt entfeſſelt und über alle glänzenden Eitelkeiten erhaben war, daß er einzig die bleibenden Güter der Ewigkeit im

Auge behielt, der Betrachtung, der chriſtlichen Abtödtung, und allen Tugenden eifrig nachſtrebte; ja, der Frömmigkeit und dem Heile ſeiner unſterblichen Seele ausſchließend abzuwarten, ſpäterhin (1596) nach dem Tode ſeiner Gemahlin, die Regierung ſeinem Sohne Maximilian I., übertrug, und in der Entfernung von dem Weltgeräuſche, eine lange Reihe Jahre einzig der Buße und den Übungen der Gottſeligkeit weihte.

Da indeſſen zu jener Zeit noch die ganze Laſt der Regierungsſorgen auf ihm lag, übergab er ſowohl ſeinen eigenen Sohn Maximilian als ſeinen Mündel Ferdinand der unmittelbaren Aufſicht der Väter der Geſellſchaft Jeſu zu Ingolſtadt, wo beide fürſtlichen Jünglinge durch die innigſte Freundſchaft verſchwiſtert, und durch angeborenen Herzensadel und gleiche Grundſätze vereint, Ein Herz und Eine Seele waren, und ſich ſchworen, in Freude und Leid einander nie zu verlaſſen; welcher ſchöne und für ihre Völker ſo ſegensreiche Bund ſpäterhin durch die Vermählung Ferdinands mit Anna, einer Schweſter Maximilians, noch feſter geknüpft und beſiegelt ward.

Fünf Jahre verlebte Ferdinand zu Ingolſtadt und ergab ſich daſelbſt den Studien mit ſo raſtloſem Fleiße, daß die Univerſität ihm das Zeugniß gab: Ferdinandus Archidux Ingolstadium venit Grammaticus, Graeciam rediit orator eloquens, Mathematicus accuratus, Philosophus Politices praeclarus, Justinianus peritus; was, wie die Folge bewies, kein

bloßes Compliment war, das man fürſtlichen Perſonen gern zu machen pflegt.

Nothwendig mußten die furchtbaren Bewegungen, die der Religionsſtreitigkeiten wegen beinahe in ganz Europa überall wogten, tiefen Eindruck auf das Gemüth eines frommen und eifrigen Jünglings machen, der ſeinen künftigen Herrſcherberuf ins Auge faßte. Noch ſtanden der Bauernaufſtand und ihre verheerenden Raubzüge in Deutſchland, noch Münzers unſinnige Frevelthaten, die Gräuel der Wiedertäufer, welche die bewaffnete Macht kaum zu bändigen vermochte, und die, zu Tauſenden in Flüſſe geſtürzt, dort eine Todestaufe fanden, — ſo wie nicht wenig andere empörende Ereigniſſe, wobei ſo vieles Blut vergoſſen ward, in ganz friſchem Andenken. Noch ſtiegen in Frankreich die Rauchſäulen flammender Städte und Dörfer zum Himmel empor; ja noch rauchte daſelbſt das Blut Heinrichs III., der als ein Opfer der Factionen gefallen war, und noch ſtanden daſelbſt die unkatholiſchen Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herrſcher in den Waffen. Noch auch währte die Verfolgung der Katholiken in dem einſt ganz katholiſchen England; und allenthalben, ſelbſt in dem ſonſt ſo friedlichen Öſterreich, wo nun der Proteſtantismus täglich mehr überhand nahm, erhob ſich ein Aufruhr nach dem andern. Ueberall glimmte das Feuer unter der Aſche. Dazu kam auch, daß die Bekenner des Proteſtantismus ſich nicht mehr an die Augsburgiſche Confeſſion hielten; ſondern mit ſich ſelbſt uneins waren, in verſchie-

dene Secten zerfielen, die nur in ihrem Haſſe gegen die katholiſche Kirche zuſammentrafen; und daß die Prädikanten (unter welchen ſich nicht wenig abtrünnige Prieſter und Mönche befanden), ſtatt, wie ſie vorgaben, das reine Wort Gottes zu verkündigen, die Völker aufhetzten, zum Abfalle vom katholiſchen Glauben ermahnten, und in die gröblichſten Schmähungen ausbrachen; was nothwendig Reactionen erwecken mußte, wobei die katholiſchen Prediger ihnen nichts ſchuldig blieben; auf welche Weiſe denn blutige Raufhändel an der Tagesordnung waren. Kein Wunder alſo, daß Ferdinand den Proteſtantismus als die Grundurſache aller dieſer Übel betrachtete, und die Univerſität mit dem feſten Vorſatze verließ, denſelben in allen ſeinen Erblanden wo nicht gänzlich auszurotten, doch ſo viel möglich zu beſchränken; ohne von den Schwierigkeiten ſich abſchrecken zu laſſen, die dieſem rieſenhaften Unternehmen von allen Seiten ſich entgegen ſetzten.

Er hatte nun das achtzehnte Jahr erreicht und ward von Kaiſer Rudolph, als dem Oberhaupt des öſterreichiſchen Hauſes und Obervormund berufen, die Regierung ſeiner ererbten Lande und Leute anzutreten. In Folge deſſen ward für Steyermark der vierte Dezember (1596) zum Tage der Huldigung ausgeſchrieben; wo denn auch die Stände ihre Abgeordneten nach Hofe ſandten. Aber ſchon bei der erſten Zuſammentretung zeigten die proteſtantiſchen Deputirten ſich ſchwierig, und forderten vor allen Dingen, außer der Beſtätigung ihrer Privilegien, die

unbedingte Freiheit, nach der Augsburgiſchen Confeſſion zu leben, »ſowohl für ſich als für ihre Weiber, Kinder, Geſinde, in Summa Niemandts im Land ausgeſchloſſen.« — — Hierauf antwortete ihnen Ferdinand mit feſter Entſchloſſenheit, »er vernehme zwar mit Gefallen, daß die Stände zur Erbhuldigung ſich gehorſamſt erbieten; auch ſei er nicht abgeneigt, einen Entſchluß zu faſſen, der ihrer Sache gemäß wäre; doch habe das Anliegen ihres Religionsweſens mit der gegenwärtigen Erbhuldigung nichts zu ſchaffen. Auch wolle es ihm durchaus nicht geziemen, vor der Leiſtung derſelben und der Uebernahme ſeiner Länder irgend etwas vorzunehmen; daher verſehe er ſich, die gehorſamſten Stände und Landleute der Augsburgiſchen Confeſſion werden alle dieſe Difficultäten für den Augenblick bei Seite ſetzen, und ihr rühmliches Erbieten in Betreff der Erbhuldigung durch die That ſelbſt erweiſen.« — Ob nun auch die Stände auf dieſe Aeußerung mehrmals replizirten, blieb dennoch Ferdinand unerſchütterlich bei ſeiner Antwort; verſprach jedoch, Seiner Majeſtät dem regierenden Kaiſer Rudolph II. die Sache vorzutragen, und zu ihrer Beruhigung ſo viel zu thun als ſein Gewiſſen ihm erlaube; wornach denn die Huldigung mit allen Feierlichkeiten vor ſich ging.

Mit ungleich größerer Herzlichkeit und Freude leiſteten im folgenden Jahre die Stände von Kärnthen, Krain und Görz die Erbhuldigung. Die deputirten Commiſſäre und das Landvolk daſelbſt kamen ihrem Fürſten und Herrn bis an die Gränzen

des Landes glückwünſchend entgegen. Bei dieſer Gelegenheit gedenken die Khevenhillerſchen Annalen einer Kärntneriſchen Huldigungsſitte, die ihres hohen Alterthums und ihrer großen Naivetät wegen, zur Erheiterung der Leſer hier wohl eine Stelle verdient.

»Es iſt von uralten Zeiten her im Lande Kärnthen ein ſolches Herkommen im üblichen Gebrauch gehalten worden, daß wenn ein angehender Landesfürſt daſelbſt die Regierung antreten und das Land in Beſitz nehmen will, er daſſelbe von einem Bauern zu Lehen empfangen, und von ihm eingeſetzt werden muß; welches dann auf folgende Weiſe geſchieht.«

»Es iſt ein Bauerngeſchlecht unter den Edelthümern, heutigen Tages Herzog zu Glaſendorf genannt, welches hierzu von Alters her deputirt, und beſonders befreit iſt. So oft ſich nun der Fall ergibt, daß ein neuer regierender Fürſt angeht, kommt Einer aus dieſem Bauerngeſchlechte, dem ſolch Amt aus erblicher Gerechtigkeit zuſteht, und ſetzt ſich auf einen runden Marmorſtein, der zu Grauburg, ungefähr eine Meile Weges von Klagenfurt im Felde ſteht; welcher auch von Alters her geeignet und noch heutigen Tages (1597) daſelbſt zu ſehen iſt, mit des Landes Wappen darauf eingehauen. — Wenn nun der Bauer alſo auf dem Stein ſitzet, ſteht um ihn her das Landvolk und die ganze Bauerſchaft außerhalb der Schrankeu, die um den Stein aufgerichtet werden. Alsdann kommt der angehende Landesfürſt, daher in einem bäuriſchen Kleid, Hut und Schuhen,

und trägt einen Hirtenſtab in ſeiner Hand. Es führen ihn auch zwei Landherren, und folgt hierauf die ganze Ritterſchaft und der Adel in zierlichen Kleidern ſtattlich aufgeputzt, mit dem Panier des Erzherzogthums Kärnthen. Vor ihnen her geht zwiſchen zwei kleinen Panieren der Graf von Görz als Erbpfalzgraf von Kärnthen; und neben dem Fürſten führt man: auf der einen Seite ein ſchwarzes Rind, auf der andern aber ein mageres ungeſtaltetes Feldpferd.«

»Sobald nun der Bauer, der auf dem Marmorſtein ſitzet, den Fürſten erſehen, ſchreit er in windiſcher oder ſlavoniſcher Sprache: Wer iſt der, der alſo hochfährtig herein pranget? — Da antwortet das umſtehende Volk: Der Fürſt des Landes kommt!— Darauf ſpricht der Bauer: Iſt er auch ein gerechter Richter und Liebhaber des Heiles unſeres Landes freier Eigenſchaft? Iſt er auch ein Beſchirmer des chriſtlichen Glaubens und der Witwen und Waiſen?— Sie aber antworten: Ja er iſt's!«

»Es muß alſo der Fürſt dem Bauern bei ſeiner Treue um jetzt gemeldete zwei Stücke geloben, daß er wolle Gerechtigkeit halten; und um der Gerechtigkeit willen, daß er wolle ſo arm werden, daß er ſich mit ſolchem Vieh als dem Stier und Feldpferd nähren müſſe.«

»Hierauf fragt der Bauer wiederum: Wie und mit was Gerechtigkeit wird er mich von dieſem Stuhl bewegen? — Dem gibt alsdann der Graf von Görz zur Antwort: Man wird dich mit ſechzig Pfennigen

von dannen kaufen; dieſe zwei Hauptvieh, der Ochs und das Pferd werden dein ſeyn, und du wirſt des Fürſten Kleid nehmen; und dein Haus wird frei und unzinsbar ſeyn.«

»Nach dieſem Allen gibt der Bauer dem Fürſten einen ſanften Backenſchlag und gebeut ihm, daß er ein rechter Richter ſei. Damit ſteht er auf und führt das Vieh mit ſich hinweg. Die obgemeldeten zwei Landherren aber führen den Erzherzog zu dem Stuhl; dieſer ſteigt nun darauf mit einem bloßen Schwert, wendet ſich um und um, ſchwingt dasſelbe in der Luft, und gelobt dem Volke ein gut und gleich Gericht.«

»Hernach zieht der Landesfürſt in die Sanct Peterskirche, die zunächſt auf einem Berglein ſteht, und nach vollbrachtem Amt zieht er die bäuriſchen Kleider aus, legt die fürſtlichen Gewande an, und hält mit dem Adel und der Ritterſchaft eine Mahlzeit. Iſt dies geſchehen, dann reitet er herüber zu dem Lehenſtuhl, der im Zollfelde ſteht; darauf ſetzt er ſich gegen Aufgang der Sonne, und leiſtet einer ehrſamen Landſchaft mit entblößtem Haupte und aufgehobenen Fingern den gewöhnlichen Eid und Jurament, ſo ihm vorgehalten wird, darin er gelobt und ſchwört, gemeldte Landſchaft bei allen ihren Gnaden und Freiheiten, wie dann das von Alters Herkommen, zu halten, zu handhaben und bleiben zu laſſen, und dagegen nimmt er auch die Gelübde und Huldigungen von ſeinen Landleuten auf, wobei er Anlaß nimmt, die Lehen daſelbſt zu berufen und zu verleihen.«

Sobald die Huldigung vorüber war, begab ſich Ferdinand an den Hof des Kaiſers, der damals zu Prag reſidirte, dem Monarchen ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, ihm für die geführte Vormundſchaft zu danken, und wegen der Religionsangelegenheiten ſich ernſtlich mit ihm zu berathen. Rudolph empfing ihn gütig und ertheilte ihm und ſeinem eigenen älteſten Bruder, dem Erzherzog Mathias, der ebenfalls um dieſelbe Zeit nach Prag kam, den Orden des goldenen Vließes. Doch war er viel zu ſehr mit andern Dingen beſchäftigt, um ſich mit beiden Erzherzogen über Regierungsgeſchäfte zu beſprechen. Mehr zum Künſtler als zum Regenten geboren, hatte dieſer ſonderbare, in Spanien erzogene Fürſt, der zwar edlen, doch von Natur etwas trübſinnigen Gemüthes war, ſich nie recht mit der deutſchen Nation befreunden, noch weniger den Sorgen und anſtrengenden Arbeiten der Regierung Geſchmack abgewinnen können. In düſterer, beinahe unzugänglicher Zurückgezogenheit, von Wahrſagern, Goldmachern, Sterndeutern, Bildhauern und Malern umgeben, trieb er ſelbſt Aſtrologie, Alchimie, Kaballa und bildende Künſte, in welchen letztern er ausgezeichnete Fertigkeit beſaß. Dies war ſein Wirkungskreis, dies ſeine Welt; hierzu war ſein ganzer Pallaſt eingerichtet, den er beinahe niemals verließ; ſo daß das Volk mehr als einmal der Meinung war, der Kaiſer ſei geſtorben.

Gleichwohl übergab er Ferdinands Anfrage über die Religionsangelegenheiten einigen vertrauten Reichshofräthen, die Zutritt zu ihm hatten, zur Be-

rathſchlagung; ihr Gutachten aber ging dahin, daß Seine Durchlaucht allerdings Fug und Macht haben, die neue Religionsübung in ihren Ländern abzuſtellen; ja ſogar, wenn anders Sie dies zu thun vermöchten, im Gewiſſen dazu verpflichtet ſeien. Ob dies aber nun an der Zeit wäre; ob nicht etwa Aergeres daraus erfolgen, ja ob es nicht am Ende den Verluſt der gänzlichen Religion ſo wie auch der Lande und Leute nach ſich ziehen könne, da die Stände mächtig wären und mit ihren Religionsverwandten im deutſchen Reiche, ja auch mit dem nahen und feindſeligen Venedig und den noch furchtbareren Türken ſich in Verbindung ſetzen und auf ſolche Weiſe das Erzhaus an den Rand des Untergangs bringen könnten, dies überließen ſie Seiner Durchlaucht vernünftiger Weiſe zu bedenken.

Nichts deſto weniger hatte der Kaiſer ſelbſt, vielfältig von dem Benehmen der Proteſtanten, und noch mehr von mancherlei Gewaltthätigkeiten und Exceſſen bewogen, die unter dem Vorwand der Religion verübt wurden, die katholiſche Reformation in Öſterreich begonnen, die er mit allem Ernſte betrieb; und ſchon im vorhergehenden Jahre ein Edikt für dieſe Länder erlaſſen, das als Norm für alle übrigen Staaten galt. Durch dies Edikt ward allen weltlichen Obrigkeiten verboten, in Dingen, welche die geiſtliche Jurisdiction beträfen, dem Diöceſanbiſchof oder den Officialen desſelben an der Vollziehung ihrer Gewalt den mindeſten Eingriff zu thun; ſo wie die pfarrlichen Rechte der katholiſchen Stände irgend zu beein-

trächtigen. Ausdrücklich auch wurde darin wiederholt, daß die Conceſſion, die den Mitgliedern des Herren- und Ritterſtandes für die Ausübung der proteſtantiſchen Religion verliehen war, ſich auf ihre Schlöſſer und Häuſer, keineswegs aber auf Bürger und Landleute erſtrecke, welche bei ihren ordentlichen Pfarrkirchen zu verbleiben hätten. Auch waren von dieſer Conceſſion Städte und Märkte förmlich ausgeſchloſſen. Meineidige Prieſter und Ordensperſonen ſollten alsbald aus dem Lande geſchafft, die neu errichteten Conſiſtorien aufgehoben, die zu Linz im Landhauſe errichteten Schul- und Religionsminiſterien abgeſtellt werden; die kaiſerlichen und ſtädtiſchen Beamteten ſollten zur katholiſchen Religion zurückkehren; und Niemand ſollte einen Prädikanten berufen, noch der Predigt desſelben beiwohnen.

Nach einem kurzen Aufenthalte am Hofe des Kaiſers kehrte Ferdinand abermal nach Grätz zurück. Dort bedachte er nun die Reformation in Religionsſachen, die er im Innern ſich gedrängt fühlte, in ſeinen Landen um jeden Preis durchzuſetzen, von allen Seiten ernſtlich und reiflich; ordnete auch in dieſer Hinſicht öffentliche Gebete an, und befand, Alles wohl überlegt, daß die Bewilligung zur Ausübung der proteſtantiſchen Religion, die ſein Vater, der Erzherzog Karl, im Jahr 1578 den Gliedern des Herren- und Ritterſtandes verliehen hatte, nur eine perſönliche Bewilligung geweſen ſei, die ſeine Erben auf keinen Fall binde; zumal dies ausdrücklich in jenem Religionsconceß ausgeſprochen war; ja daß

der Deſpect und ſo vielfältige Widerſetzlichkeiten, ſowohl in religiöſer als politiſcher Beziehung, die hieraus hervorgegangen, ins beſondere jener Aufſtand zu Grätz, der ſeinem erlauchten Vater das Leben gekoſtet hatte, ihm ſo tief zu Gemüthe gegangen, daß er, wofern er länger gelebt, jene Bewilligung ſicherlich wieder aufgehoben hätte. Dazu kam auch noch, daß er Gefahr lief, in ſeinen eigenen Städten, Marktflecken und Pfarreien bald nicht mehr Herr zu ſeyn; da jeder Aufruhr ſich leicht unter den Deckmantel der Religion verbergen konnte; und daß die unkatholiſchen Landesſtände bereits ohne Vorwiſſen des Landesfürſten Geſandte auf die Zuſammenkünfte im Reiche ausſendeten, und ein völliges unabhängiges Gubernium in Religionsſachen aufrichten wollten. Über Alles aber konnte ihm wohl Niemand das unbeſtrittene Reformationsrecht benehmen, das Churpfalz, Sachſen, Brandenburg, die Reichsſtädte und fremde Königreiche unbedingt ausübten. Denn gleichwie dieſe ihre untergebenen Völker hin und wieder ſogar durch Martern vom Abfalle von der, ſeit dem früheſten Urſprung des Chriſtenthums beſtehenden katholiſchen Kirche zwingen konnten, alſo blieb es auch wohl ihm unbenommen, ſeine Völker zu verhalten, dieſe katholiſche Religion nicht gegen eine Confeſſion zu vertauſchen, die erſt von geſtern her datirte, und ſolche überhaupt nicht in ſeinen Landen zu dulden; zumal ſie bereits ſo viele Unordnungen, blutige Auftritte und verheerende Kriege erzeugt, und ſeine eigenen Provinzen in die größte Verwirrung

2 *

gebracht hatte; nichts davon zu ſagen, daß die gelehrten Proteſtanten, ja Luther ſelbſt lehrten, es ſei allerdings möglich, in der katholiſchen Kirche ſelig zu werden; die katholiſchen Gottesgelehrten dagegen von den formellen Häretikern (doch nicht eben ſo von den materiellen, die ohne ihre Schuld in der Häreſie lebten) das Gegentheil behaupteten. — Indeſſen ging er, wie ſelbſt Hormayr in Ferdinands Biographie bezeugt, »Schritt für Schritt ohne vieles Aufſehen und was das Vorzüglichſte war, ohne Grauſamkeit vor.« Was aber die Schwierigkeiten und Gefahren in der Ausführung dieſes Unternehmens betrafen, erſchütterten ſie ſeinen Muth nie und nimmer.

Bevor er jedoch zur Reformation in Religionsſachen ſchritt, machte er in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre (1598) mit wenigen ſeiner Hofkavaliere incognito eine Wallfahrtsreiſe nach Loretto und nach Rom, wo er dieſe Angelegenheit als die wichtigſte ſeines Lebens in eifrigem Herzensgebet dem göttlichen Schutze empfahl; und kehrte dann, nachdem er die vorzüglichſten Denkwürdigkeiten in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt in Augenſchein genommen, nach mehreren Unterredungen mit dem Papſte Clemens VIII. über ſein Vorhaben, mit dem apoſtoliſchen Segen desſelben nach ſeiner Reſidenz zurück.

Kurz darauf erließ er ein Dekret an den Landeshauptmann und die Verordneten in Steyermark, kraft deſſen ihnen hohen Ernſtes aufgetragen wurde, das ganze proteſtantiſche Stift-, Schul- und Religionsexercitium, ſowohl zu Grätz als zu Judenburg

und in allen, Seiner Durchlaucht eigenthümlichen Städten, Märkten und den Bezirken derſelben innerhalb vierzehn Tagen gewißlich einzuſtellen, und ihre Prädikanten und Wortsdiener dahin zu verweiſen, daß ſolche binnen dieſes Termins Seiner erzherzoglichen Durchlaucht Lande räumen, und darin ſich keineswegs weiter ſollten betreten laſſen. Auch ſollten ſie, der Landeshauptmann und die Verordneten, der Beſtellung ſolcher Perſonen und Wortsdiener in Seiner Durchlaucht eigenthümlichen Städten, Märkten und Flecken und den Bezirken derſelben ſich gänzlich enthalten. Eben ſo erließ er auch ein Schreiben an die Stiftsprädikanten, Schulrectoren und Lehrer, daß ſie von der Stunde an alles Predigens und Schulhaltens ſich begeben, und binnen gegebener Friſt, bei Verluſt Leibes und Lebens in Seiner Durchlaucht Landen ſich nicht mehr ſollten betreten laſſen.

Dieſe Beſchlüſſe veranlaßten viele Vorſtellungen und gegenſeitige Schriften. Doch Ferdinand blieb unerſchütterlich; und als die Proteſtanten ſich weigerten zu gehorchen, und Schutz wider ihren Landesherrn ſuchten, erfolgte ein noch weit gemeſſenerer Befehl, mit dem Zuſatze, daß die angedrohte Strafe an Denjenigen, die nach acht Tagen ſich noch betreten ließen, unnachſichtlich in Erfüllung gehen würde. Als nun die Prädikanten ſolchen Ernſt ſahen, ſäumten ſie nicht länger und zogen aus dem Lande. Es begann aber Ferdinand dieſe Fortſchaffung vorzüglich darum bei der Stadt Grätz, weil das ganze Land die Augen auf dieſe Hauptſtadt gerichtet hatte, und

die übrigen Prädikanten ſowohl in Steyermark ſelbſt als auch in Kärnthen und Krain von den Stiftsprädikanten daſelbſt abhingen. Übrigens traf Ferdinand ſo ſichere Maßregeln, daß alles ohne Aufſtand und ſogar ohne großes Aufſehen vor ſich ging.

So hart das Verfahren des Erzherzogs auch bedünken mag, hatten dennoch der Adel und die Prädikanten ſelbſt gerechte Urſache dazu gegeben. Denn es war bereits ſo weit gekommen, daß ſeine Lande, unter dem Vorwand der Religionsfreiheit, nicht ſowohl der landesfürſtlichen, als ihrer eigenen Regierung untergeben ſeyn wollten; in ihren Gemeinden, ja ſogar in den Pfarreien des Landesfürſten, worüber er doch Vogt und Lehensherr war, eigene Pfarrer und Prädikanten einſetzten; ohne des Landesfürſten Vorwiſſen Kirchen und Schulen erbauten; das Verbot erließen, irgend einen katholiſchen Landmann oder Bürger aufzunehmen; ja die Katholiken von den Ämtern des Landes ausſchloſſen; und, ſandte der Landesfürſt ihnen eine Verordnung zu, erſt unter ſich berathſchlagten, ob ſie dieſelbe annehmen ſollten oder nicht. Zu Wien ſelbſt führten ſie die Prädikanten zuerſt heimlich ein, ließen ſie dann öffentlich auftreten, räumten ihnen das Landhaus ein, vertrieben die Minoriten von Kirche und Kloſter, und beſetzten ſolche dann mit ihren Wortsdienern; die, gegen alles Verbot, mit größter Thätigkeit daran arbeiteten, die Katholiken zu ihrer neuen Lehre anzuziehen, und auf ſolche Weiſe, ſtatt Liebe und Eintracht, Haß und Zwietracht verbreiteten.

Nach der Fortſchaffung der Prädikanten ſtellte Ferdinand den unkatholiſchen Bürgern in allen drei Ländern es frei, in gegebener Friſt entweder zur katholiſchen Kirche zurück zu kehren; oder aber ihre Habe zu verkaufen und mit Erlegung des zehnten Pfennigs aus dem Lande zu ziehen. Dies hatte denn zur Folge, daß Manche wieder zur katholiſchen Kirche zurückkehrten, viele andern jedoch, und zwar die reichſten Familien in die proteſtantiſchen Länder Deutſchlands auswanderten. Indeſſen war, abgeſehen von dieſem Religionseifer Ferdinands, ſeine Regierung ſo mild, daß ſelbſt die unkatholiſchen Landesſtände und Inwohner ihm ungeheuchelt das Lob ertheilten, ſie verlangten nie einen beſſern und freundlichern Landesfürſten als ihn, wenn er nur ein minder eifriger Katholik wäre.

Gewiß war auch kein Fürſt liebreicher gegen ſeine Unterthanen; und keiner auch war wachſamer für das allgemeine Wohl ſeiner Länder als Ferdinand. Er ſtrengte ſich beinahe über ſeine Kräfte an, die windiſchen und croatiſchen Meeresgränzen zu ſichern; und befeſtigte ſolche auch ſo ſtark, daß von dieſer Seite die Türken damals nichts unternehmen konnten. Auch beſchloß er, wiewohl er eben kein Kriegesmann war, einen Feldzug nach Ungarn zu thun, und der Belagerung von Kaniſcha beizuwohnen, um durch ſeine perſönliche Gegenwart das Kriegesheer wenigſtens zu ermuntern, das daſelbſt gegen die Türken focht, und die genannte Feſtung beſchoß und mit Sturm zu erobern gedachte. Doch war die Feſtung

zu gut verwahrt und auch die Witterung allzu ungünſtig. Denn die Kälte war ſo ſtrenge, daß (1601) nahe an drei tauſend Perſonen und über drei hundert Pferde bei dieſer Belagerung erfroren. In den folgenden Jahren während welcher dieſer furchtbare Türkenkrieg noch immer fortdauerte und dieſe barbariſchen Völker beinahe ganz Ungarn überſchwemmten, drangen ſie auch bis Steyermark ein; wurden aber von den Truppen Ferdinands und von ſeinem Landvolke dergeſtalt empfangen, daß ſie mit großem Verluſt aus dem Lande weichen mußten.

Ein Jahr hierauf (1606) ward Kaiſer Rudolph aus dringenden Urſachen bewogen, mit Einwilligung der Churfürſten einen Reichstag nach Regensburg auszuſchreiben, und zwar war es Anfangs ſeine Abſicht, demſelben perſönlich beizuwohnen. Doch der Regierungsgeſchäfte ungewohnt, änderte er ſeinen Entſchluß bald ab, und beſchloß einen Commiſſär nach dieſer Reichsſtadt zu ſenden, der ſeine Stelle vertreten ſollte. Hierzu ernannte er denn ſeinen Vetter, unſern Ferdinand, der aber dieſen Auftrag nur ungern übernahm, theils weil er mit der Regierung ſeiner Länder vollauf zu thun hatte; theils auch, und zwar vorzüglich darum, weil er ſeine Oheime, beſonders den älteſten derſelben, den Erzherzog Mathias, den der Kaiſer von dieſer ehrenvollen Sendung ausgeſchloſſen, nicht beleidigen wollte. Denn ſchon damals hatte die Uneinigkeit zwiſchen dieſem Prinzen und dem Kaiſer angefangen, von welcher in der Folge die Rede ſeyn wird. Aus finſterm Argwohn

ſetzte der Kaiſer ſeinen Bruder Mathias bei jeder Gelegenheit zurück, mißgönnte ihm die Thronfolge, wollte nicht einmal den Frieden ratifiziren, den dieſer Erzherzog im folgenden Jahre mit Zuſtimmung der Geſandten der Königreiche und Länder mit den Türken ſchloß; ja er weigerte ſich ſogar, die nothwendigen Vorkehrungen zum Kriege gegen dieſen mächtigen Feind der Chriſtenheit zu treffen; wodurch beinahe, zur größten Schadenfreude Frankreichs, Venedigs und anderer feindlichen Mächte, die Erbländer in Gefahr geriethen, in die Gewalt der Türken zu kommen. Dies bewog denn Mathias mit den erſten und mächtigſten Herren in Öſterreich und Ungarn, ohne Unterſchied der Religion, Rath zu halten, was in dieſer ſchweren Gefahr zu thun ſei; wozu er auch den Biſchof von Wien, Melchior Kleſel zog; und dieſe Rathsverſammlung legte den Grund zu dem förmlichen Bruch des Erzherzogs mit dem, in beinahe gänzliche Unthätigkeit verſunkenen Kaiſer.

Indeſſen machte ſich Ferdinand mit einem glänzenden Gefolge auf und begab ſich nach Regensburg, den Vorſitz bei dem Reichstage zu führen, der vorzüglich wegen der Beiſteuer an Hilfsgeldern und Kriegesvolk gegen die türkiſche Macht war ausgeſchrieben worden. Denn es ſtand zu befürchten, daß die Türken, ſobald ſie die Perſer beſiegt hätten, mit ganzer Macht aufbrechen, und durch Ungarn in Deutſchland einfallen würden. Es ward demnach vorgeſchlagen, daß die Stände des Reiches zwanzig tau-

ſend Mann Fußvolkes und vier tauſend Pferde unterhalten, oder aber eine genügende Summe zuſammen ſchießen ſollten, ein ſolches Kriegesheer zu unterhalten. Überdies war der Antrag, die Verwaltung der Juſtiz am kaiſerlichen Kammergerichte zu reformiren; ſo wie auch wegen der Niederlande zu unterhandeln, die ſich unter dem Namen Holland als eine eigene Republik vom Reiche lostrennen wollten, wodurch nicht nur der Krone Spanien eine Provinz, ſondern auch dem deutſchen Reiche ſehr bedertende Vortheile entriſſen wurden; ferner ſollte das Münzweſen regulirt, und endlich den beſtändigen Klagen wegen der Reichsmatrikel abgeholfen werden.

Als nun dieſe Vorträge geſchehen waren, begann alsbald ein heftiger Streit zwiſchen den Proteſtanten und den Katholiken, welche Puncte zuerſt ſollten verhandelt werden. Denn die Katholiken begehrten, man ſollte allerdings in der Ordnung vorgehen, wie ſolche waren vorgetragen worden, und alsbald bei der Steuer zu dem Türkenkriege beginnen. Dagegen aber behaupteten die Proteſtanten, nichts ſei dringender nothwendig, als die Bedürfniſſe des Reiches vorzunehmen und von der Reformation der Gerechtigkeitspflege und der Schlichtung der Mißhelligkeiten zu handeln, die wegen der Religion ſich entſponnen hatten. Nachdem nun beide Parteien vier Monate lang hierüber gezankt hatten, und keine der andern nachgeben wollte, die Händel aber zwiſchen dem Kaiſer Rudolph und ſeinem Bruder, dem Erzherzog Mathias täglich ernſter wurden, zerſchlug ſich endlich

dieſer Reichstag ohne Frucht, und es reisten die meiſten Geſandten wieder ab. Ihrem Beiſpiele folgte endlich auch Ferdinand, beſonders da er die Nachricht erhielt, die Erzherzogin, ſeine Mutter, liege in tödlicher Krankheit darnieder, und man erwarte täglich ihre Auflöſung.

Die Betrübniß des Erzherzogs über den baldigen Tod ſeiner geliebten Mutter, einer ſo weiſen als gottesfürchtigen Frau, wurde durch die Geburt eines Sohnes gemildert, der im nämlichen Jahre (1608) ihm geboren ward, und in der Taufe den Namen **Ferdinand Ernſt** erhielt. Dies Ereigniß war um ſo erfreulicher, als der Stamm des öſterreichiſchen Hauſes ſeinem Erlöſchen nahe war. Denn nie hatte Rudolph ſelbſt, ob er auch eben kein Feind des weiblichen Geſchlechtes war, zur Ehe ſchreiten wollen; und eben ſo wenig hatte er dies auch ſeinen Brüdern geſtattet, was die Erbitterung ſeines älteſten Bruders **Mathias** noch höher ſteigerte; der endlich, doch erſt in ſeinem fünf und fünfzigſten Jahre, gegen deſſen Willen, mit Anna, einer Tochter ſeines Oheims **Ferdinand** von Tyrol, ſich vermählte.

Rudolphs unfürſtliche Beſchäftigungen mit Goldmacherei und andern Künſten dieſer Art und ſeine Gleichgültigkeit, ſelbſt gegen die dringendſten Angelegenheiten der Regierung hatte nicht nur ſeit längerer Zeit alle Gemüther von ihm abgewendet, ſondern auch die verderblichſten Folgen nach ſich gezogen. Denn war je zu einer Zeit dem deutſchen Reiche ein weiſer und thatkräftiger Kaiſer nothwendig geweſen,

ſo war es gewiß jetzt, wo die Gährung in ganz Europa überhand genommen hatte, und ganz Deutſchland vor der gewaltigen Übermacht der Türken zitterte. Auch hatte Heinrich IV., König von Frankreich, ſchon den räuberiſchen Plan entworfen, die öſterreichiſchen Lande an ſich zu reißen, die, wie er erachtete, unter einer ſolchen Regierung leichten Kaufes wären. Wahrſcheinlich auch hätte er dieſen Plan, wenn nicht gänzlich, doch größtentheils ausgeführt, wofern nicht die allwaltende Vorſehung, die ſchirmend über Öſterreich wachte, ſeinem Ehrgeitz durch einen gewaltſamen Tod ein ſchnelles Ziel geſetzt hätte. Indeſſen verlor, Richelieu dieſen Plan nie aus den Augen, und dieſer ſo kluge als furchtbare und gehaßte Staatsmann, führte in der That ſo viel davon aus, als der zerrüttete Zuſtand von Europa ihm erlaubte.

Die Unthätigkeit des Kaiſers war ſo groß, daß er kaum die Geſandten fremder Mächte vorließ, um das Kriegsweſen ſich gar nicht annahm, alle laufenden Geſchäfte zur Seite legte, und dennoch, wenn in dringenden Fällen die Statthalter und andere Befehlshaber, ob auch nach Vernunft und Billigkeit entſchieden hatten, in wunderſamem Eigenſinn, als Solche ſie abſetzte oder beſtrafte, die ohne Auftrag und eigenmächtig gehandelt hätten. Oft hatte dieſe Handlungsweiſe Rudolphs ſeinen älteſten Bruder und Thronfolger bis ins Innerſte entrüſtet; der, hätte er ihn zur Regierung ſich beigeſellt, als ein talentvoller und thätiger Fürſt, ihm den Ruhm einer

geſegneten Regierung geſichert hätte. Nun aber ſchwebte durch Rudolphs Schlaffheit die Monarchie bereits am Rande des Untergangs und forderte einen kräftigen Arm zu ihrer Rettung. Der Siebenbürger Stephan Botskay, den die ottomaniſche Pforte zum König von Ungarn ernannt hatte, wollte dieſen Titel nicht vergeblich führen, ſondern eilte mit bewaffneter Hand, ſich in den wirklichen Beſitz des Königreiches zu ſetzen; vertrieb den, durch ſeine gehäſſigen Vorkehrungen, die er auf Rudolphs Befehl in dem Religionsweſen trieb, verhaßten italieniſchen Befehlshaber Belgiojoſo aus Oberungarn, und die Nation ſelbſt unterwarf ſich ihm theils freiwillig, theils durch die Gewalt der Waffen gezwungen. Schon war ſein ganzes Heer im Anzuge gegen Öſterreich, und verwüſtete bereits einen Theil von Mähren, das Marchfeld und bedrohte ſogar die Nähe von Wien.

In dieſer äußerſten Bedrängniß ſchnelle Hilfe zu ſchaffen, vereinten ſich die erlauchten Brüder des Kaiſers: Mathias, Maximilian und Albrecht, nebſt ihren Vettern Maximilian Ernſt und unſerm Ferdinand, und erklärten in einer öffentlichen Acte den Kaiſer Rudolph wegen ſeiner Gemüthskrankheit »für nicht allerdings tauglich zur Regierung«, weßhalb ſie denn von der Noth der Zeiten bedrängt, den Älteſten des durchlauchtigſten Erzhauſes, nämlich den Erzherzog und Herrn Mathias als die Säule und Stütze desſelben erwählt hätten; dem ſie auch nach ganzem Vermögen beiſtehen wollten. Auch berichteten ſie dem

ſpaniſchen Hofe dieſen Vorgang, zu welchem ſie wegen periculi in mora nothgedrungen geweſen wären.

Nicht ſobald war dieſe Anordnung getroffen, als Mathias ſich aufmachte, den Botskay aus dem Lande ſchlug, und ihn aus Mähren und Ungarn bis nach Siebenbürgen verfolgte. Mit glänzendem Gepränge ging der ungariſche Adel dem Sieger entgegen, der hierauf, auf dem Landtage zu Preßburg zwiſchen dieſem Königreiche und Öſterreich eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz zur Vertheidigung gegen die Türken ſchloß; welche auch bei ſeiner Zurückkunft nach Wien die öſterreichiſchen Stände, wiewohl nach einigen Debatten, beſtätigten. Durch dieſe treffliche Maßregel wurde endlich, nach langer Zeit, der Friede in Ungarn wieder hergeſtellt.

Stolz auf das Glück ſeiner Waffen, ſo wie auf das Anſehen, das er in Ungarn, Öſterreich und Mähren ſich erworben hatte, zog nun Mathias ohne Zeitverluſt, mit dem ganzen Kriegesvolke nach Prag, zu Rudolphs nicht geringer Verwunderung. Aber dieſe Verwunderung des Kaiſers verwandelte ſich in die größte Beſtürzung, als er die, nie zu rechtfertigende Abſicht ſeines Bruders vernahm, die ungariſche Krone und das Erzherzogthum Öſterreich ihm abzunöthigen. Dieſe Handlung verdunkelte allen Glanz ſeines Sieges und der beinahe einzigen Großthat durch welche Mathias ſich auszeichnete. Seine Erſcheinung ſchreckte Rudolph aus dem Schlafe auf, er beſann ſich nicht lange, ließ alsbald die

böhmiſchen Stände und ſo viel Kriegesvolk zu Roß und zu Fuße als möglich verſammeln, und rüſtete ſich, den Schlag abzuwenden, der ihm bevorſtand. Mathias jedoch ward auf das genaueſte von Allem unterrichtet, was in der Stadt vorging, und war ihm an Streitkraft weit überlegen. Dazu hatte er nicht wenige aus den Ständen auf ſeiner Seite; ſogar die von der Augsburgiſchen Confeſſion verhießen ihm ihre Zuſtimmung gegen unbeſchränkte Religionsfreiheit; die er ihnen auch, trotz aller Vorſtellungen ſeines Miniſters, des Biſchofs Kleſel, und des böhmiſchen Kanzlers, Stenko Poppel von Lobkowitz und anderer Gutgeſinnten zuſagte. Indeſſen wirkten doch dieſe Vorſtellungen ſo viel, daß Alles auf den nächſten Landtag verſchoben ward; womit die Stände ſich zufrieden gaben. Nach mehreren Unterhandlungen endlich ward zwiſchen beiden Brüdern Frieden geſchloſſen, und der Kaiſer trat dem Erzherzog die Krone von Ungarn unter gewiſſen Bedingniſſen ab, zu welchen auch dieſe gehörte, daß Mathias dem Kaiſer ſeinen Antheil an Tyrol cediren, und bei den Landtagen von den, ihm überlaſſenen Provinzen ihm eine bedeutende Geldſumme erwirken ſollte.

Nach dieſen Verhandlungen zog Matthias unter den glänzendſten Feierlichkeiten und dem Donner der Kanonen durch prächtige Ehrenpforten in Wien, und kurz darauf eben ſo in Preßburg ein; mußte jedoch an beiden Orten ſeine königliche Würde von den Proteſtanten um erniedrigende Zugeſtändniſſe und Privilegien erkaufen.

Im nämlichen Jahre noch (1609) ertheilte Rudolph, und zwar großentheils von den proteſtantiſchen Ständen dazu gedrängt, theils aber auch aus Erbitterung gegen den nunmehrigen König Matthias, den Huſſiten, oder wie ſie lieber ſich nannten, den Utraquiſten oder sub utraque (weil ſie das Abendmahl unter beiden Geſtalten empfingen und dadurch von den Katholiken ſich unterſchieden, die ſie sub una nannten), den ſogenannten Majeſtätsbrief, in welchem er ihnen völlige, unbedingte Religionsfreiheit ertheilte. Einen ähnlichen Majeſtätsbrief ertheilte er auch den Ständen in Schleſien, die ihre Geſandten deßfalls nach Prag abgeordnet hatten; und wiewohl der beſagte oberſte Kanzler, Poppel von Lobkowitz, ſelbſt bei Androhung des zum Fenſterhinauswerfens, ſich weigerte, dieſe Urkunde zu unterſchreiben, weil ſie durchaus gegen ſein Gewiſſen ſei; und ſolche zuletzt von dem oberſten Burggrafen mußte unterſchrieben werden, ſo ließ dennoch Rudolph auch den Öſterreichiſchen Ständen einen ähnlichen Brief verheißen, wofern ſie von Matthias abfallen wollten; was denn beide erlauchten Brüder für immer mit einander entzweite.

Lange ſchon hatte Erzherzog Ferdinand von Grätz aus mit innerlicher Wehmuth dieſem leidigen Bruderzwiſte zugeſehen, und ſich auf alle Art und Weiſe bemüht, beide erlauchten Brüder zu einem gütlichen Einverſtändniſſe zu vermögen; ſo wie auch dahin zu wirken, daß die Stände ſowohl in Böhmen als in Öſterreich zwar bei ihren alten Privilegien verblieben; doch zugleich auch weiſe zu verhüten, daß ih-

nen keine neuen verliehen würden, die dem Regententhauſe zum Nachtheil, wo nicht zur Schmach gereichten. Denn er ſah allerdings ein, daß, weil alle ſeine Oheime kinderlos waren, dieſe Königreiche und Länder ihm ſelbſt einſt erblich zufallen würden; und daß er dann mit denſelben zugleich auch alle, der Religion und dem erlauchten Regentenhauſe nachtheiligen Privilegien mit übernehmen müſſe, und (wie auch leider die Folge auf die traurigſte Weiſe es zeigte), die Unruhigen und Friedensſtörer, unter dem Vorwand der Religionsconceſſion und geſtatteter Privilegien, Krieg und Aufruhr erwecken würden. Dies bewog ihn endlich ſelbſt, eine Reiſe nach Prag zu thun, ſich, wo möglich, ernſtlich mit dem Kaiſer zu beſprechen.

Zu dieſer Reiſe kam auch noch ein anderer, und zwar ſehr dringender Grund. Sein eigener jüngſter Bruder Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg, ein noch junger, aber über die Gebühr ehr- und länderſüchtiger Herr, hatte mit ſo feiner Schlauheit die Gunſt des Kaiſers und ſeiner Miniſter zu erſchmeicheln gewußt, daß ſie ſämmtlich damit umgingen, ja auch bereits Vorkehrungen trafen, ihm die Nachfolge im Königreiche Böhmen zu ſichern; und dann mit den Churfürſten unterhandeln wollten, daß ſie zum römiſchen Könige ihn erwählten. Sie hofften auch hierin um ſo leichteres Spiel zu haben, als es ſie bedünkte, es würde ſowohl den Churfürſten als den Böhmen ſelbſt willkommen ſeyn, auf ſolche Weiſe die Erbfolge zu unterbrechen, und nicht immer

nothwendig Denjenigen zu erwählen, der ohnedies rechtmäßiger Erbe ſei. Überdies, meinten ſie, ſeien des Kaiſers Brüder nun bereits bei Jahren und kränklich; von Matthias aber, den der Kaiſer vorzüglich haßte, ſei es ſehr unwahrſcheinlich, daß er je Kinder aus ſeiner Ehe gewinnen werde. Maximilian (des Kaiſers zweiter Bruder) Hoch- und Deutſchmeiſter, habe kein Verlangen nach der Succeſſion; Albrecht aber, der ohnedies beſtändig krank ſei, begnüge ſich gern mit der Regierung der Niederlande; und was vollends den Erzherzog Ferdinand von Steyermark betreffe, ſei er, wegen der Reformation der Religionsangelegenheiten in ſeinen Ländern, bei den Churfürſten von der Pfalz, von Sachſen und Brandenburg ſo ſehr verhaßt, daß ſie ihn nimmermehr würden zur römiſchen Königskrone gelangen laſſen. Daher ſei es rathſam, den Mittelweg zu gehen und Leopold zum römiſchen König zu befördern. Um alle dieſe Ränke wußte Ferdinand; und darum auch drang er nun ernſtlich auf eine Vermittlung zwiſchen dem Kaiſer Rudolph und deſſen Bruder Mathias, damit durch dieſelbe das Erzhaus und die Königreiche und Länder desſelben vor fernern Unruhen und vor gänzlicher Alienirung bewahrt würden.

Kaiſer Rudolph ſelbſt, von nagenden Sorgen bedrängt, hatte (1610) unſern Erzherzog nebſt einigen Chur- und Reichsfürſten nach Prag zu einer Conferenz eingeladen, worin mehrere ſtreitige Puncte in Angelegenheiten des Reiches, ganz vorzüglich aber die Verſöhnung mit beiden Brüdern zur Ver-

handlung kommen ſollten, um auf ſolche Weiſe das gegenſeitige deutſche Vertrauen und gute Einverſtändniß wiederherzuſtellen, dem Kaiſer billige Genugthuung zu geben und ſein kaiſerliches Anſehen zu ſeinem frühern Glanze wiederherzuſtellen.

Sogleich bei ſeinem Eintritt gewann Ferdinand alle Herzen. Die Reichsfürſten hatten nach der Schilderung der, von ſeinen Ländern ausgewanderten Proteſtanten, erwartet, einen finſtern und leidenſchaftlichen Tyrann zu ſehen, der von Jeſuiten ſich regieren ließe, und in allen Dingen willkührlich, unbillig und unchriſtlich vorginge; — denn alſo hatten ſeine Feinde ihn verſchrien, — und ſtatt deſſen ſahen nun alle Chur- und Reichsfürſten, ſo wie alle böhmiſchen und ſchleſiſchen Stände, die bei dieſer Verſammlung zu Rathe waren, zu ihrer nicht geringen und freudigen Verwunderung, einen frommen, gerechten, ehr- und friedliebenden deutſchen Fürſten, der nichts weniger als geneigt war, von irgend Jemand ſich beherrſchen zu laſſen, zwar in Religionsangelegenheiten gleich andern Fürſten und Ständen das Reformationsrecht in ſeinen Landen mit Fug und Recht ausübe, doch darin nichts vornahm, außer was dem Religions- und Profan-Frieden gemäß war, und der ſowohl in öffentlichen Verhandlungen als in beſondern Unterredungen ſich frei und offenherzig äußerte, er pflege die Verleihung neuer Conceſſionen und Privilegien früher wohl zu bedenken; halte dann aber auch getreu und aufs genaueſte, was er einmal verſprochen habe.

So groß der Haß geweſen war, mit welchem die Reichsfürſten, zumal der Churfürſt von Sachſen, gegen ihn eingenommen war, ſo lieb gewannen ihn nun alle. Selbſt die Stände der Utraquiſten ſuchten ſowohl bei Hofe als auf den Jagden ihm aufzuwarten; und ſo ſehr zog er alle durch ſeine edle Freundlichkeit an, daß die Proteſtanten aufrichtig bekannten, es finde in den Verhandlungen durchaus kein Unterſchied zwiſchen den katholiſchen und den übrigen Ständen Statt.

Da nun Rudolph die Rückgabe von Ober- und Unteröſterreich ſo wie nicht minder von Mähren begehrte, und hierüber vielfältige Schwierigkeiten, Unterhandlungen und Gefahren ſich ergaben, ward ein ämſiger Kurierwechſel zwiſchen Prag und Wien unterhalten, wo Mathias reſidirte; und da weder Schriften noch Geſandtſchaften in dieſer Sache etwas ausrichteten, erachteten endlich die anweſenden Erzherzoge, Chur- und Reichsfürſten, den Churfürſten von Kölln, den Erzherzog Ferdinand und den Herzog von Braunſchweig zu dem König Mathias zu ſenden. Dieſer empfing ſie mit königlicher Pracht, fuhr ihnen mit fünfzig Kutſchen entgegen; ließ die Kanonen rings auf den Baſteien löſen und gab ihnen glänzende Feſte. Nachdem es nun zu den Verhandlungen kam, ward zwiſchen Kaiſer Rudolph und König Mathias folgender Vergleich geſchloſſen. »Der König ſollte ſeinen Herrn Bruder Rudolph für einen Kaiſer, für das höchſte Haupt der Chriſtenheit, und den Obern des Hauſes Öſterreich anerkennen; — er

ſollte wegen deſſen was zwiſchen ihnen vorgefallen, Abbitte thun; — überdies dem Kaiſer jährlich zwei tauſend Eimer Wein ſenden, 100,000 Gulden bezahlen, ſo wie auch den Theil der Grafſchaft Tyrol, den König Mathias inne gehabt, ihm abtreten; — beide ſollten einander zur Dämpfung der rebelliſchen Unterthanen die Hand bieten; auch ſollte König Mathias ohne des Kaiſers Bewilligung keinen Krieg mit den Türken anfangen; — beide ſollten ihr Kriegsvolk nach Monatsfriſt abdanken; — die kaiſerlichen und königlichen Miniſter, die dieſen Vergleich nicht hielten, ſollen ihrer Ämter alsbald entſetzt werden; — endlich ſollten die zu Prag verſammelten Herren Erzherzoge, Chur- und Reichsfürſten dieſen Vergleich beſtätigen und unterſchreiben.«

Da nun einer der Vergleichsartikel erforderte, daß König Mathias dem Kaiſer wegen der Abnöthigung ſeiner Königreiche und Länder Abbitte thun ſollte, ward der Beſchluß gefaßt, dieſe Abbitte durch die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand zu vollbringen. Ernſt und feierlich ſtand der Kaiſer unter dem Thronhimmel, als beide Erzherzoge in dieſer Abſicht in den Saal traten; da ſie aber nach getroffener Übereinkunft ſich auf die Knie niederlaſſen wollten, in dieſer demüthigen Stellung abzubitten, nahm der Kaiſer den Hut ab, und ſprach: »Ob auch mein Bruder Mathias dies und noch weit mehr um mich verſchuldet hat, ſo will ich dennoch unſerm Hauſe die Schmach nicht anthun, daß Eure Liebden die Abbitte auf den Knien verrichten!« — Hierauf hieß er die

Erzherzoge niederſitzen, lenkte die Rede auf andere Dinge, begleitete ſie bis in den Vorſaal, und entließ ſie und ihre Kammerherren mit gebotener Hand, worauf Ferdinand nach Grätz zurückkehrte.

Unterdeſſen wurden die Anordnungen, die Ferdinand wegen der proteſtantiſchen Religion in Steyermark, Kärnthen und Krain getroffen hatte, mit möglichſtem Glimpf befolgt. Viele Familien aber aus dem hohen Adel und auch andere Perſonen ſowohl hohen als niedern Standes, ja ſogar einige aus denen, die bereits ihre Güter verkauft, ſo wie auch andere, die aus dem Lande gewandert waren, erkannten ihres Landesherrn gute Abſicht und ſein unbeſtreitbares Recht, und kehrten in ihre Heimath zurück. Nicht wenige auch begaben ſich in den Schooß der Kirche; Andere aber fügten ſich und leiſteten den Gehorſam, der nach Gottes Geheiß der Obrigkeit gebührt. Auch traf Ferdinand, als ein wahrer Vater ſeines Volkes, ſo treffliche Anſtalten, daß alle ſeine Unterthanen in Frieden und Ruhe lebten, und Niemand Urſache zu gegründeten Klagen hatte.

Nicht minder auch war Ferdinand bemüht, das Einverſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Mathias zu erhalten, das großentheils durch ſeine Vermittlung war wiederhergeſtellt worden. Es war jedoch nicht ſchwer, vorzuſehen, daß dieſer Friede zwiſchen beiden nicht lange beſtehen würde. Denn hatte Rudolph ſchon früher dahin gearbeitet, ſeinem Neffen Leopold die Krone Böhmens und mit derſelben die römiſche Königskrone zu verſchaffen, ſo bot

er nun, der ſich nie aufrichtig mit dem König von Ungarn verſöhnt hatte, Alles auf, dieſe Krone ſeinem Liebling zu ſichern. Der Herzog von Jülich und Cleve war geſtorben, ohne Erben zu hinterlaſſen; auf dieſe Fürſtenthümer, zu welchen viele Fürſten als Erben ſich meldeten, und die in der Folge die heftigſten Streitigkeiten und kriegeriſche Feindſeligkeiten veranlaßten, glaubte auch Leopold Anſpruch machen zu dürfen. Dieſen Umſtand benützte Rudolph, ihn zum König von Böhmen ausrufen zu laſſen. In Eile und Stille ließ er ihn Truppen ſammeln, unter dem Vorwand, die Jülichſche Erbſchaft zu behaupten; ehe man aber deſſen ſich verſah, rückte Leopold (1611) mit ſeinem Heere vor Prag und beſetzte einen Theil der Stadt. König Mathias hatte dieß kaum erfahren, als er in größter Schnelligkeit ein Heer von 18000 Mann zuſammenbrachte, und damit auf die nämliche Hauptſtadt des Königreiches loszog. Rudolph, der ein ernſtliches Treffen fürchtete, und für ſeine eigene Sicherheit beſorgt war, bezahlte auf der Stelle die Paſſauiſchen Truppen aus ſeinem eigenen Schatze und drängte ſie zum Abzuge, verglich ſich mit Mathias, und willigte in ſeine Forderung, auf dem verſammelten Landtage ihn zum deſignirten König von Böhmen ausrufen zu laſſen, welchem Ausruf bald die feierliche Krönung folgte. Der Kaiſer überlebte dieſe bittern Drangſale, die nach einander über ihn ergingen, nicht lange; er ſtarb in den erſten Monaten des folgenden Jahres (1612) nach einer Regierung von 36 Jahren.

Nun fiel auf dem Wahltag, den der Churfürſt von Mainz noch in dem nämlichen Jahre nach Frankfurt ausſchrieb, und wo, mit Ausnahme Brandenburgs, alle deutſchen Churfürſten perſönlich erſchienen, die Wahl einſtimmig auf Mathias, deſſen Krönung mit kaum je geſehenem Pomp vor ſich ging. Eben ſo prachtvoll war ſein Einzug in Wien. Dennoch war er weder bei den Katholiken beliebt, da er den Proteſtanten, und zwar nicht aus Ueberzeugung und von Herzen, ſondern um die Krone ſeines Bruders und Kaiſers an ſich zu reißen, zu viel bewilligt hatte; noch trauten ihm auch die Proteſtanten, weil er ſich von dem Biſchof Kleſel beherrſchen ließ, der ihr entſchiedenſter Gegner war.

Im folgenden Sommer (1613) begab Kaiſer Mathias ſich nach Regensburg; wo er jedoch die deutſchen Reichsfürſten vergeblich um Hilfsgelder gegen die Türken anſprach. Vor ſeiner Abreiſe berief er Ferdinand nach Wien, und übertrug ihm in ſeiner Abweſenheit die Regierung ſämmtlicher inneröſterreichiſchen Lande und zugleich die Leitung der ungariſchen Angelegenheiten; wobei er ihm den Statthalter Sixtus Trautſam, und den Stadtoberſten Hanns Freiherrn von Mollart zu Aſſiſtenzräthen beigab. Seine Weisheit, Milde und Feſtigkeit in der Führung der Geſchäfte erregte bald allgemeine Bewunderung, und gewann ihm die Liebe und das Vertrauen dieſer Länder. Hierauf ſandte der Kaiſer ihn nach Mähren, den Landtag daſelbſt abzuhalten, und berief ihn im folgenden Jahre nach

Linz, wohin wegen der Türkenhilfe eine allgemeine Ständeverſammlung berufen wurde; auf welcher jedoch ſo wenig als zu Regensburg ausgerichtet ward; ſo daß Matthias zuletzt ſich genöthiget ſah, einen theuern Waffenſtillſtand von den Türken zu erkaufen.

Eine ſchwere Widerwärtigkeit, die um dieſelbe Zeit den edeln Ferdinand traf, waren die Forderungen, die das ſtolze und mächtige Venedig an ihn ſtellte, die Uskoken zu vertreiben; und der Krieg, den er deßhalb zu führen ſich genöthiget ſah. — Dieſe Uskoken waren urſprünglich Türken, die den chriſtlichen Glauben angenommen hatten, und die friauliſchen und croatiſchen Küſtenländer bewohnten, wo ſie Fiſcherei und Handel trieben; mitunter aber wohl auch Streifereien auf dem Meere ſich erlaubten. Ferdinand machte Vorſtellungen, und gab den Venetianern alle Genugthuung, die ſie fordern konnten, ließ die Schuldigen beſtrafen und erließ die triftigſten Anordnungen. Indeſſen war die Vertreibung der Uskoken und die Klage, über Unſicherheit des Meeres durch dieſelben nur ein eitler Vorwand der Republik; denn eigentlich war es ihnen um den Beſitz aller friauliſchen und croatiſchen Seeplätze zu thun; in welcher Abſicht ſie auch eine ſtattliche Flotte ausrüſteten, jene Länder überfielen, ſengten und brannten, und die grauſamſten Feindſeligkeiten verübten. Ja ſie beſchränkten ihre Feindſeligkeiten nicht auf die Küſtenländer, ſondern ſie drangen auch ins Innere, und nahmen Novi, einen guten Theil von Görz, und Gradiska hinweg. Ungleich an Kräften,

vermochte Ferdinand ihrer Uebermacht nicht Stand zu halten, und rief, da dieſe Gränzländer nicht ſowohl zu ſeinen eigenen Provinzen, als vielmehr zum Königreich Ungarn gehörten, die Hilfe des Kaiſers an. Lange harrete er vergeblich; er hatte, vielleicht ohne es zu wiſſen, einen mächtigen Widerſacher an dem Miniſter des Kaiſers *).

Indeſſen ward die Gefahr täglich dringender; nichts ließen die Venetianer unverſucht, Oeſterreich zu ſchwächen, und riefen in dieſer Abſicht ſogar die Türken herbei. Gleichwie aber Ferdinand oft zu Gottes Ehre bekannte, der Herr habe ihn nie in der Noth verlaſſen, alſo erfuhr er auch hier anſchaulich die Hilfe der Vorſehung, als die Noth aufs höchſte

*) In einer Information, die in den folgenden Jahren über die Vergehungen des Cardinals Kleſel im Drucke erſchien, liest man unter andern, er habe ſich unterſtanden, öffentlich zu ſagen: „er wolle Ferdinanden mit dieſem Krieg wie das Feuer den Menſchen verzehren; der Kaiſer ſolle ihm keine Hilfe thun, bis ihm das Waſſer ins Maul ginge; — den Venetianiſchen Geſandten habe er ein Originalſchreiben Ferdinands, darin er dem Kaiſer die Gewaltthätigkeiten, welche die Venetianer gegen ſeine und des Kaiſers und des Reichs Lande verübten, zu Gemüth geführt, einhändigen laſſen, mit dem Anhang, daß die Republik wegen einer Hilfe von Seite des Kaiſers nicht das Geringſte zu befürchten habe; ja daß nicht einmal von der Succeſſion werde gehandelt werden, als bis Ferdinand mit Venedig ganz verglichen ſei.“ Eine allerdings höchſt ſchwere Beſchuldigung, wofern dieſelbe gegründet war.

geſtiegen war. Noch prunkte das herriſche Venedig mit ſeinen Siegen, als Spanien dem Erzherzog zu Hilfe kam, den Herzog von Mailand mit großen Summen unterſtützte, die Venetianer mit einem ſtattlichen Heere ſchlug, alle eroberten Plätze ihnen entriß, und, nach langwierigen Unterhandlungen und hartnäckigem Widerſtand der Republik, einen Frieden zu Stande brachte, durch welchen Ferdinands Unterthanen die Freiheit des Handels, wenn auch noch nicht eben ſo jene der Schifffahrt erhielten, die einer andern Gelegenheit vorbehalten blieb.

Während dieſer nämlichen Zeit ward Ferdinand von dem Kaiſer adoptirt, und Manches wegen der künftigen Succeſſion verhandelt. Zwar glaubte Spanien die nächſten Anſprüche auf die Verlaſſenſchaft des Kaiſers Mathias zu haben; da man jedoch dieſem Hofe vorſtellte, ſeine Anſprüche beruhten blos auf dem vermeintlichen Erbrechte der Mutter Philipps III., und er werde ſich wohl erinnern, daß die öſterreichiſchen Prinzeſſinnen erſt nach dem gänzlichen Erlöſchen der männlichen Linie erben, gab derſelbe ſich zufrieden. Unterdeſſen wurde das Bedürfniß der Thronfolge immer fühlbarer; da Ferdinands kinderloſe Oheime täglich älter wurden, die Verwirrungen täglich mehr überhand nahmen, und es einer männlichen Kraft bedurfte, das immer mehr heran-nahende Erlöſchen und den Untergang des öſterreichiſchen Hauſes abzuwenden. Alle hatten die Augen auf Ferdinand gerichtet; und gern verzichteten ſämmtliche Erzherzoge um ſeinetwillen auf die

Thronfolge. Beſonders bemühte ſich Erzherzog Maximilian, dieſe wichtige Angelegenheit zu Stande zu bringen, und machte ſogar zur ſtrengſten Winterszeit und troz ſeiner Kränklichkeit eine Reiſe nach den fernen Niederlanden, mit ſeinem erlauchten Bruder, dem Erzherzog Albrecht ſich zu beſprechen, dem Philipp II. mit ſeiner Tochter Eliſabeth die Niederlande übergeben hatte. Ohne ſonderliche Mühe vermochte er auch ihn dahin, Ferdinanden ſeine Anwartſchaft mit allen Rechten auf die Nachfolge, ſogar in den Niederlanden ſelbſt, abzutreten. Deßgleichen wurden auch mit den Churfürſten ſelbſt vorläufige Unterhandlungen wegen der künftigen Wahl des römiſchen Königs gepflogen; und Niemand verkannte den Fingerzeig der göttlichen Vorſehung, die, in den immer mißlicher ſich geſtaltenden Zeitverhältniſſen in Ferdinand den Einzigen zeigte, der Kraft, Weisheit und Entſchloſſenheit genug hatte, den wankenden Thron zu ſtützen, Deutſchland gegen ſeine Feinde zu beſchirmen, und Ruhe und Ordnung wiederherzuſtellen. Deſſen ungeachtet verzogen ſich dennoch die Verhandlungen; und nicht ohne Grund ward vermuthet, daß Melchior Kleſel, der indeſſen zum Cardinal war erhoben worden, und als ſolcher den Vortritt vor den Erzherzogen verlangte, das Ende derſelben längere Zeit hindurch aus Herrſchſucht und unter dem nichtigen Vorwand hinhielt, die ſchriftlichen Ceſſionen des Königs von Spanien und der Erzherzoge ſeien noch nicht angelangt; und auch

ſonſt unerſchöpflich in Erfindung neuer Hinderniſſe war.

Kaiſer Mathias indeſſen, der Ferdinands Weisheit und Treue oft erprobt hatte, und mit jedem Tage gebrechlicher ward, that kaum irgend mehr etwas von Wichtigkeit ohne ſeinen Rath; und Ferdinand ſelbſt gewann die Achtung und das Vertrauen der Böhmen in ſo hohem Grade, daß, ob auch dies Königreich in vielerlei Factionen zerfallen war, und die Katholiken den Proteſtanten, ſo wie nicht minder die Proteſtanten den Calvinern daſelbſt feindſelig gegenüber ſtanden, dennoch als auf dem Landtage (1617) Kaiſer Mathias ihn zu ſeinem Nachfolger und künftigen König in Böhmen vorſchlug, alle Stände ihm ein lautes Vivat zuriefen, den Vorſchlag einſtimmig und mit Freuden annahmen, und ihn auch wenige Tage darauf feierlich krönten. Alle hofften von dem edlen und kraftvollen Fürſten die Ruhe, deren dies Königreich gar ſehr bedurfte. Beinahe mit der nämlichen Eintracht empfingen die Stände von Schleſien den neugekrönten König; wo ſehr viele Fürſten und Herren die Feier der Huldigung durch ihre Gegenwart erhöhten.

Schon damals hatte ſich in Deutſchland die Union der Proteſtanten gegen die katholiſchen Fürſten, beſonders gegen das Haus Oeſterreich gebildet, und der Churfürſt und Pfalzgraf Friedrich, der damals die Seele derſelben war, hatte kaum vernommen, daß Ferdinand zum König von Böhmen gekrönt war, als er ſchnell alles Erdenkliche aufbot,

ſeine Wahl zum römiſchen Kaiſer zu verhindern. Da er wohl einſah, daß er mit ſeinen Unirten nicht mächtig genug ſei, dieſelbe zu hintertreiben, und daß die katholiſchen Churfürſten für Oeſterreich ſich vereinigen würden, gab er ſich alle Mühe, fremde Mächte ins Intereſſe zu ziehen, und zweifelte nicht, durch ſeine Ränke der Kaiſerwahl Ferdinands unüberſteigliche Hinderniſſe zu legen. Sein Anſchlag löste ſich zwar, wie Ferdinand zu ſagen pflegte, wie das Salz im Waſſer auf; doch werden wir in der Folge ſehen, wie mächtig die Verbindungen dieſes Fürſten waren, und welchen beinahe unheilbaren Schaden er dem öſterreichiſchen Herrſcherhauſe zufügte.

Kurze Zeit nach Ferdinands Krönung zum König von Böhmen, war eine neue Gährung in dieſem Königreiche ausgebrochen, die nun täglich mehr überhand nahm, und in kurzer Zeit zur furchtbarſten Rebellion ſich geſtaltete. Die nächſte Veranlaſſung dazu war die Klage des Abtes von Braunau gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen geweſen, die wider ſeinen Willen und dem Majeſtätsbrief Rudolphs II. zum Trotz, der dies nur den Ständen, nicht eben ſo den Unterthanen erlaubte, — anfingen, einen proteſtantiſchen Tempel auf ſeinem Grund und Boden zu erbauen. Nicht zu viel würde behauptet, wer da behauptete, mit der Grundveſte dieſes Tempels ſei das Fundament des dreißigjährigen Krieges gelegt worden. Ein kaiſerlicher Hofbefehl verbot zwar augenblicklich die Fortſetzung des Bau's;

die Braunauer jedoch verſchmähten dieſen Befehl, fuhren fort zu bauen, und wendeten ſich an die ſogenannten Directoren oder Defenſoren ihrer Religion, an deren Spitze Graf Mathias von Thurn, ein geborner Krainer, ſtand.

Thurn war aus der Anzahl Derjenigen, die ihre Güter verkauft hatten, und aus Ferdinands Ländern fortgewandert waren; und blieb, ſo lange er lebte, einer der unverſöhnlichſten Feinde des edlen Fürſten. Er war nur wenig begütert in Böhmen; hatte aber durch ſeine Suade und ſeinen Eifer für den Proteſtantismus, wobei er immer die größte Devotion und Treue gegen den Kaiſer heuchelte, es bis dahin gebracht, daß die Böhmen ihn zum Burggrafen von Carlſtein ernannten; durch welche Würde er zugleich Hüter der Krone, der Reichskleinodien und der böhmiſchen Freiheitsbriefe war. Durch eine höchſt unkluge Maßregel hatte Cardinal Kleſel, der allgewaltige Miniſter des Kaiſers Mathias, dahin gewirkt, daß dies Amt ihm abgenommen, und Jaroslaw von Martinitz, einem katholiſchen Herrn übertragen wurde. Dies entflammte dieſen eben ſo ehrdurſtigen und leidenſchaftlichen als gewiſſenloſen Kopf zur feurigſten Rache. Kaum alſo hatten die Braunauer ihre Klagſchrift an die Defenſoren überreicht, als Thurn ſogleich eine außerordentliche Verſammlung der Proteſtanten aus jedem Kreiſe Böhmens nach Prag berief. Der Kaiſer hatte nicht ſobald dieſe Zuſammenberufung erfahren, als er jeden Aufruhr zu verhüten, kraft einer kaiſerlichen In-

hibition ihre Verſammlungen verbot. Die Defenſoren jedoch, weit entfernt zu gehorchen, hielten ihre Verſammlungen ab, ſetzten ſolche fort, und erklärten ſich dabei als treu gehorſamſte Unterthanen, »die nur ihre, von Kaiſer Rudolph ihnen verliehene Religionsfreiheit handhaben wollten, und durchaus nichts Unbilliges gegen Seine Kaiſerliche Majeſtät vorzunehmen im Sinne hätten. Alles geſchehe zur Ehre Gottes und zur Abwendung aller Bedrängniß ihrer Religion; weßwegen denn Jedermann Gott anrufen und bitten ſolle, daß derſelbe Ihro Majeſtät Herz und Gemüth alſo gegen Ihre getreuen Stände lenken und neigen wolle, damit Alles ein gutes und glückſeliges Ende gewinnen, ihre und Ihro Majeſtät Feinde zu Schanden gemacht und bekehrt würden, und ſie noch eine lange Zeit in Fried und Ruh Gott dienen möchten.«

Als nun am 22. Mai 1618 die utraquiſtiſchen Stände (die in Religionsangelegenheiten Eine gemeinſchaftliche Sache mit den Proteſtanten machten und ſich wohl auch mit ihnen verſchmolzen;) abermal verſammelt waren, erhielten ſie durch Abgeordnete den Auftrag, entweder ſämmtlich oder durch Deputirte in der königlichen Hofkanzlei zu erſcheinen, weil man ihnen ein kaiſerliches Schreiben mitzutheilen habe. Nachdem die Deputirten erſchienen waren, dankte ihnen der oberſte Burggraf für ihre Willfährigkeit und ließ das Schreiben des Kaiſers vorleſen; wodurch ihre Verſammlungen ihnen abermal unterſagt wurden, und ihnen vorgeſtellt ward, daß derlei Zuſam-

menkünfte nur zur Schmählerung ihrer Freiheiten, des Majeſtätsbriefes und ihrer Privilegien gereichten; daß ihnen Alles würde geſtattet werden, wozu ſie irgend ein Recht hätten; und ſie endlich ermahnt wurden, nicht ſelbſt Urſache zu Mißverſtändniſſen zu geben.

Am folgenden Tage trat Thurn an der Spitze der Utraquiſten, mit bewaffneter Hand, unangemeldet in den Saal der königlichen Statthalterei, behauptete, man habe die Stadt gegen ſie bewaffnet und brachte allerlei, aus der Luft gegriffene Beſchwerden vor, die der oberſte Burggraf leicht widerlegte. Sie aber fielen ihm in die Rede, es erhob ſich ein verworrenes unbändiges Geſchrei, und Einer aus den Rädelsführern der Rebellion, **Paul von Titſchin** genannt, drängte ſich hervor und ſprach in langer Rede: »Sie hätten vernommen, Seine Kaiſerliche Majeſtät habe ein ſcharfes Schreiben an die Statthalter erlaſſen, laut welchem behauptet werde, ihre Zuſammenkünfte ſeien gegen Seiner Majeſtät eigene Perſon und das Königreich gerichtet; die Stände ſeien weiter gegangen als der Majeſtätsbrief geſtatte, und ſie wollten die Unterthanen gegen Seine Majeſtät aufhetzen; ja man wolle die vornehmſten Stände um ihre Köpfe bringen, und ihre Unterthanen durch unziemliche Mittel und Gewaltthätigkeiten zwingen, zur katholiſchen Religion überzutreten. Niemand aber könne den Kaiſer zu ſolchem ſcharfen Schreiben beredet haben als die Statthalter ſelbſt, weßwegen ſie denn von ihnen zu wiſſen

verlangten, ob ſie ſich hierzu bekennen wollen oder nicht.«

Die Statthalter waren im Begriff ihnen zu antworten; doch die Wüthenden ließen ihnen keine Zeit dazu. Mathias Thurn, Lienhard von Vels und Wocabat Werkha traten aus der Schaar hervor, führten den oberſten Burggrafen Adam von Sternberg, der die Perſon des Königs vertrat, und den oberſten Kanzler und Großprior des Malteſer Ordens Leopold von Lobkowitz zu öffentlichem Spott aus der Kanzellei durch die aufrühriſche Stadt in ihre Häuſer, und ſtürzten hierauf den Kammerpräſidenten Slawatka, den Burggrafen von Carlſtein Martinitz, der dem Thurn vorzüglich verhaßt war, und den Sekretär Fabricius zum Fenſter hinaus, die 28 Klafter tief in den Schloßgraben fielen. Es geſchah aber aus einem verborgenen Gerichte der göttlichen Vorſehung, daß nicht nur Keiner aus ihnen beſondern Schaden nahm; ſondern daß ſie auch in der Folge zu großen Ehren gelangten, indeß ihre Feinde eines gewaltſamen Todes ſtarben.

Schwindelnd ſtanden nun die Rebellen am Abgrunde. Sie ſahen zu ihrem Schrecken, daß ſie weiter gegangen waren, als vielleicht ſie ſelbſt Anfangs es gewollt hatten. Doch nicht mehr möglich war's, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; und nimmer konnte dieſes Attentat ihnen verziehen werden. Das fühlten ſie; und darum waren ſie nun entſchloſſen, ihr Schickſal durchzufechten, wie immer dasſelbe ausfiele. Dieß war Thurns argliſtiger Plan geweſen,

der ſie mälig und mälig bis zu dieſem Gewaltſtreich angetrieben hatte, welcher ihnen keinen andern Ausweg mehr übrig ließ. Es verfaßten aber die ſogenannten Directoren eine Apologie, (worin ſie den Jeſuiten alle Schuld der Empörung beimaßen!) weil ſie den Kaiſer gegen ſie aufhetzten und alle erdenklichen Ränke anwendeten, die getreuen Stände sub utraque argliſtiger Weiſe dem römiſchen Stuhl als fremder Obrigkeit zu unterwerfen; ſich auch bitter beſchwerten, daß man den Majeſtätsbrief aufhebe, ſie in der Ausübung ihrer Religion ſtöre, die ihnen doch durch dieſen Brief verbürgt wäre; ihre Privilegien beeinträchtige; die Utraquiſten ihrer Aemter entſetze, und ſolche an Katholiken übertrage; ferner, daß man behaupte, man ſei ihnen als Ketzern weder Treue noch Glauben ſchuldig; u. ſ. w. u. ſ. w.

Dieſe Apologie überſandten ſie dem Kaiſer, der, wie wir weiter unten ſehen werden, dieſelbe ſehr bündig beantworten ließ, und überdies den geheimen Rath Euſebius von Khayen nach Prag ſandte, welcher bei dem Grafen Thurn und den übrigen proteſtantiſchen Ständen in Anſehen ſtand, und auch redlich alles aufbot, was nur geeignet war, die gereizten Gemüther zu beſänftigen, und wo möglich den Frieden wiederherzuſtellen. Doch vergeblich. Er kehrte unverrichteter Dinge zurück und rieth dem Kaiſer wohlmeinend, zu den Waffen zu greifen; da weder väterliche Ermahnungen noch vernünftige Vorſtellungen irgend Fruchtbares bei den Rebellen auszurichten vermöchten. Auf alle Fälle mußte der Kaiſer ſich rüſten;

aber ſchmerzlich fiel es ſeinem Vaterherzen, Truppen gegen ſeine Unterthanen zu werben. Gleichwohl brachte er ein Heer zuſammen, das er, bis zur Ankunft der Generale, Grafen Carl Buquoi und Grafen Heinrich Dampierre, (geübte Kriegesoberſten und Zöglinge des berühmten Generals Spinola aus den Niederlanden,) einigen Kriegsräthen zu befehligen gab. Denn es war ſo weit gekommen, daß man das Commando keinem Inländer anvertrauen konnte. Auch ſchrieb er an die Churfürſten und an den König von Spanien. Erſtere verſprachen Hilfe; letzterer aber unterſtützte auf des kaiſerlichen Botſchafters, Grafen Khevenhillers dringende Vorſtellungen, den Kaiſer bald darauf mit Truppen und einer anſehnlichen Summe Geldes.

Noch einmal wollten Kaiſer Mathias und König Ferdinand den Weg der Güte verſuchen, und beide erließen ein Manifeſt an den Landeshauptmann von Schleſien und an die mähriſchen Stände, um ſie von aller Theilnahme an der Rebellion und Hilfleiſtung der Rebellen abzumahnen. In dieſem Manifeſt ward auch jene denkwürdige Apologie widerlegt, die voll der Unwahrheiten, Uebertreibungen und Falſchheiten war, das Volk zu bethören und gegen ſeinen rechtmäßigen König aufzubringen.

„Die Utraquiſten, ſprechen die erlauchten Monarchen, klagen über viele erlittene Drangſale, Aengſtigungen und Beſchwerniſſe des Gewiſſens. Wer weiß aber nicht, daß dies eine vorſetzliche Verleumdung und ein Ungrund iſt? Denn was iſt in Böhmen

freier als die Religion? Jedes Haus hat daſelbſt ſeine Ordnung und Disziplin; nur an die Religion iſt Niemand gebunden; ſondern es mag leider Jeder glauben was er will! Haben nicht die Kaiſerliche Majeſtät mit Augen geſehen, daß ſie in der Stadt Prag zwei anſehnliche Kirchen erbauten, worin ſie ihre Religion frei und ungeſtört übten? Haben ſie nicht zugeſehen, wie die Piccarden (eine proteſtantiſche Secte, die man kaum noch dem Namen nach kennt) die dritte erbauten, die von ſich ſelbſt wieder einfiel? Wer hat ihnen dies verwehrt? — Sind nicht ſelbſt einige neue Kirchen in der Kaiſerlichen Majeſtät Städten und andern Orten im Königreich, — was nicht einmal der mindeſte Edelmann dulden würde, — von Grund auf erbaut und an vielen Orten das Exercitium sub utraque eingeführt worden? Welchen haben Seine Majeſtät ſolches eingeſtellt?«

»Und hatten nicht die Kaiſerliche Majeſtät dem Grafen Thurn das Schloß Carlſtein, und alſo die Krone ſelbſt vertraut, und Männer ohne Unterſchied der Religion zu Landrichtern, Landkämmerern, zu Räthen des Land- und Kammergerichtes, und ſogar des Hofgerichtes ernannt? Man ſehe nur die Unterſchriften dieſes apologiſchen Pasquills. Sind nicht die meiſten, die dasſelbe unterſchrieben und an die Kaiſerliche Majeſtät abgehen ließen, Seiner Majeſtät Räthe, Beamtete und Diener? ſo wie ſelbſt die meiſten Rädelsführer aus ihnen den Kammerherrnſchlüſſel und viele andere Begünſtigungen und Gnaden von Seiner Majeſtät empfangen haben! — Eben ſo

mag man in der Prager Stadt forſchen, ob nicht die meiſten Räthe und Stadtbeamtete Utraquiſten ſind.«

»Es trete auch nur Ein Landmann hervor, der mit Wahrheit ſagen und erweiſen könnte, daß er von Kaiſerlicher Majeſtät der Religion wegen wäre geängſtiget, bedrängt und geſtört worden. Und anderer Beiſpiele zu geſchweigen, hat nicht neulich noch Herr Schitzitzky auf allen ſeinen Gütern und Collaturen die Prediger sub utraque abgeſchafft und durch Piccardiſche erſetzt?«

»So geben ſie auch vor, man habe ſich ſchriftlich und mündlich vernehmen laſſen, als wären ſie Ketzer, denen kein Glauben zu halten wäre; man habe ihnen heimlich nach Leib und Blut geſtellt, und habe eben ſo ihre Weiber und Kinder ins äußerſte Verderben bringen wollen. — Dies Alles iſt die größte und ſchwerſte Unwahrheit, da Kaiſerliche Majeſtät ſich vielmals erklärten, den ihnen confirmirten Majeſtätsbrief aufrecht zu erhalten; und von keinem Biedermann mit Ehren können bezüchtiget werden, daß Sie Ihr einmal gegebenes Wort jemals mit Willen gebrochen, oder ſolches auch nur jemals zu brechen im Sinne gehabt hätten. Weit weniger haben Sie irgend einem Menſchen nach Leib und Leben getrachtet; ſondern vielmehr Denen, die das Leben bei ihnen in Böhmen durch ihre Verbrechen verwirkt hatten, alle Gnade erzeigt. Haben aber Privatperſonen etwas dieſer Art geſagt, ſo muß ſolches auf ſie erwieſen, und nicht nur gedichtet, vermuthet, und mit leeren Worten in die Welt hinein geſagt werden.

Und hätten auch Privatperſonen aus übel verſtandenem Eifer dies oder Ähnliches geſagt: warum ſollen denn die Kaiſerliche Majeſtät oder Ihr Königreich deſſen die Schuld tragen? Wäre es von Predigern der katholiſchen Religion geſchehen, ſo iſt auf der andern Seite mit Schmähen und Läſtern auch nichts unterlaſſen, und große Urſache dazu gegeben worden; beide Theile aber haben Seine Majeſtät durch getreue Räthe zur Beſcheidenheit ermahnen laſſen. Da nun Seiner Majeſtät deßfalls nichts klageweiſe vorgekommen, können Sie auch deſſen keine Schuld tragen. Nur wenn Jemand deßfalls mit wahrhafter Beſchwerde bei Kaiſerlicher Majeſtät eingekommen, und Sie ihm die Billigkeit nicht hätten adminiſtriren laſſen, hätte man Urſache gehabt, ſich über Unbilligkeit zu beſchweren.«

»Daß Seine Kaiſerliche Majeſtät Ihre Hauptleute der Religion wegen von Ihren eigenen Herrſchaften abgeſchafft haben, wie die Apologie meldet, iſt ebenfalls eine Unwahrheit. Denn es haben Seine Majeſtät zu Krumau, Klumetz, Königshof, Tortznitz und Zbirow Hauptleute sub utraque gehalten; an andern Orten aber die untauglichen ſowohl sub una als sub utraque abgeſchafft. Wäre dies der Religion wegen geſchehen, ſo hätte man die sub una verbleiben laſſen, und keine sub utraque befördert. Und am Ende was geht denn das die Stände an? Was haben die Kaiſerliche Majeſtät mit Ihren Dienern in Ihrem eigenen Hauſe und auf Ihren Herrſchaften ſich Ordnungen vorſchreiben zu laſſen? Haben doch

Mehrere aus Denen, die ſich Utraquiſten nennen, ſelbſt ihre Hauptleute, Beamteten und Kirchendiener sub utraque abgeſchafft und Piccarden eingeſetzt; Andere die Katholiken abgedankt, oder gar keine befördert, ohne daß Seine Majeſtät Jemand deßfalls Maß oder Geſetze gegeben; da Sie Jedermann in ſeinem Eigenthum ſchalten und walten laſſen. Aber dies Alles ſagen ſie nur, die Gemüther zu erbittern; und Alles was Seine Majeſtät, um wichtiger Urſachen willen thun, wird von ihnen auf die Religion bezogen, und für Unrecht gehalten.«

»Dann geben ſie auch vor, daß dies ein Religionsaufſtand ſei, weil man ihnen den Majeſtätsbrief nehmen, die Religion aufheben, ſie im Gewiſſen beengen, und ihnen in nichts Wort halten wolle. Was aber dies für eine große Falſchheit und Ungrund iſt, erhellt ſchon aus Obigem, und mehr noch aus den Patenten und Schreiben, die Seine Majeſtät deßfalls erließen. Weil aber dieſe Apologiſten wohl wußten, daß die Religion am beſten in dieſen ihren Kram taugen würde, ließen ſie es ſich belieben, ihre muthwillig geſuchte Rebellion mit dem Deckmantel derſelben zu bedecken, da ſie hofften, ſie würden dadurch männiglich wider ihre ordentliche Obrigkeit aufbringen. Daß endlich dieſe Apologiſten ſagen, ſie hielten die Kaiſerliche Majeſtät für ihre von Gott geſetzte Obrigkeit, gäben auch derſelben keine Schuld; ſondern dies und Anderes ſei von ihnen zur Erhaltung derſelben geſchehen, dies iſt eine ſolche Lüge, daß dies Vorgeben mehr ein Spott und eine Ironie iſt,

da vielmehr gerade das Gegentheil vor Aller Augen ſteht; ja ihre eigenen, hier oben aufgeführten und nunmehr weltkundigen Handlungen und Gewaltthätigkeiten legen es genugſam an den Tag.«

Indeſſen hatten die Directoren mancherlei Vorkehrungen getroffen, verſchiedene Standesperſonen verhaftet, ihre Schriften in Beſchlag genommen, und an verſchiedene proteſtantiſche Fürſten Geſandte abgeordnet, ihre Rebellion unter dem Vorwand der Religion zu rechtfertigen und in falſchem Lichte darzuſtellen. Das Erſte und Dringendſte was ſie hierauf vorzunehmen befanden, war die Vertreibung der Jeſuiten. Am 9. Juni (1618) ließen ſie dieſelben durch fünfzig Muskətiere bewachen, und ſandten ihnen dann ein Dekret zu, kraft deſſen ſie für nun und immer aus dem Königreiche verbannt wären, und weder von dem Papſte noch von irgend Jemand ſonſt wieder eingeführt werden könnten. In dieſem Dekret beſchuldigten ſie die Jeſuiten, ſeit langer Zeit hätten ſie den Frieden und Wohlſtand des Königreichs zerſtört; ſie ſuchten zur Erhöhung und Befeſtigung des römiſchen Stuhles alle Reiche und Länder der Welt dem Joch und der Gewalt desſelben zu unterwerfen; ferner hetzten ſie Potentaten und große Herren wider einander auf, richteten ſowohl zwiſchen den Ständen, zumal zwiſchen ſolchen, die nicht einerlei Religion wären, als zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen, Zwietracht und Uneinigkeit an, und wiegelten die Unterthanen wider die Könige ſelbſt auf mit Rath und That, ja auch mit Verheißungen, daß ſie das

ewige Leben erlangen und dem Fegefeuer entgehen würden. Dazu auch erforſchten ſie alle Heimlichkeiten durch die Beicht, herrſchten dadurch über aller Menſchen Gewiſſen, und trieben ſie zu unredlichen Stücken an. Sie folgten den Fußſtapfen der Tempelherren nach, indem ſie viele ſchönen Güter an ſich brächten. Sie miſchten ſich in das weltliche Regiment. Sie hielten und ſchrien Alle für Ketzer aus, die der römiſchen Kirche nicht gehorchten, und lehrten auch öffentlich, daß man denſelben nicht Wort zu halten ſchuldig ſei. Von dieſen und andern liſtigen Anſchlägen und läſterlichen Streichen wäre es leicht, aus andern Königreichen und Ländern, namentlich aus Frankreich, England, Ungarn, Venedig und andern Provinzen des römiſchen Reiches genugſame Beiſpiele und Zeugniſſe anzuführen. (Auffallend iſt es jedoch gewiß, daß dieſe Directoren auch nicht ein einziges perſönliches Beiſpiel aus Böhmen ſelbſt zur Legitimation ihrer ungerechten Verbannung anführen konnten!).

Noch warfen ſie ihnen vor, »ſie hätten, ungeachtet des, von Seiner Majeſtät weiland Rudolph II. chriſtmilden Andenkens, ertheilten Majeſtätsbriefes, die freie Zulaſſung und Übung der Religion betreffend wie auch Kaiſerlichen Majeſtät Vergleich hierüber mit den katholiſchen Ständen, die sub utraque, wie ſie ſich nennen, öffentlich in Predigten und Schriften zu läſtern und zu ſchmähen nicht unterlaſſen, und unterſtänden ſich auch, die Worte des Majeſtätsbriefes parteilicher und widerſinniger Weiſe auszulegen,

Ferner wären die Utraquiſten oder evangeliſchen Lutheraner des Königreiches und andere Unterthanen katholiſcher Herrn durch ihren Rath und ihr Anſtiften mit Gefängniß und andern Drangſalen zur katholiſchen Religion gezwungen worden; die vornehmſten Ämter ſowohl am königlichen Hofe als in Städten und Flecken habe man an Katholiken verliehen; hingegen die Utraquiſten, die ſich aus ſchuldiger Pflicht und Gewiſſen dagegen widerſetzten, ſeien ihrer Würden und Ämter ſehr ſchmählicher Weiſe entſetzt worden.«

Die Jeſuiten verließen ihr Vaterland mit religiöſer Ergebung, gaben aber bald hierauf eine Schutzſchrift in den Druck, worin ſie ausführlich und gediegen auf alle Puncte antworteten, die in jenem Dekret ihnen vorgeworfen wurden, und woraus wir hier nur das Weſentlichſte anführen wollen.

Sie antworteten alſo, gern verziehen ſie den Utraquiſten, dem Befehle Chriſti gemäß, um ſo mehr da ſelig Diejenigen ſeien, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. Da ſie jedoch ihres Berufes wegen eines guten Leumunds bedürften, ſähen ſie ſich nothgedrungen, gegen jene ſchmählichen Beſchuldigungen ſich zu rechtfertigen; wornach ſie hofften, die Herren Utraquiſten würden ihren ungerechten Beſchluß ſelbſt wieder aufheben. Erſtens alſo hätten ſie der Gewalt nachgegeben und ihr Vaterland verlaſſen, weil unter dieſen Umſtänden die Vernunft dies alſo erfordere, und auch Chriſtus befohlen habe: »Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine an-

dere.« Denn was dieſe Sache ſelbſt beträfe, könnten die Stände ihre Richter nicht ſeyn; da ſie weder Recht noch Gewalt dazu hätten, die allein dem Könige gebühre; der aber vielmehr ihre Zuſammenkünfte verboten, ſie (die Jeſuiten) ins Königreich berufen habe, und auch der Majeſtätsbrief dieſe Gewalt ihnen nicht einräume. Dazu müßten auch, um einen richterlichen Ausſpruch zu thun, beide Theile angehört werden. — Die Utraquiſten, ſprechen ſie ferner, gäben vor, ſie empfingen den Leib und das Blut des Heilandes unter beiden Geſtalten; da doch vielmehr die Meiſten und Vornehmſten aus ihnen, nach Ausweiſung ihrer Religion und Lehre feſt glauben, der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti ſeien von dem Abendmahl ſo weit als der Himmel von der Erde entfernt; daher ſie ſich nicht rühmen könnten, mit einander überein zu ſtimmen.

Was jenen Punct belange, daß ſo lange die Väter der Geſellſchaft im Lande wären, daſelbſt weder Friede noch Ruhe ſei, und ſo lange ſie daſelbſt verblieben, kein Ende der Verwirrung zu hoffen wäre, hätten auch die Juden, die den Herrn getödtet, befunden, Er verkehre das Volk, und bald darauf öffentlich geſagt, Er habe das Volk bewegt, und durch das jüdiſche Land gelehrt. Dies alſo theilten ſie mit Chriſto und mit ſeinen Apoſteln. Dagegen fragten ſie, ob es die Jeſuiten geweſen ſeien, die Rudolph II. in dem Prager Schloſſe gleichſam gefangen gehalten haben, jenen Majeſtätsbrief von ihm zu erzwingen? Ferner, ob die Jeſuiten es waren, die am 20. Mai

deſſelben Jahres, zu Prag in allen huſſitiſchen Kirchen unter dem Schein der Ermahnung zum Gebete, eine giftige Schrift abgeleſen, die nichts anders als eine Trommel zum Aufruhr wider die Katholiken geweſen? Ob die Jeſuiten es waren, die ſich ſo feindſelig gegen Seine Kaiſerliche Majeſtät Mathias II. auflehnten, daß ſie den Statthalter und die kaiſerlichen Beamteten zum Fenſter hinauswarfen, und, dies Attentat zu vertheidigen, Kriegsvolk geworben, und die Gelder an ſich gezogen, die zur Tilgung der Schulden des Königreiches beſtimmt waren? Wer alſo, fragten ſie, ſind die Unruheſtifter? wer zerſtört die allgemeine Ruhe und den Frieden? wer erregt Krieg und Aufruhr? wer wiegelt die Unterthanen gegen die hohen Obrigkeiten auf? wer hetzt die Bürger wider einander? — Dieſe Fragen möchten ſich die Herren Utraquiſten ſelbſt beantworten.

Hinſichtlich der Gewalt des Papſtes, ſei dieſelbe zweierlei, eine zeitliche und eine geiſtliche. Die erſte erſtrecke ſich über ein kleines weltliches Gebiet, worüber er gleich andern ſouverainen Herren Landesfürſt ſei, und dieſe Gewalt ginge ſie wenig an. Die geiſtliche Gewalt des Papſtes aber ſei eine Macht, die Gott ihm verliehen; ſie erſtrecke ſich als eine Gewalt des Nachfolgers Petri, über die ganze Chriſtenheit; da Chriſtus den Petrus zum Felſen geſetzt habe, auf welchen Er ſeine Kirche erbaut, und ihm die Schlüſſel des Himmelreiches übergeben habe. Dieſer geiſtlichen Macht, die zur Förderung der ewigen Seligkeit der Menſchen gereiche, und der zeitlichen

Macht keines Königs oder Fürſten den mindeſten Eintrag thue, ließen ſie vermöge ihres geiſtlichen Berufes ſich allerdings angelegen ſeyn, alle Königreiche und Länder der Welt zu unterwerfen; da die katholiſche Kirche jene Arche ſei, außerhalb welcher keine Rettung iſt. Was aber jenen andern Punct belange, hielten ſie für Häretiker Diejenigen, deren Glaube mit der katholiſchen Kirche nicht übereinſtimme; weil der Herr ſelbſt deutlich geſprochen habe, daß man Denjenigen, der die Kirche nicht anhöre, gleich einem Heiden und Zöllner betrachten ſoll. Was jedoch die Stände sub utraque beifügten, die Geſellſchaft Jeſu lehre, man ſei nicht ſchuldig den Ketzern Treue und Glauben zu halten, ſei dies eine öffentliche Verleumdung, da ſie vielmehr lehrten, man ſei verpflichtet, nicht nur den Gläubigen, ſondern auch den Ungläubigen, ob ſie Ketzer, Juden, Heiden oder Türken ſeien, getreu zu halten, was man ihnen verſprochen und bei einem Eid verheißen habe.

Den Punct der Beicht anbelangend, wodurch dem Vorgeben der Utraquiſten zufolge, die Jeſuiten Alles erführen, und dadurch eine völlige Herrſchaft über ihre Beichtkinder bekämen, ſei ihnen dies Amt von Chriſto dem Herrn anvertraut und auch eine beſondere Gewalt dazu gegeben worden, da Er geſprochen: »Nehmet hin den Heiligen Geiſt, welchen ihr die Sünden erlaſſet, denen ſind ſie erlaſſen, und welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.«

Die Utraquiſten, ſprechen ſie ferner, behaupten in ihrem Dekret, die Väter der Geſellſchaft hätten

durch ihre Ränke die Ihrigen um ihren Wohlſtand gebracht und durch allerlei Drangſale zur katholiſchen Religion gezwungen; beſchuldigten ſie noch manches Andern, ſo wie nicht minder, ſie hätten gegen den Majeſtätsbrief gehandelt. Weil ſie aber nicht beifügen, wo, wann, wer, wen, wie, durch wen und mit wem dies oder Jenes geſchehen, ſo ſei es unnöthig, ſich lange hierbei aufzuhalten. Was den Majeſtätsbrief ſelbſt betreffe, hätten ſie ihr Urtheil nie ex professo darüber ausgeſprochen; hätte dies aber irgend ein Einzelner gethan, ſo ſei auch derſelbe allein, nicht aber die ganze Geſellſchaft darum zu beſtrafen. Überdies hätten Seine Majeſtät ſelbſt ſich ausgeſprochen, die Utraquiſten hätten ſich mehr zu thun unterfangen, als in gedachtem Majeſtätsbrief ihnen geſtattet worden; ſonach alſo ſei es kein ſonderliches Vergehen, wenn man den beſagten Majeſtätsbrief verſchieden gedeutet habe.

Man wirft, fahren ſie weiter fort, der Geſellſchaft Jeſu vor, ſie zögen nach dem Beiſpiele der Tempelherren, die beſten Güter an ſich. Nun beſtänden aber im ganzen Königreiche nur fünf Collegien. Unter dieſen habe ins beſondere das Collegium zu Prag keine andern Güter und Einkünfte, als einen Meierhof, von dem man das Brot gewinne, und ein halbes Dorf, das Seine Majeſtät der Kaiſer bei Errichtung dieſes Collegiums demſelben zum Geſchenke gegeben. Dem Collegium zu Glatz wäre mit Bewilligung des Papſtes, ohne den geringſten Nachtheil der Krone, ein Kloſter eingeräumt worden;

die übrigen Collegien hätten durchaus keine liegenden Gründe; nur das zu Kommottau und jenes zu Neuhaus hätten jedes einen unbedeutenden Meierhof; ſo daß das geſammte jährliche Einkommen aller dieſer Collegien, in welchen, ohne die Fremden und Gäſte, bei 170 Perſonen unterhalten würden, nicht über 1000 Gulden betrage; welches Einkommen ſo ſchwer und kümmerlich zuſammen gebracht werde, daß ſie beinahe alle mit ſchweren Schulden belaſtet ſeien. Dies alſo wären die großen Reichthümer, die man mit der Macht und dem Reichthum der Tempelherren vergleichen wolle, welche ganze Städte, ja Land und Leute beſaßen und mit ihrem eigenen Gelde ganze Kriegesheere ins Feld ſtellen konnten.

Jenes betreffend, daß Kaiſer Rudolph den Majeſtätsbrief ohne Conſens des Papſtes nicht habe erlaſſen können, disputire die Geſellſchaft Jeſu nicht, was gedachter Kaiſer in der Stadt, worin er ſich damals befand, als er von denen sub utraque allenthalben mit Gewalt umgeben und gleichſam belagert war, zur Abwendung eines größern Übels, habe thun und zulaſſen können oder nicht. Im Allgemeinen aber davon zu ſprechen, wäre ihre Anſicht, daß alle weſentlichen Dinge, welche die Religion betreffen, vor Denjenigen gehören, den Gott auf Erden zum Schiedsrichter über Religionsſachen und Irrthümer geſetzt habe. Denn gleichwie weltliche Fürſten und Obrigkeiten es nicht dulden würden, wenn geiſtliche Prälaten in ihre Rechte eingreifen wollten, alſo gezieme es ſich auch nicht, daß weltliche Fürſten oder

Obrigkeiten in Religionsſachen aus eigener Authorität etwas entſchieden oder abänderten. Dem Kaiſer wäre die höchſte Gewalt über ſeine Städte und Länder anvertraut worden; ſei er aber katholiſch, ſo ſei er ein Sohn der Kirche, und als Solchem gebühre es ihm, zu lernen und nicht zu lehren. Er habe ſeine Gewalt in der Handhabung der Geſetze und des Regimentes, die er von Gott erlangte, und ſollte eben darum für ſolche Wohlthaten nicht undankbar ſeyn und etwas gegen die himmliſche Anordnung vornehmen.

Endlich ſagten die Stände sub utraque, der Papſt habe über ſie keine Macht oder Gewalt, da ſie ihn nach der Lehre ihrer Religion gar nicht anerkennen. Hierin aber irreten ſie weit, da nicht blos alle Rechtgläubigen, ſondern auch die Abtrünnigen und Häretiker, welche die Taufe empfangen, dem Chriſtenthum einverleibt und ſonach, ob ſie wollen oder nicht, der Kirche, und alſo dem römiſchen Papſte, als Demjenigen, der von Chriſto zum Haupte derſelben beſtellt wurde, untergeben ſeien. Wie auch ſonſt habe der Apoſtel Paulus den Hymenäus und Alexander, die dem Glauben der Kirche entſagt hatten, in den Bann thun, wie den Bannfluch über Denjenigen ſprechen können, der ein anderes Evangelium predigen würde, oder über ſolche, welche die Brüder durch falſche Lehren verführen, wenn die Kirche nicht über ſie zu gebieten hätte? Sei es ja doch gegen die Geſetze aller Völker, daß ein flüchtiger Knecht darum frei werde, weil er ſeinem Herrn entlaufen,

und nicht wieder zu ihm zurückkehren wolle; oder daß ein Überläufer im Kriege nicht mehr von ſeinem Hauptmann dürfe angeſprochen werden; oder daß ein Meineidiger deßhalb von ſeinem Meineid frei ſeyn ſollte. Demnach alſo wären die Herren Stände, wenn gleich ſie der katholiſchen Religion den Rücken gekehrt, der geiſtlichen Gewalt des Papſtes, ob ſie wollten oder nicht, unterworfen, und könnten mit keinem Fug und Recht das Haupt aus der Schlinge ziehen.

Die Väter beſchloſſen ihre Apologie mit den Worten Chriſti am Kreuze: »Vater vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!«

Unterdeſſen hatten die Rebellen nach vielfältigen, ſchreienden Verbrechen, der kaiſerlichen Poſt, wo ſie alle Briefe erbrachen, der kaiſerlichen Gefälle und überhaupt der ganzen Regierung ſich bemächtigt. Sie gaben dem Grafen Thurn das Schloß Carlſtein und die Reichsinſignien zurück, ordneten Geſandte ab, Hilfe wider ihren rechtmäßigen Herrn und König zu begehren, zogen die oberöſterreichiſchen Lande mit in ihre Empörung, und warben Volk, dieſelbe auf alle Art und Weiſe fortzuſetzen. Zum Unglück war das Feuer der Zwietracht in Europa noch nicht ſo gänzlich gedämpft, daß es nicht bei dieſen Stürmen hin und wieder abermal zur lebendigen Flamme ausgebrochen wäre. Die Schleſier ſandten den Böhmen 3000 Mann zu Hilfe, die Mährer errichteten ein neues Directorium, die proteſtantiſche Partei in König Ferdinands Ländern erhob aufs neue ihr Haupt, faßte Muth und forderte abermal mit Ungeſtüm un-

bedingte Religionsfreiheit; die Ungarn zeigten ſich ſchwierig, die Türken drohten, der Siebenbürger warb Truppen, die Unirten in Deutſchland rüſteten ſich, und forderten Frankreich, England, Dänemark, Schweden, die Schweitz und Venedig zu einem allgemeinen Bündniſſe auf; von allen Seiten drohte ein furchtbares Ungewitter.

Gleich einem milden Vater, der die Ruthe drohend gegen das Kind erhebt, damit es von ſeinem Vergehen abſtehe, ließ der Kaiſer noch immer das Heer an den Gränzen Böhmens ſtehen, ohne mit demſelben in das Königreich einzurücken; denn noch hoffte er, Alles durch Güte zu ſchlichten; auch ſchien dies unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen vielleicht das Rathſamſte. Die Räthe des Kaiſers jedoch und ganz vorzüglich Cardinal Kleſel, beſtanden darauf, die Rebellen zu blutiger Strafe zu ziehen, den abgedrungenen Majeſtätsbrief zu caſſiren und ernſte Maßregeln für die Zukunft zu treffen. »Seit die Ketzerei in dieſen Königreichen eingegriffen hat, ſchrieb der Cardinal in einer ausführlichen Bedenkſchrift, *) hat

*) Hormayr in dem Leben des Kaiſers Mathias ſpricht: »Dieſe wichtigen Gründe ſtimmten Mathias ſowohl als ſeinen allvermögenden Rathgeber, Biſchof Kleſel, zur Güte und zum Frieden, aber der in Spanien erzogene, unerſchütterliche Erzherzog Ferdinand dachte ganz anders, übergab ein ausführliches Bedenken und drang darin auf bewaffnete Rache.« — Daß Ferdinand in Spanien erzogen worden, iſt ein hiſtoriſcher

immer Trotz, Rebellion und Verachtung der Obrigkeit vorgeherrſcht; von Seiten der katholiſchen Obrigkeiten dagegen gebrauchte man immer Güte, Gnade und Nachgiebigkeit, und accommodirte ſich dem Willen der Unterthanen, um Frieden und Ruhe im Königreiche und Lande zu erhalten. Dadurch aber wurden die Secten täglich ſtärker und inſolenter, und maßten ſich die landesfürſtliche Gewalt an; die Landesherren verloren unter dem Schein des Gewiſſens ihr Anſehen auch in politiſchen Dingen; da die Unkatholiſchen, nachdem ſie im Geiſtlichen alle ihre Abſichten erreicht hatten, nun auch zum Weltlichen übergingen, in das Regiment ihrer Landesfürſten eingriffen, und Regierung und Rath nach ihrem Gefallen beſetzt und regiert haben wollten.«

»Damit waren die Einzelnen noch nicht zufrieden; ſondern um ihre Herren nach ihrem Willen und Gefallen zu tractiren, und Seine Majeſtät und die Ihrigen opprimiren zu können, haben ſie immer

Schnitzer, den der Verfaſſer in dem Leben dieſes Monarchen ſelbſt dadurch berichtigt, daß er erzählt, er ſei zu Inspruck erzogen worden. Was aber den Rath zur Strenge und dieſe Bedenkſchrift betrifft, ſcheint, wiewohl die Khevenhillerſchen Annalen ſie ausdrücklich dem Cardinal Kleſel zuſchreiben, ſolche in der That mehr den Anſichten und der Feſtigkeit Ferdinands gemäß; um ſo mehr, da, wie wir weiter unten ſehen werden, ſchon damals dem Cardinal der Vorwurf gemacht wurde, er ſei mit den Rebellen im Einverſtändniß.

gemeinſame Sache gemacht. Sobald nur ein Land glaubte, beleidigt zu ſeyn, und die Landesfürſten nicht nach ihrem Willen thun wollten, flohen ſie zu ihren Conföderirten unter dem Schein, daß dieſe für ſie intercediren möchten. Bei dieſen Interceſſions-Tractaten aber klagten ſie Seine Majeſtät und ihre Landesfürſten an, wiegelten die andern Länder durch viele Anzüglichkeiten auf und erbitterten ſie; wie ſie denn auch ſich nicht ſcheuten bei dem öffentlichen Landtage zu Preßburg die Krönung des jetzigen Kaiſers zu verhindern, und von den Ständen als Conföderirten zu begehren, Seine Majeſtät nicht früher zu krönen, bis ſie nicht hinſichtlich ihrer Religionsbeſchwerden befriediget wären. Alſo trieben es die Böhmen mit den Schleſiern, alſo die Schleſier mit den Böhmen; die auch den Kaiſer Rudolph nöthigten, ihnen eine Conföderation zu geſtatten, welche, ſo lange der jetzige Stand der Dinge währt, alle Könige beſtätigen müſſen.«

»Ja auch dabei verblieb es nicht, ſondern oft bemeldete Königreiche und Lande, beſonders aber Öſterreich, das den Anfang machte, und immer an der Spitze ſtand, habe unter dem erwähnten Schein der Interceſſion, eben ſo bei allen Chur- und Reichsfürſten, die ihrer Religionsmeinung zugethan ſind, ihre Herren und Landesfürſten durch Abgeſandte unbillig zu mißhandeln geſucht, dieſe Fürſten gegen ſie aufgewiegelt, fälſchlich informirt, erbittert, und durch böſe Rathſchläge und Schriften dahin zu bringen geſucht, daß ihre Herren entweder der kaiſerlichen Kro-

ne und des Beiſtandes gegen die Türken, der Liebe, guten Affection und Vertraulichkeit, und des guten Ausgangs der Reichstage gänzlich entrathen, oder aber Alles thun mußten, was ihren proteſtantiſchen Unterthanen nur träumte. Auf welche Weiſe ſie denn ihre Herren in eine ſolche Knechtſchaft brachten, daß ſie in ihren eigenen ererbten Landen ſich beinahe nicht rühren oder ihrer landesfürſtlichen Autorität gebrauchen dürfen.«

»Auch iſt wohl zu bedenken, daß dieſe Königreiche und Lande, um ihre Herren zu drücken, noch ein Hauptmittel brauchten, zu welchem ihre, von den Landesfürſten empfangenen Privilegien ihnen zum Vorwand dienten; nämlich daß außer ſeinen Kammergütern der Landesfürſt kein Einkommen habe, ſondern in Feindes- und ſeinen eigenen Nöthen die Bewilligung von den Ständen erhandeln und ſich darüber reverſiren mußte, daß ſolche keine ſchuldige, ſondern eine freiwillige Gabe ſei. Kam nun der Landesfürſt in eine Noth, ſo zogen ſie ihre Bewilligung ein, und beſchränkten den Fürſten dermaßen, daß er ſich entſchließen mußte, Land und Leute zu verlieren oder Alles einzugehen, was dieſe Leute begehrten.«

»Ja auch bei dieſer Inſolenz blieb es nicht bewendet. Denn als der Adel für ſich und die Seinigen Alles erlangt hatte, was ſie nur wollten und begehren konnten, waren ſie dennoch nicht daran erſättiget; ſondern ſie zogen auch, unter dem Vorwand der Nächſtenliebe und des Gewiſſens, Seiner Majeſtät eigene Bürger und die Unterthanen Ihrer Kammergüter und

erkauften Herrſchaften an ſich und ihre Religions-Conceſſion, um ſie dadurch ihrer Religionsfreiheit theilhaftig zu machen; damit ſie dieſe Städte und Unterthanen dadurch gewinnen, von Seiner Majeſtät ab- und zu ſich ziehen möchten; Alles zu dem Ende, damit, im Fall die Unkatholiſchen aufſtänden, tumultuirten und rebellirten, die Kaiſerliche Majeſtät und die Ihrigen im Lande auch nicht eine Spanne breit Örter hätten, ſich zu vertheidigen, ſondern um Land und Leute kommen müßten.«

»Durch dies Verfahren alſo blieben Seiner Majeſtät nichts als Ihre Reſidenz, Ihre Wohnungen, Burgen und Schlöſſer, ſo wie auch Klöſter und Geiſtlichen. Da man aber auch Ihre Statthalter angriff, und ſogar in Ihrer Burg und eigenen Kanzlei zum Fenſter hinaus wirft, des königlichen Einkommens und der landtäglichen Verwilligungen ſich bemächtigt und ſolche wider Kaiſerliche Majeſtät ſelbſt gebraucht, die Geiſtlichen, von welchen man keinen Widerſtand befürchtet, zwar noch geduldet, doch in Einem Tage ausrotten kann, ſo ſteht nun Alles nur noch in des Kaiſers, ſeines Nachfolgers, und in den Perſonen des Hauſes Öſterreich; und es erübrigt den Unkatholiſchen keinen Staffel mehr zu erſteigen, als ſich auch an ihnen ſelbſt zu vergreifen.«

»Iſt nun die Obrigkeit aus Gott, ſo iſt dies Verfahren der Unterthanen gewiß aus dem Teufel; und kann alſo von Gott auch nicht anders als ein teufliſches Verbrechen beſtraft werden. Eben ſo wenig aber iſt Gott das Verfahren der Obrigkeit gefäl-

lig, das bis jetzt beobachtet wurde; daß man nämlich immer connivirt, nachgegeben, gewichen, diſſimulirt, Alles gethan hat was die Ungehorſamen haben wollten, und bis auf dieſe Extremität gekommen iſt. Deßwegen hat denn auch Gott dieſen Aufruhr verhängt, damit die Obrigkeit einmal, von dieſer Sclaverei erledigt werden möchte. Denn geſchieht dies nicht bald, ſo iſt es nicht möglich, daß dieſe Länder nicht endlich de facto unter ſich eine Republik errichten (wie bereits in den vereinigten Niederlanden mit ſieben Provinzen ſchon geſchehen;) oder doch ihre Herren in noch größere Sclaverei verſetzen.«

»Gewiß hat Gott dieſe Drangſale und dieſe ſo ſchrecklichen Thatſachen aus keiner andern Urſache verhängt. Denn der ganzen Welt und allen Vernünftigen, welcher Religion ſie auch angehören mögen, müſſen dieſe Gräuel abſcheulich, unrecht, unevangeliſch und aller Strafe würdig vorkommen; wodurch denn der Rebellen Hauptgrund zuſammenfällt, den ſie überall anführen, als ſei dies eine Religionsſache; gewiß auch werden viele Prädikanten, ſelbſt aus den Ihrigen, dieſelbe unrecht heißen und vermaledeien.«

»Sonach alſo haben Seine Majeſtät und ihr ganzes Haus dadurch quo ad materiam dieſer Rebellen die beſte Gelegenheit, bei der ganzen Welt ſich zu rechtfertigen, und jetzt auf Einmal dieſes Joches und dieſer Knechtſchaft ſich und Ihr ganzes Haus zu erledigen, und wieder in Ihre Landesfürſtliche Authorität ſich einzuſetzen. Sie haben Gott und alle geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten für ſich, die

Ihre Lande und Leute ſo wie auch Ihre fürſtliche Authorität zu erhalten begehren; Sie verlieren nichts; da Sie ohnehin bei den vorerwähnten Attentaten der Stände Alles mit Schaden und Spott verlieren müßten. — Sollte man aber auch etwas verlieren, cum eventus belli sit dubius, ſo verlöre man es doch mit Ehren und nicht alſo ſchändlich und mit eigenem Willen, wie es bisher geſchehen; und könne um ſo mehr gewinnen, wenn der Krieg wohl von Statten gehe. — So haben auch Seine Majeſtät einen großen Vortheil darin, daß nicht das Königreich, ſondern nur einige Rebellen von Ihnen gewichen, durch deren Güter man alle Unkoſten wieder erſtatten kann. Sollten aber auch dieſe nicht wieder erſtattet werden, ſo kann man doch des Hauſes Oeſterreich Intereſſe und Freiheiten, die es mit ſeinem Blut erworben, nicht zu theuer bezahlen. Dazu auch wird der Gehorſam, der durch die Strafe und Execution herbei geführt wird, in der Folge auf Landtagen und bei andern Gelegenheiten alles reichlich hereinbringen. Wäre aber auch dieß alles nicht, ſo müßte man ſich endlich dennoch zu Einem aus beiden entſchließen: entweder Land und Leute zu verlieren, oder in eine noch weit größere Knechtſchaft zu kommen als bisher geſchehen.«

Die That ſelbſt bewies, daß dies, allerdings etwas ſtarke Bedenkſchreiben nur allzu ſehr gegründet war. Denn ohne daß der Kaiſer noch die mindeſte Feindſeligkeit gegen ſie eröffnet hatte, waren die Schleſier vereint mit den Böhmen wider ihn zu

Felde gezogen und feindlich in Nieder-Oeſterreich eingefallen; wo ſie die Katholiken mißhandelten, plünderten und rohen Muthwillen und Grauſamkeiten verübten. Nur **Krummau**, **Pilſen** und **Budweis** blieben dem Kaiſer getreu.

Ungeachtet aller Ränke ſeiner Feinde aber, war dennoch indeſſen König Ferdinand am 16. Mai (1618) zum König von Ungarn gekrönt worden; was dem, von Alter und Kränklichkeit gebeugten Kaiſer einigen Troſt gewährte; weil dieß Königreich wegen der beſtändigen Raubzüge der Türken eines kräftigen Schutzes bedurfte, und es ſolchen allerdings durch Ferdinand erhielt. Seine Krönung war mit aller, der ungariſchen Nation eigenen Prachtliebe vollzogen und mit großem Jubel gefeiert worden; worauf der König, von der herzlichſten Liebe und den Segenswünſchen der Nation begleitet, nach Wien zurückgekehrt war, wo Kaiſer Mathias einen Landtag ausgeſchrieben hatte, und noch immer in vergeblicher Hoffnung lebte, das kriegeriſche Feuer der Rebellion durch kräftige Vorſtellungen zu dämpfen; oder doch von den Ständen Hilfe zur Führung dieſes Krieges zu erlangen.

Die großentheils proteſtantiſchen Stände jedoch, die mit den Böhmen gemeinſchaftliche Sache machten, weigerten ſich auf dem Landtage zu erſcheinen; klagten abermal über Bedrückung von Seite der Katholiken, (die ſie ſelbſt auf grauſame Weiſe bedrückten,) und antworteten auf ein abermaliges kaiſerliches Monitorium, es ſei ſeit undenklichen Zeiten Sit-

te, daß kein Offenſiv-Krieg ohne Vorwiſſen des Landes unternommen werde; man habe ihnen aber den Krieg wider Böhmen nicht communicirt, und habe auch zur Führung dieſes Krieges, was ihnen ſehr ſchmerzlich fiele, beinahe lauter Fremde und katholiſche Kriegesoberſten gewählt. Hätte man mit ihnen darüber deliberirt, ſo würden ſie ſolche Mittel vorgeſchlagen haben, wodurch Fried und Einigkeit wiederhergeſtellt worden wäre; dies böhmiſche Unweſen ſei ihnen zwar ſehr leid; aber alles Unheil ſei Denjenigen beizumeſſen, die Seiner Majeſtät zur Schärfe gerathen, und dieſen Krieg urgirt hätten.

Während dieſe Verhandlungen noch dauerten, übte Graf Thurn mit ſeinem Heere ſo große Feindſeligkeiten, daß er dem Lande beinahe nicht geringern Schaden zufügte, als die Feinde ſelbſt ihm hätten zufügen können. Bald war die Verwirrung allgemein. Da traten die, in Deutſchland unirten proteſtantiſchen Fürſten und Stände zu Rottenburg zuſammen, und ſchrieben an den Kaiſer, an den Churfürſten von Sachſen und an die böhmiſchen Directoren; — an den Erſten, ihn zur Milde und Schonung zu bewegen, und ihn zu bitten, die Feindſeligkeiten gegen Böhmen einzuſtellen; — an den Churfürſten, ihn aufmerkſam zu machen, daß er bei dem Majeſtätsbrief ſelbſt intereſſirt ſei; daß Sachſen von uralten Zeiten her mit Böhmen immer in beſtem Einverſtändniſſe geweſen wäre, und er daher dieſer Angelegenheit ſich annehmen möchte; — an die Directoren endlich, ſie im Nothfall ihrer Hilfe zu verſichern.

Es zeigte ſich bald, daß die Gewalt der Waffen das ſicherſte Mittel geweſen wäre, die Ordnung wiederherzuſtellen; wenn anders ſolche mit Nachdruck geführt wurden. Buquoi und Dampierre rückten endlich auf des Kaiſers Befehl in Böhmen ein, und behandelten das rebelliſche Königreich als Feinde. Dieſen Ernſt hatten die Böhmen nicht erwartet, die immer nur gewohnt waren, den Kaiſer ihren Launen nachgeben zu ſehen. Sicherlich auch hätte dieſer Krieg zu einem baldigen und ehrenvollen Frieden geführt; und ſchon ſchrieben die Böhmen an den Herzog von Bayern, beim Kaiſer ihrer ſich anzunehmen; aber zwei weſentliche Fehler vereitelten Alles. Der erſte waren die zügelloſen Ausſchweifungen der Wallonen und Ungarn, die bei dem Heere ſich befanden, und deren unbändige Rohheit ſelbſt die gut Geſinnten entrüſtete; der andere war die Verachtung, mit welcher man auf den Feind herab ſah; da man die Truppen der böhmiſchen Stände als ein zuſammen gerottetes Geſindel betrachtete, das leicht aus einander zu treiben wäre. Doch die Erfahrung zeigte den Feldherren bald, daß ſie hierin ſich ganz gewaltig geirrt hatten. Dampierre ward in einem Treffen bei Zſchaslau, wo beide Heere Anfangs einander aus dem groben Geſchütze begrüßten, geſchlagen, und mußte ſich in einen Wald retiriren, wo ſeine Truppen dem bitterſten Hunger preisgegeben waren; und diejenigen die nach Proviant ausgingen, von den Bauern erſchlagen wurden; Buquoi fühlte ſich zu ſchwach, etwas Bedeutendes zu unternehmen, und beſchränkte

ſich darauf, bis Verſtärkung erſchien, in einem vortheilhaften Poſten ſich zu behaupten. — Die böhmiſchen Reiter nahmen acht und dreißig Wagen mit Munition und Lebensmittel für den Winter, nebſt einer großen Summe Geldes, das dem kaiſerlichen Kriegesvolk von Wien aus zugeſandt ward; und 800 fürſtenbergiſche Soldaten, welche dieſe Wagen convoyirten, wurden theils niedergehauen, theils in die Flucht gejagt. Auch belagerten die böhmiſchen Truppen die, dem Kaiſer treu gebliebenen Städte, Pilſen, Krummau und Budweis, ohne daß die Kaiſerlichen es wehren konnten.

Ueber dies Alles kam den Böhmen noch eine Hilfe von einer Seite zu, woher ſie dieſelbe in dieſem Augenblicke nicht erwartet hatten. Ernſt von Mannsfeld, den die Khevenhilleriſchen Annalen immer nur mit dem Namen des Baſtards nennen, um ihn von ſeinem Vater, dem Grafen Ernſt von Mannsfeld, damals Befehlshaber in den Niederlanden zu unterſcheiden, der ihn aus ungleicher Ehe erzeugt hatte, — führte den Ständen ein treffliches, kampfgeübtes Corps von 4000 Mann zu. Er ſelbſt war ein geübter Kriegesmann, der einſt unter Erzherzogs Leopolds Fahnen im Elſaß wider die Proteſtanten gekriegt hatte; ſpäterhin aber ſelbſt, weil der Erzherzog ſeinen Geld- und Ehrgeiz nicht über die Gebühr erſättiget hatte, zu den Proteſtanten übergetreten war. Dies ſtattliche Corps, mit welchem er nach Böhmen kam, hatte unter ihm für den Herzog von Savoyen gegen Spanien gefochten. Nachdem

nun zwiſchen beiden Mächten der Friede wiederhergeſtellt war, überließ der Herzog von Savoyen, der mit den unirten proteſtantiſchen Fürſten verbündet war, dieſe ihm nun entbehrlichen Truppen der proteſtantiſchen Union, welche ſolche alſogleich begierig in Empfang nahm, den böhmiſchen Rebellen damit freundſchaftlich zu Hilfe zu kommen.

Auf ihr bisheriges Glück pochend, und den Kaiſer gänzlich außer Stand zu ſetzen, den Krieg gegen ſie mit Nachdruck fortzuſetzen, ſandten ſie einen ſchleſiſchen Edelmann, Namens Colin als Geſandten nach Conſtantinopel, die Pforte zum Krieg gegen den Kaiſer Mathias anzureizen; mit Vorgeben, daß es niemals leichter als jetzt geweſen ſei, Oeſterreich durch die Waffen zu beſiegen; da alle Provinzen von dem Kaiſer abgewendet, und er ſelbſt im Krieg mit ſeinen eigenen Unterthanen begriffen wäre. Der Kaiſer, zeitlich genug von ihrem Vorhaben unterrichtet, kam ihnen zuvor, ſandte in Eile den Freiherrn von Mollart, mit ſtattlicher Begleitung an den ottomaniſchen Hof, einen zwanzigjährigen Frieden abzuſchließen; und der Botſchafter fand auch daſelbſt gute Aufnahme und vollbrachte ſeinen Auftrag zur Zufriedenheit des Kaiſers.

Bei dieſem Schritte ließen es aber die Directoren nicht bewenden; ſondern ſie ſandten Mannsfeld an den Herzog von Savoyen ab, die ganze Mannſchaft, die nach dem Friedensſchluſſe mit Venedig noch auf den Beinen war und aus 15000 Mann zu Pferd, und zu Fuße beſtand, zu erhandeln, um damit ins

Elſaß einzufallen und jene Lande der Churpfalz erb- lich einzuräumen; den Ozean mit dem adriatiſchen Meere zu verbinden, und in dieſer Abſicht die Päſſe gegen Tyrol hin, ſo wie die übrigen Päſſe nach Ita- lien zu öffnen. Mannsfeld reiste alſo dahin ab und brachte Briefe mit von dem Churfürſten Friedrich von der Pfalz, von dem Fürſten Chriſtian von An- halt und von dem Markgrafen Johann Ernſt von Brandenburg. Geld zur Ausführung ihrer Abſicht verhieß die Union. Um ſie feſt an ihr Intereſſe zu ketten, zeigten dieſe Verbündeten dem Herzog von Savoyen die Kaiſerkrone, dem Churfürſten - Pfalz- grafen aber die Krone von Böhmen. Habe nur erſt, ſchrieben ſie dem Savoyer, der Pfalzgraf die böhmi- ſche Krone durch die Truppen, die der Herzog ihm verſchaffen ſollte und ſeinen anderweitigen Beiſtand erlangt, ſo ſei kein Zweifel, er werde ihm, ſeinem Helfer und Wohlthäter zur Kaiſerkrone verhelfen; da er als Churfürſt von der Pfalz und von Böhmen dann zwei Vota habe, Brandenburg gleichſam von der Pfalz abhänge, und überdies auch gute Hoffnung ſei, Churtrier zu gewinnen. Ein abenteuerlicher, aber dem erſten Anſcheine nach leicht auszuführender Plan, den ſie aber ſo wenig im Sinne hatten, auszuführen, als wenig es in ihrer Macht lag, ihn durchzuſetzen.

Die katholiſchen Fürſten Deutſchlands ſahen mit Entſetzen, welches Feuer aus dieſer, Anfangs leicht zu dämpfenden Empörung aufgegangen war, und verhießen nun dem Kaiſer ernſtlich Hilfe. Spanien ſandte 1,200,000 Gulden und ſogar Papſt Paulus V.

ſandte der katholiſche Ligue, an deren Spitze der Herzog Maximilian von Bayern ſtand, eine Summe von 200,000 Gulden. Siegmund III., König von Pohlen erließ ein Schreiben an die Rebellen, worin er ihnen in den ſtärkſten Ausdrücken ihren Starrſinn, ihre Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer, ihren von Gott geſetzten Oberherrn, und ihre Rebellion verwies; und ſie ernſtlich bedrohte, wofern ſie nicht alsbald die Waffen niederlegten und des Kaiſers Gnade ſich ergäben, kraft ſeines mit dem Kaiſer aufgerichteten Bündniſſes und ſeiner Blutsfreundſchaft mit ihm, Seiner Majeſtät mit Hilfe wider ſie beizuſtehen, und ſie mit den Waffen heimzuſuchen. Die Böhmen beantworteten dies Schreiben mit ihrem gewöhnlichen Liede, trugen ihre alten, ungegründeten und ſo oft widerlegten Lamentationen über Bedrückung ihres Gewiſſens, Verletzung des Majeſtätsbriefes ꝛc. vor, und baten den König, fremden Mißgönnern und Friedensſtörern doch ja keinen Glauben beizumeſſen; ſondern die reine Wahrheit zu glauben, die ſie in ihrem unterthänigſten Schreiben getreu darſtellten.

Noch einmal verſuchte der, ſo oft getäuſchte Kaiſer den Weg der Güte und erließ am 1. December (1618) ein ſehr väterliches und ergreifendes Abmahnungsſchreiben an die Böhmen, worin er den Ständen vorſtellte, wie ſie durch ihre Attentate das ſchöne Königreich gänzlich zu Grunde richteten, fremdes Kriegsvolk in das Land zögen und die ſtrengſte Rache Gottes durch ihre Rebellion und das Vergießen ſo vielen Blutes auf ſich lüden. Dringend auch ſtellte

er ihnen vor und bezeugte vor Gott und der Welt, daß er alles Erdenkliche gethan habe, das Unheil abzuwenden und den Frieden wiederherzuſtellen; und daß er an ihrem Verderben keine Schuld habe. — Die Rebellen ſahen aus dieſem väterlichen Ermahnungsſchreiben, das nicht von dem Nachdruck der Waffen begleitet war, nur die Ohnmacht des Kaiſers, ſie zu beſtrafen. Da ſie indeſſen die Rüſtungen des nahen Pohlens ſo wie auch die Hilfe der katholiſchen Ligue fürchteten, die ſich der Union gegenüber gebildet hatte; und auch wußten, daß der Kaiſer nun im Stande ſei, ein ſtattliches Heer zu werben; benützten ſie dieſe Gelegenheit, Zeit zu gewinnen.

Erasmus von Tſchernembel, gleich dem Grafen Matthias Thurn, ein reicher, wegen der Religion ausgewanderter Krainer, überreichte im Namen der Utraquiſten ein wahrhaft phariſäiſches, mit großer Schlauheit, doch in ſehr friedlichem und unterwürfigem Styl abgefaßtes Denkſchreiben, worin er dem Kaiſer vorſtellte, es ſei zur Zeit noch ſchwer, über den Aufſtand in Böhmen zu urtheilen; da nicht alle Parteien zur Genüge wären vernommen worden. Wären aber auch die Utraquiſten wirklich Rebellen, ſo gereiche dennoch dem Regentenhauſe nichts zu größerm Schaden und zu größerer Schmählerung ſeines großen Rufes, als die Waffen wider die Böhmen zu ergreifen. Denn ſiegte der Kaiſer, ſo gewinne er doch nur das Seinige zurück, und zwar in erbärmlichem Zuſtande, und müßte auch, den Krieg führen zu können, andere Länder beſchweren; ſo daß

er dann aus ſeinem Lande Einkommen und die zur Türkenhilfe und andern Staatsbedürfniſſen nothwendigen Gelder erhalten könne. Auf Ausländer ſei ſich nicht zu verlaſſen, da fremde Fürſten entweder nicht helfen können, oder nicht helfen wollen, und am Ende auch ihre Hilfe ſich ſo theuer bezahlen laſſen, daß die Länder die Summen nicht erſchwingen können. Durch Confiscation könne der Kaiſer ſich nicht decken, da er es mit mächtigen Ständen und einem großen Adel zu thun habe, und überdies die Kriegsunkoſten jeden Monat über 200,000 Gulden ſich beliefen. Dazu auch ſei der Kaiſer alt und krank; auf den König Ferdinand aber ſei nicht zu bauen, da ſchon manche Könige gekrönt worden, und dennoch niemals in den Beſitz ihrer Länder gekommen ſeien. Auch ſei der Sieg nicht ſo gewiß; denn die Huſſiten hätten gezeigt, was die Desperation eines Volkes vermöge, und ein kleiner Haufe derſelben habe Kaiſer Siegmunds, des Papſtes und der Erzherzoge ganzes Heer geſchlagen. Eben ſo wenig habe die ganze ſpaniſche Macht gegen das kleine Holland ausgerichtet, das wegen der Inquiſition ſich losgeriſſen habe. Ja es komme der Kaiſer auch in Gefahr, daß die ohnehin nicht pünctlich bezahlte Soldateska ſich zu dem Feinde ſchlage, wie man deſſen viele Beiſpiele habe. Ginge aber Böhmen verloren, ſo ziehe dieſer Verluſt, auch den der Kaiſerkrone nach ſich.

Des Kaiſers Majeſtät zwar ſagen, Sie ſeien als das Haupt der Chriſtenheit ſchuldig, das Unrecht zu beſtrafen. Dies ſei auch allerdings billig; wenn

ſolche Strafe ohne große Ungerechtigkeit, und Unterdrückung der Unſchuldigen und zur Beſſerung des gemeinen Weſens ſich üben laſſe; wo aber der Unſchuldige durch ſolche Buße mehr leide als der Schuldige, ſei es beſſer, hundert Sünder zu abſolviren als Einen Gerechten zu verdammen. So klagten Kaiſerliche Majeſtät über dreißig Perſonen, und deßwegen müßten viele tauſend arme und unſchuldige Männer, Weiber, Kinder, Geiſtliche und Weltliche durch Krieg, Mord, Raub, Brand, Plünderung, Verwüſtung, Schändung und entſetzliche Mißhandlungen beſtraft, die Polizei umgekehrt und alles Recht mit Füßen getreten werden, was eine Devaſtation, und keine Renovation zu nennen ſei. Gleichwie alſo ein trefflicher Arzt einen ſchwer und ungeduldigen Kranken durch fleißige Wartung, geſunde Wohnung und reine und angenehme Arzeneien beſſer behandelt als einen Geſunden, und, wofern er dies nicht thut, die Krankheit mehr überhand nehme, er aber mehr Mühe und weniger Ehre davon habe, alſo blaſe man auch bei jeder Rebellion und Unruhe dieſer Art, wenn man ſolche mit Gewalt und Schärfe dämpfen wolle, das Feuer derſelben nur um ſo mehr auf, und die Flamme werde nur um ſo ſtärker. Durch Weisheit und Moderation hingegen werde Alles zum Beſten gekehrt; und Waffen und ausländiſche Hilfe ſeien dazu keineswegs nothwendig. (Sonderbar! und ſie ſelbſt erlaubten ſich ſolche gegen ihren Landesfürſten!) Überdies hätten Seine Majeſtät beim Antritt der Regierung verſprochen, friedlich zu regieren; weßhalb das Blut-

bad unverantwortlich wäre. Schlage ja doch auch ein Vater, wenn die Kinder zuweilen muthwillig und böſe ſeien, dieſelben nicht todt, damit er ſich ſelbſt nicht beraube und ſich Herzeleid erwecke; alſo wären auch rebellirende Unterthanen nicht mit der Schärfe des Schwertes wie Fremde und Feinde, ſondern durch väterliche Verweiſe, Schonung und Nachgiebigkeit zu züchtigen (?!) damit der Kaiſer des Seinigen nicht mit ſchwerer Verantwortung, zum Nachtheil ſeiner Nachkommen ſich beraube.

Endlich wolle man den Kaiſer zu dem Glauben bewegen, es ſei gegen den ſchuldigen Gehorſam und die Reputation Seiner Majeſtät, daß die Böhmen ſich bewaffneten; doch dieſem ſei nicht alſo. Es ſei durch viele Beiſpiele erwieſen, daß manche Länder dies gethan, und dennoch große Kaiſer und Potentaten hierüber kein Bedenken getragen; ja auch wenn ſie ſchon Kriegesvolk geworben, dasſelbe wieder entlaſſen hätten. Wer die jetzige Zeit wohl ins Auge faſſe, der werde befinden, daß die Böhmen ſich eigentlich aus Furcht vor einer Offenſion von Seiten Seiner Majeſtät bewaffneten, weil ſie den Landofficieren und Andern gedroht haben; zumal die Jeſuiten ſie gar ſehr zur Rache antreiben, und weil ſie, da ſie nicht trauen, nur gegen den Angriff ſich verſichern wollen; wie es der Böhmen Schriften öffentlich bezeugten. Die Kaiſerliche Majeſtät dagegen bewaffneten ſich nicht aus Furcht vor den Böhmen, noch weniger zur Sicherheit Ihrer Perſon, oder ihrer Länder, ſondern die Böhmen zum Gehorſam zu treiben, und könnten

alſo ohne Schmählerung Ihrer Ehre Ihr kaiſerliches Volk entlaſſen (!!!) und dadurch Ihren Ländern die Laſt abnehmen; dies würde die Großmuth Seiner Majeſtät in ſchönem Lichte zeigen, und auch genugſam an den Tag legen, daß Sie die Waffen Ihrer Unterthanen gleichſam für nichts achten; ja dieſe Niederlegung der Waffen würde Ihre Authorität und Ihr Vertrauen weit mehr zeigen, als wenn Sie mit Ihren Unterthanen fechten wollten. Unterließen dagegen Seine Majeſtät Ihre Truppenwerbungen nicht, ſo würde dies nicht nur bei Fremden, ſondern auch bei Ihren andern öſterreichiſchen Ländern großes Mißtrauen erwecken und viele andere verderbliche Folgen nach ſich ziehen. Somit alſo könne Seiner Majeſtät kein ſchädlicherer und gefährlicherer Rath gegeben werden als die Böhmen zu bekriegen; und darum möchten Seine Majeſtät ſich allergnädigſt reſolviren, dieſer Sache ein Ende zu machen, damit die Krone Böhmen für Sie und Ihre Nachkommen in Frieden und Ruhe erhalten werde.

Dies argliſtige Schreiben, das den Kaiſer zur Niederlegung der Waffen bewegen ſollte, während die Rebellen ſolche gegen ihn fortführten, war um ſo ſonderbarer und um ſo heimtückiſcher, als die Böhmen nicht nur kein friedliches Mittel hatten annehmen wollen, ſondern auch mit ihren Feindſeligkeiten dem kaiſerlichen Hoflager immer näher kamen, und bereits mit dem Pfalzgrafen Friederich wegen der Krone Böhmen in wirklicher Unterhandlung waren. Nichts deſto weniger ergriff der ſchmerzlich bedrängte, die

ſes unglückſeligen Aufruhrs müde und nach Frieden und Ruhe ſchmachtende Kaiſer, ſelbſt dieſe Gelegenheit, den Böhmen einen Waffenſtillſtand von zwei Monaten zu bewilligen, und indeſſen einen Verſammlungstag nach Eger zu beſtimmen, wo, durch Churſachſens Vermittlung, nebſt den kaiſerlichen Commiſſarien die Churfürſten von Mainz, von der Pfalz, von Sachſen, und der Herzog von Bayern, wenn nicht perſönlich, doch durch ihre Geſandten erſcheinen, und auch die Stände durch ihre Abgeordneten ſich einfinden ſollten, ihre Beſchwerden vorzutragen. Nichts lag dem unglücklichen Kaiſer ſo dringend am Herzen als dieſe heilloſe Fehde noch beendigt zu ſehen, bevor er die müden Augen ſchlöſſe.

Vieles hatte beigetragen, dem lebensſatten Kaiſer ſeine letzten Jahre zu verbittern; und nicht beglückt hatten ihn die Kronen, die er um wenige Jahre früher zu tragen, ſeinen Bruder Rudolph gezwungen hatte, niederzulegen, ohne ſolche ſelbſt mit größerem Ruhme zu tragen. Denn es fehlte viel, daß er der Erwartung entſprochen hätte, die man allgemein von ihm hatte; ja Viele wünſchten während ſeiner Regierung Rudolphs Zeiten zurück. Auch mußte er von ſeinem Nachfolger beinahe die nämliche Begegnung erfahren, die ſein Bruder Rudolph von ihm hatte erfahren müſſen; nur daß Ferdinand mit mehr Glimpf und Schonung dabei vorging. Eine der bitterſten Kränkungen, die er von dem König erdulden mußte, war die Verhaftung ſeines (wie er erachtete), einzigen Freundes und getreueſten Rathgebers, des Cardinals Kleſel, die etwa ein Jahr zuvor geſchehen war.

Offenbar hatte dieſer Miniſter ſich Vieles zu ſchulden kommen laſſen. Er hatte, ſo viel an ihm lag, die Angelegenheit der Succeſſion, worauf das Heil des ganzen Erzhauſes beruhte, durch allerlei Ränke und Hinderniſſe, und vielleicht blos darum verzögert, weil er fürchtete bei dem ſelbſtſtändigen, feſten und weiſen Ferdinand den allmächtigen Einfluß zu verlieren, den er auf den Kaiſer Mathias ausübte. Denn dies ging ſo weit, daß er oft in hochfahrendem Übermuth pochend auf die Bruſt ſchlug und ſprach: Hier ſitzt der Kaiſer! Dieſen Einfluß zu behaupten, hatte er auch beſtändige Zwietracht zwiſchen dem Kaiſer und den Erzherzogen unterhalten. Überdies vermuthete man, er ſei Schuld, daß das kaiſerliche Kriegesvolk ſo langſam in Böhmen vorgerückt war; er habe gefliſſentlich einige Oberſten und Hauptleute eingeſetzt, von welchen er wußte, daß ſie mit dem Feind im Einverſtändniß waren, ja er ſelbſt habe mit den Rebellen correſpondirt, um alle ihre Reſolutionen und Vorkehrungen gewußt, und ſich darnach benommen. Dieſe Vermuthungen wurden durch die Schriften, die man bei ſeiner Verhaftung in Beſchlag nahm, und noch mehr vielleicht durch 400,000 Ducaten beſtätigt, die man in ſeiner Geldkiſte fand, und die grell gegen die Noth contraſtirten, in welcher der Hof damals ſich befand *). Auch warf man ihm vor, er habe zum un-

*) Der Cardinal rechtfertigte ſich ſpäterhin (1627) auf folgende Weiſe hierüber. Er ſprach: „er halte den modum reformandi für zu ſcharf; man verliere dadurch

erſetzlichen Schaden Ungarns, den Türken zu viel eingeräumt, das Juſtiz=, Kriegs= und Finanzweſen in die gräulichſte Verwirrung gebracht und dem Kaiſer viele verderbliche Rathſchläge gegeben.

Aus dieſen und noch andern Gründen beſchloſſen König Ferdinand und Erzherzog Maximilian mit Einverſtändniß des Spaniſchen Botſchafters Ognate, den Cardinal in aller Stille zu entfernen. Dies um ſo ſicherer zu thun, beſuchten beide Fürſten ihn in ſeinem Hauſe, um ihn zu einem Gegenbeſuche zu verpflichten. Da nun der Cardinal in die Burg zu dem König ſich begeben wollte, trat ihm der Kam=

---

dem Landesfürſten die Liebe, dem Lande das Geld, und dem Himmel viele Seelen; — die Liebe, da man die Leute nicht nur emigriren mache, ſondern ſie des Landes verweiſe, als ob ſie Schelme und Diebe wären; — das Geld und die Commerzien, weil die reichſten Leute hinwegzögen, und großes Gut mit ſich führten. Man gewinne aber die Seelen nicht, weil die Unkatholiſchen nicht katholiſch werden, ſondern ſammt ihren Kindern das Land räumen, und alſo Kindeskinder auf ewig in ihrem Irrthum bleiben. Wenn man aber die Ältern im Lande ohne Exercitium und Schulen bei ihrer Religion ließe, ſo würden die Kinder katholiſch werden, und alſo die ganze Poſterität in infinitum katholiſch bleiben, das Geld nicht aus dem Lande geführt werden, die Commerzien ſich nicht verlieren, und der Landesfürſt nicht an allen Orten ſo verhaßt ſeyn, und auch, wenn etwa Einer unrecht thäte, Gelegenheit haben, ihn an Leib und Gut zu ſtrafen.»

merherr von Breuner auf der Treppe entgegen, begleitete ihn in ein beſonderes Zimmer und kündigte ihm daſelbſt an, »das ganze durchlauchtigſte Erzhaus habe mit Seiner Heiligkeit ſich dahin verglichen, ſeine Perſon wegen vieler Unthaten und übel geführten Hofregiments, dieſes Ortes nicht länger zu gedulden; weßwegen er ſeinen Cardinalshut und Mantel ab-, einen andern ſchwarzen und bereit liegenden anzulegen und mit den beiden Kriegesoberſten, Grafen Collalto und Dampierre (die hierauf aus dem Nebenzimmer hervortraten, wo ſie bis dahin verborgen waren) abzugehen habe.« Über dieſe Ankündigung fing der Cardinal an, heftig zu proteſtiren, da er jedoch Ernſt ſah, fügte er ſich, ward durch einen verdeckten Gang zur Burg hinaus, auf die Baſtei herab, und von dort durch eine ſtarke Escorte zuerſt nach Steyermark, von dort aber auf das feſte Schloß Ambraß nach Tyrol gebracht. Späterhin (1623) ordnete der Papſt ein Gericht von Cardinälen über ihn an; weil aber kein Kläger erſchien, ward er losgeſprochen und dann abermal in ſein Bisthum zu Wien eingeſetzt. Der Papſt ſelbſt empfahl ihn dem damaligen Kaiſer Ferdinand in einem eigenen Breve; und wirklich auch bediente Kaiſer Ferdinand II. ſich oftmals ſeines Rathes.

Eine Stunde nachdem der Cardinal entfernt war, zeigten der König und Erzherzog Maximilian dem Kaiſer an was geſchehen war. Wie ſchmerzlich aber dies auch dem Kaiſer fiel, erwiederte er dennoch kein Wort. Er lag eben damals an peinlichen

Gichtſchmerzen zu Bette, und nahm während des Vortrags das Bettuch erröthend vor den Mund. Mit um ſo größerer Empfindlichkeit antwortete die Kaiſerin, der dieſe Sache tief zu Herzen ging, ſie ſehe wohl was man mit ihrem Gemahl vorhabe, er lebe zu lange, und man ſei ſeiner bereits überdrüſſig. Es kränkte ſich auch dieſe fromme Fürſtin ſo tief, daß ſie noch in demſelben Jahre ſtarb. Immer hatte ſie ein ſehr frommes Leben geführt und unter andern vier Kapuzinerklöſter geſtiftet, zu Steyer, zu Regensburg, zu Budweis und zu Wien; welchem letztern ſie 30,000 Ducaten zur Vollendung des Baues, zur Einrichtung und Dotirung hinterließ. Drei ganze Jahre hatte ſie aller ihrer Einkünfte zum Beſten armer Kirchen ſich enthalten.

Als die Geſandten der Chur- und Reichsfürſten am 14. April (1619) zu Eger ſich verſammelt hatten, erſchienen daſelbſt die Abgeordneten der böhmiſchen Stände und trugen ihre Beſchwerden und Forderungen vor. Es war ihnen jedoch ſo wenig Ernſt, mit dem Kaiſer ſich zu verſöhnen, daß ſie vielmehr entſchloſſen waren, die Feindſeligkeiten um jeden Preis fortzuſetzen, wozu ſie während des Waffenſtillſtandes alle Vorkehrungen getroffen hatten; und darum auch ſpannten ſie ihre Forderungen ſo übertrieben hoch, daß ſelbſt die Interponenten ſolche mit Ärger verwarfen. Hierauf zerſchlug ſich die ganze Vermittlung, und beide Partheien rüſteten ſich ernſtlicher denn jemals zum Kriege. Kaiſer Mathias erlebte dieſe undankbare Vergeltung ſeiner Güte und Verſöhnlichkeit

nicht mehr. Gleichſam fremd und verlaſſen auf dem Throne, folgte er ſeiner geliebten Gemahlin, ſchon nach drei Monaten in die Ewigkeit. Ein Schlagfluß rührte ihn am 20. Mai 1619. Beide wurden die erſten in der kaiſerlichen Gruft bei den Kapuzinern beſtattet, deren Bau der Kaiſer kurz zuvor vollendet hatte.

Zweites Buch

Von dem Regierungsantritt Ferdinands bis zum Reſtitutionsedikt.

(J. 1619 — bis — 1629.)

War je ein Monarch in einer verzweiflungsvollen Lage, ohne Ausſicht auf Rettung, und gleichſam augenſcheinlich verloren, ſo war es gewiß Ferdinand nach Kaiſers Mathias Tode. Sein kleines, geſchlagenes, entmuthigtes, über die Hälfte herabgeſunkenes Heer ſtand in Böhmen ſich ſelbſt überlaſſen, bei Budweis und Krummau wie eingeſchloſſen von den Rebellen, die mit Hilfe der Schleſier ganz Böhmen beherrſchten, und mit den königlichen Einkünften ſelbſt Krieg wider ihren rechtmäßigen König führten. Auch beſorgte man ſtündlich, die niederſchlagende Nachricht zu vernehmen, daß dieſes, ohnehin allſeitigem Mangel preisgegebene, aber dennoch einzige kaiſerliche Heer in Böhmen, die Waffen geſtreckt habe. — Dazu forderte Ferdinand als gekrönter König von Böhmen Abgeordnete nach Wien, um ſich mit ihnen über die Abhilfe ihrer Beſchwerden und Beilegung ihrer Unruhen zu berathen; empfing aber ſtatt der Antwort, von den Statthaltern einen Bericht, die Directoren, (die Ferdinand nie als ſolche

anerkannt hatte) hätten ſich geweigert, das Schreiben Seiner Majeſtät anzunehmen, weil man ſie nicht Directoren genannt, noch auch den Ständen den Titel: sub utraque gegeben hätte; — (da doch die Angelegenheiten des Landes nicht blos die Utraquiſten, ſondern alle Stände überhaupt betrafen!) Eben ſo verweigerten die Ober- und Nieder-Öſterreichiſchen Stände die Huldigung; und erhoben Schwierigkeiten gegen die Vollmacht, die Erzherzog Albrecht aus den Niederlanden ſchon früher an Ferdinand geſandt hatte, ſeinen Antheil an den öſterreichiſchen Landen zu übernehmen, und zu regieren. Die Proteſtanten ſprachen geradezu, ſie würden keinem andern als einem ſolchen Fürſten huldigen, der ihre Privilegien in allen Puncten beſtätigte; und um zu zeigen, daß ſie dies keines Weges im Scherze meinten, legten die Stände ob der Enns alsbald die Kammergüter unter Beſchlag.

Indeſſen nahm Thurn, der in Mähren eingedrungen war, die Abtei Goldberg ein, rückte nach Brünn vor, zwang den Bürgermeiſter dieſer Hauptſtadt, die Stadtſchlüſſel herauszugeben; forderte die Bürgerſchaft auf, bei einem Eide ſich zu verpflichten, daß ſie es mit den löblichen (proteſtantiſchen) Ständen halten wollten, und bedrohte den Cardinal Dietrichſtein, der mit dem Fürſten Carl Liechtenſtein das Land bisher noch in der Treue erhalten hatte, mit augenblicklicher Hinauswerfung zum Fenſter, wofern er nicht auf der Stelle das General-Amt niederlege. Als nun der ernſte und weiſe Prälat, nach

vergeblichen Vorſtellungen, der Gewalt gewichen war, ernannten die Mähriſchen Stände alsbald fünf Directoren, ſetzten den katholiſchen Stadtrath ſowohl zu Brünn als zu Olmütz ab, ernannten an ihrer Statt proteſtantiſche Räthe, vertrieben die Jeſuiten und öffneten die Kirche derſelben den Utraquiſtiſchen Predigern. Da nun Thurn keinen Feind mehr im Rücken zu befürchten hatte, drang er bei dieſer allgemeinen Gährung der Gemüther immer näher vor, und erſchien endlich (am 9. Juni 1619) vor Wien ſelbſt. —

Es hatten aber auch die meineidigen Verhandlungen der Rebellen ſowohl in Deutſchland als in der Türkei ihre Früchte getragen. Die Proteſtanten im deutſchen Reiche warben Truppen und rüſteten ſich; der Fürſt von Siebenbürgen Bethlen Gabor, im Einverſtändniß mit den Ungarn, und verbündet mit den Türken und Böhmen, hatte bereits Kaſchau und Preßburg erobert; und Alles zitterte zu Wien, daß beide feindliche Heere vor dieſer Stadt ſich vereinigten, die auf keine Belagerung gefaßt war. Die Noth ſtieg mit jedem Tage. Schon hatte Thurn bei St. Ulrich Batterien aufgeworfen, und angefangen die Burg zu beſchießen; Kugeln flogen bis mitten in die Stadt. Auch ſchwärmten bereits einige Horden Bethlen Gabors mit ungariſchen Proteſtanten bis über die Fiſcha. Übermüthig jubelten Öſterreichs proteſtantiſche Stände; eilten von allen Seiten, ſich zu bewaffnen und mit den böhmiſchen Rebellen gemeinſame Sache zu machen. Schon ſprachen ſie laut da-

von, Ferdinand in ein Kloſter zu ſperren, ſeine Kinder in der proteſtantiſchen Religion erziehen zu laſſen, einen Fürſten dieſer Confeſſion zu erwählen, Böhmen aber und den dazu gehörigen Landen ihren eigenen König zu geben; und endlich Öſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain mit dem Königreich Ungarn zu vereinigen. In der Hauptſtadt ſelbſt waren die Gemüther geſpannt; die Proteſtanten ſtanden mit dem Feinde im Einverſtändniß; und wiewohl 1500 getreue katholiſche Bürger mit 600 Studenten vereint, allen Gefahren großmüthig trotzend, die Waffen ergriffen und, um alle Verrätherei zu verhüten, die Stadtthore beſetzten, ſo nahm doch Angſt, Gefahr und Noth mit jedem Augenblick zu.

In dieſer äußerſten Bedrängniß beſchworen ſelbſt Ferdinands getreueſte Diener und Räthe ihren Herrn, der Übermacht zu weichen; oder aber heimlich nach Tyrol zu entfliehen. Sogar die Jeſuiten riethen ihm, für den Augenblick nachzugeben; da mit der Zeit wohl auch Rath kommen würde. Einige ſeiner Getreuen hatten, ſogar auf die Gefahr hin, die Gnade des Königs, ja vielleicht ihr Leben zu verlieren, heimlich mit Thurn unterhandelt, und ihm Anträge zur Verſöhnung gethan; mit Verheißung die Glaubensfreiheit anzuerkennen, den Majeſtätsbrief zu erneuern, ihre Privilegien zu beſtätigen und eine allgemeine Amneſtie zu erwirken. Doch dieſer ſtolze Rebell, auf ſeine Siege pochend und Ferdinand bereits als ſeinen Gefangenen betrachtend, mit welchem er nach Gefallen handeln und von dem er erzwingen könne was

ihm beliebe, würdigte dieſe Friedensverſuche nicht einmal einer Antwort; ſondern forderte vielmehr, man ſollte ihm, wie die proteſtantiſche Partei es ihm verheißen, ein Thor der Stadt einräumen; bis dahin aber fuhr er fort, die kaiſerliche Burg zu beſchießen.

Es gehört fürwahr ein außerordentliches, mehr denn heldenmüthiges Herz dazu, unter ſolchen Verhältniſſen und in ſo großer Verlaſſenheit und Verrath von allen Seiten nicht zu verzagen. Dennoch zeigte ſich Ferdinand niemals unerſchütterlicher als in dieſer dringendſten aller Gefahren. Mit männlichem Ernſt und Unwillen verwarf er den Rath zur Nachgiebigkeit ſo wie zur Flucht. Oft hatte er erfahren, daß Gott, auf den er feſt und unwandelbar vertraute, ihm niemals näher war, als wenn aller menſchliche Rath und alle menſchliche Hilfe ihm verſiegte; daher auch ſtieg ſein Vertrauen immer mit der Größe der Noth. Indeß alſo ſeine getreueſten Freunde, in Kleinmuth verſunken, Alles für verloren hielten, verſchloß er ſich einſam in ſein Kabinet, ergoß ſein Herz vor dem wahrhaften und einzigen Retter in der Noth, und flehte ſeine allmächtige Hilfe in dieſem entſcheidenden Augenblick an. Mit größter Ruhe und Zuverſicht erhob er ſich von ſeinem inbrünſtigen Gebet; er hatte im Innern die Verheißung himmliſcher Erhörung empfangen. Sein Vertrauen auf Gottes Vorſehung ſollte alsbald in ſeiner ganzen Größe ſich zeigen, und durch eine fürwahr wunderbare Belohnung gekrönt werden. Kaum hatte er

vom Gebet ſich erhoben, als plötzlich unangemeldet ſech- zehn proteſtantiſche Oeſterreicher aus dem Herren- und Ritterſtande, Tſchernembel *) an ihrer Spitze, in die, von böhmiſchen Bomben durchlöcherte Burg tra- ten und ungeſtüm die Anerkennung ihrer Conföderation und die Billigung ihrer Rüſtungen wider ihn, ihren König und Herrn von ihm verlangten. In fre- chem Uebermuth wagte es ſogar Heinrich Thonra- del, Herr zu Thernberg und Evergaſſing, den Kö- nig bei den obern Knöpfen ſeines Wamſes zu ergrei- fen und mit drohendem Blick ihn anzuſchreien: »Nun Ferdinand, wirſt du nicht unterſchreiben?«

»Nun und nimmer!« rief der König mit männ- licher Entſchloſſenheit. Und ſieh da, im nämlichen Augenblick ertönen urplötzlich Trompeten und Pau- cken auf dem Burgplatz. Die Rebellen erblaßten. Bouquoi hatte Mittel gefunden, das Dampierri- ſche Regiment **) unter dem Oberſten Saint Hilaire nach Wien zu ſenden, das durch das Fiſcherthor eingedrungen, und, ehe die Rebellen deſſen ſich

*) Der nämliche, der jenes Denkſchreiben verfaßt hatte, von welchem S. 81 die Rede war.

**) Dies Regiment, das noch heut zu Tage unter dem Namen Graf Hardegg beſteht, erhielt das Privi- legium, mit klingendem Spiele durch die Stadt zu ziehen und ſeinen Werbtiſch auf dem Burgplatz auf- zuſchlagen; welches Recht daſſelbe auch noch vor we- nigen Jahren ausübte.

verſehen hatten, auf dem Burgplatz aufmarſchirt war. Der Trompetenſchall tönte den Rebellen gleich der Poſaune des Weltgerichtes; ihr frecher Uebermuth verſchwand; ſie flüchteten ſich in Eile in das Thurn-ſche Lager, oder verbargen ſich wohin ſie konnten. Denn alle zitterten, und fürchteten, der König würde den Rath des Spaniſchen Bothſchafters, Grafen Ognate befolgen und ihnen die Köpfe zu den Füßen legen laſſen.

Dies fröhliche Ereigniß verwandelte die Beſtür-zung der katholiſchen Bürger in Freude und Muth, der durch neuen Jubel vermehrt ward, als die Nach-richt eintraf, Graf Bouquoi, der der Stadt Wien ein Regiment zu Hilfe geſandt, habe den Mannsfeld aufs Haupt geſchlagen, und ziehe nun geraden We-ges nach Prag. — Thurn, der Wien vergeblich bela-gert und beſchoſſen hatte, brach nun ebenfalls in grimmigem Zorne auf, ſchalt auf die öſterreichiſchen proteſtantiſchen Stände, die ihn nach Wien berufen und ihm Hoffnung gegeben, er werde ohne Verluſt Eines Mannes einziehen können; da er doch vielmehr das Gegentheil erfahren und manchen tapfern Strei-ter durch das grobe Geſchütz von den Baſteien verlo-ren habe. Die Oeſterreicher, ſprach er, hätten ihn belogen, die Ungarn betrogen. Gleichſam flüchtig, zog er in Eile dem General Bouquoi nach, Prag für die Rebellen zu retten. Ferdinand aber ſäumte nun nicht länger, da die Wege offen waren, nach Frank-furt zu ziehen, wo die Churfürſten ſich zur Kaiſer-wahl verſammelt hatten; und übergab während ſeiner

Abweſenheit die Regierung der Erblande ſeinem Bruder, dem Erzherzog Leopold.

Der König fand zu Frankfurt unerwartete Wahlgäſte. Böhmiſche Abgeordnete waren dort erſchienen; und zwar boten ſie alles Erdenkliche auf, Ferdinands Wahl zu verhindern. Sie hatten dem Churfürſten von Mainz ein langes ausführliches Schreiben überreichen laſſen, worin ſie ſowohl durch die goldene Bulle als durch Beiſpiele aus vergangenen Zeiten erweiſen wollten, Ferdinand ſei nicht befähigt, der Churfürſtenwahl beizuwohnen, geſchweige denn erwählt zu werden; da er nicht wirklicher Churfürſt von Böhmen ſei; ſintemal er niemals in Böhmen regiert, wohl aber das Land mit ſeiner Armee verheert habe; und auch gegenwärtig nicht im Beſitz des Königreiches ſei; was geradezu gegen die Ausdrücke der goldenen Bulle ſtreite; ſo wie kraft dieſer nämlichen Bulle den Statthaltern des Königreiches in ſolchen Fällen das Recht zuſtehe, die Stelle des Churfürſten von Böhmen zu vertreten. — Der Churfürſt von Mainz antwortete hierauf, er wiſſe was ſeines Amtes ſei. Ferdinand ſei von ihnen zum König erwählt, als ſolcher mit allen gewöhnlichen Ceremonien gekrönt, öffentlich ausgerufen und anerkannt worden; und es könne ihm nicht zum Präjudiz gereichen, daß ſie ihn nun an dem wirklichen Beſitz des Landes verhinderten. — Ein ähnliches Schreiben hatten die Directoren an den Churfürſten von Sachſen überſendet, der ſie an die Berathſchlagungen des geſammten Churfürſten-Collegiums verwies. Dieſer

Antwort zu Folge waren die Abgeordneten nach Frankfurt auf den Wahltag gekommen, wo ihnen aber als erſte Demüthigung widerfuhr, daß ihnen die Audienz verſagt, und ihnen verboten wurde, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen. So groß war, trotz aller ſchwierigen Zeitverhältniſſe, die Hochachtung der Churfürſten gegen Ferdinand, daß auf dieſe Proteſtation (außer von Seiten Churpfalz) durchaus keine Rückſicht genommen, und er ungeachtet aller Gegenbemühungen ſeiner thätigen Feinde, (am 28. Auguſt 1619) durch entſchiedene Mehrheit der Stimmen zum Kaiſer erwählt ward.

Es waren aber dieſe Bemühungen der Feinde Ferdinands, und in ihm der katholiſchen Sache, von nicht geringer Bedeutung; denn im Einverſtändniß mit den Böhmen und mit ihnen vereint, hielten der Churfürſt-Pfalzgraf, der Markgraf von Anſpach, der Herzog von Anhalt und andere proteſtantiſche Fürſten Rath, wie man nicht nur das römiſche Reich vom Hauſe Oeſterreich losreißen, ſondern dasſelbe auch um ſeine erblichen Königreiche und Länder bringen könne. In dieſer Abſicht reiste im Namen der Uebrigen der Herzog von Anhalt nach Savoyen und trug dem Herzog Carl Emmanuel die Krone Böhmen und das römiſche Reich unter der Bedingniß an, daß er dem Pfalzgrafen Friederich das Elſaß erobern helfen und ihn zu ſeinem Nachfolger in den Königreichen Ungarn und Böhmen ernennen ſollte *). Das

*) Bei dieſer Conferenz wurde unter andern Dingen auch

churbrandenburgiſche und churpfälziſche Votum ſei ihm, ſprach er, gewiß; die geiſtlichen Churfürſten aber, (deren Länder ſie ſchon unter ſich getheilt hatten,) würden ſie mit Gewalt zwingen, für ihn zu ſtimmen. Es kamen auch die Sachen wirklich ſo weit, daß Savoyen jährlich achthalb Tonnen Goldes zum Kriege gegen Oeſterreich bewilligte, und es über ſich nahm, auf drei Jahre eben ſo viel von Venedig zu erhalten; dann den König Ferdinand in Friaul mit Kriegesmacht anzugreifen, Trieſt, Görz, Gradisca und die Uferländer zu erobern; Frankreich dahin zu ſtimmen, daß es der Kaiſerwahl ſich widerſetze; und, — um auch Spanien um ſo wirkſamer mit Krieg zu überziehen, die Generalſtaaten dahin zu vermögen, den Waffenſtillſtand zu brechen; und endlich den König Ferdinand durch die Türken und auf alle Art und Weiſe zu bekriegen.

Während dieſer Verhandlungen feierten auch die Stände in Böhmen ſelbſt nicht; die Defenſoren beriefen zu ihrem Defenſionsweſen eine große landtäg-

---

der Plan entworfen, Genua zu erobern, und mit dem Reichthum desſelben, den man auf 32 Millionen ſchätzte, ihre Abſichten auszuführen. Der Wahnſinn der Conferenten ging ſo weit, daß ſie hinſichtlich der Kaiſerkrone ſprachen, es ſei beſſer, den Türken, ja den Teufel ſelbſt, als Ferdinand zu derſelben zu befördern. Alſo lauten die Worte des Protokolls: „Qu'il seroit mieux de prendre plustost un Turc, avoire un diable à la succession de l'Empire que de la laisser venir à Ferdinand.“

liche Verſammlung zuſammen; auf welcher ſie die katholiſche Religion zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, doch factiſch aus dem Lande ſchafften; da ſie den Katholiken ſo erniedrigende und bedrückende Bedingniſſe ſetzten, daß kein ehrliebender Menſch ſolchen ſich unterwerfen konnte; dem König beinahe alle Macht benahmen und ihn von ihren Launen abhängig machten; wollte er aber denſelben ſich nicht fügen, von ihren Pflichten gegen ihn ſich losſagten. Allen einzelnen Bezirken ſchrieben ſie die Mannſchaft vor, die ſie zu Roß und zu Fuße zur allgemeinen Defenſion zu ſtellen hätten; nahmen auch die öffentlichen Einkünfte zu ihren Defenſionen in Beſchlag, und beſchloſſen, in den Prager Städten keine königlichen Hauptleute mehr zu dulden.

Endlich ſetzten ſie auf dieſer National-Verſammlung den König Ferdinand von ſeiner königlichen Würde ab, weil er feindliches Kriegesvolk in das Land geführt, die ſolche Grauſamkeiten verübt hätten, daß ſie nicht einmal des Kindes im Mutterleibe verſchonten; (!) — heimlich ohne Wiſſen und Willen der Stände, Verträge zum gänzlichen Untergang und Verderben des Königreiches aufgerichtet; (!!) — den Eid nicht gehalten, den er dem Lande geleiſtet habe; (!!!) und ſetzten endlich »aus ſonderbarer Eingebung Gottes des Allmächtigen, auch durch ſeinen gnädigen Rath und Willen, den Pfalzgrafen und Churfürſten Friederich V., einen gottesfürchtigen Herrn, der Gott, die Seligkeit, Gerechtigkeit und den gemeinen Nutzen lieb

hat; auch mit Verſtand, Weisheit, Fürſichtigkeit und mit vielen andern hocherlauchten Gaben und Tugenden von Gott geziert, dazu eines hocherhabenen Stammes, deßgleichen mit vielen hochanſehnlichen Königen und Potentaten nahe befreundet iſt, und mit denſelben in guter Correſpondenz ſteht, zu einem böhmiſchen König ein,« worauf ſie noch verſchiedene andere Anordnungen für die Regierung des Landes verfaßten.

Dieſe »aus ſonderbarer Eingebung Gottes auch durch ſeinen Rath und Willen« getroffene Wahl wollte indeſſen Vielen nicht gefallen; nicht weil ſie mit der Entthronung ihres rechtmäßigen Königs und Herrn nicht wären einverſtanden geweſen; ſondern weil ſie die calviniſche Secte, zu welcher der Pfalzgraf ſich bekannte, nicht weniger als den Katholicismus ſelbſt haßten, und die allmälige Einführung und Ueberhandnahme desſelben im Königreiche fürchteten. Um daher ihre eigene Sache nicht zu verderben, ſchlugen die Directoren, wiewohl ſie feſt entſchloſſen waren, von dem Pfalzgrafen nicht abzugehen, der Verſammlung zum Scheine noch drei andere Candidaten fürſtlichen Standes und anderer Religion zur Wahl vor; nämlich den Herzog von Savoyen, den König von Dänemark, und den Churfürſten Johann Georg von Sachſen.

Gegen den Erſten jedoch erhoben ſich alsbald große Bedenklichkeiten; denn 1), ſagten ſie, werde ein König, der eine fremde Sprache rede, immer als ein Ausländer betrachtet. 2) Wäre er, — und dies

war bedenklicher als alles Andere, päpſtiſcher Reli- gion, und ſein Sohn Cardinal; weßwegen ſehr zu be- ſorgen ſtand, daß er die Reformation im Königreich Böhmen nicht zulaſſen würde. Zwar hatte Manns- feld Hoffnung gegeben, er werde die utraquiſtiſche Religion annehmen; doch wollte Vielen die Wahrſchein- lichkeit deſſen nicht einleuchten. 3) Wußte man, daß der Herzog mit Genf oftmals Verträge errichtet, aber keinen einzigen derſelben gehalten habe. 4) Fürchtete man, daß er, wenn er einmal König wäre und die Macht in Händen hätte, mit den Erzherzogen ſich leicht ins Einvernehmen ſetzen, und gegen Erſatz von Seite Spaniens, zum Nachtheil der evangeliſchen Religion, Alles wider die Böhmen tentiren könne. 5) Hatte er Kinder; dieſe aber würde er unfehlbar wollen zur Succeſſion bringen, da er ſchon bei Jah- ren wäre; dadurch aber entginge ihnen die freie Wahl; u. ſ. w.

Annehmbarer war der König von Dänemark, weil er proteſtantiſcher Religion war. Indeſſen fand man dennoch auch gegen ihn einzuwenden: 1) daß er ein Herr ſei, der nach einer abſoluten Herrſchaft ſtre- be; weßhalb er die hohen Privilegien der Böhmen nicht ſonderlich achten würde; 2) daß die Stände ihn nicht würden aus Dänemark fortziehen laſſen; wie man im Braunſchweigiſchen Kriege geſehen.

Weit mehr Gründe fanden ſich für die Excluſive des Churfürſten von Sachſen; nämlich erſtens: ſagten ſie, ſei er zu mächtig an Volk, Land, Leuten und Geld; daher würde er ſuchen Böhmen erb-

lich zu machen, wie alle ſeine Länder es wären, und könne auch mit ſeiner Hausmacht Vieles ausrichten. 2) Würde er die böhmiſchen Freiheiten beſchneiden. 3) Je mächtiger er ſei, um ſo leichter könne er die Böhmen unterdrücken. 4) Würden die Böhmen, wofern er ihnen aus ihren Schulden helfe, ihre Landgüter und ihr Eigenthum ihm verſchreiben müſſen, wodurch er einen guten Theil des Landes an ſich brächte; da die verderbten Güter ihm wohlfeil genug in die Hände kämen, und er wegen der Succeſſion ſeiner Kinder auf nichts verzichten würde. 5) Auch habe er ſich um Böhmen nicht verdient gemacht; ihnen mehr geſchadet als genützt; und er allein wäre Schuld, daß Budweis nicht in ihre Gewalt gekommen, und von dem Grafen Bouquoi ſo viele Ungelegenheiten leiden müſſe. 6) Würde er an der öſterreichiſchen Regierung wenig genug reformiren. 7) Würde er in die Abſchaffung der Klöſter nicht willigen; ſondern die Reſtitution der verpfändeten Güter für billig halten. 8) Wäre er zu heftig gegen die Reformirten, weßhalb die im Lande würden Verfolgung auszuſtehen haben. 9) Würde er die Böhmen durch den Adel regieren, und endlich ſich eher zu den Päpſtiſchen ſchlagen; und ſchwere Bedingniſſe zum Frieden ſetzen. — Das Ende aller dieſer Verhandlungen war alſo mit Ausnahme von ſechs Stimmen die förmliche Ernennung des Pfalzgrafen Friederich zum König von Böhmen, dem ſie auch ſolche ungeſäumt notifizirten.

Die Churfürſten aber ſchrieben ihm wohlmeinend zu, warnten ihn und mahnten ihn dringend ab, den

Antrag der böhmiſchen Rebellen anzunehmen, die den Kaiſer Ferdinand, ihren rechtmäßigen, geſalbten und gekrönten König aus allerlei nichtigen und ungerechten Vorwänden des Königreiches verluſtig erklärt hätten; — ſtellten ihm alles Unheil vor, das er ſowohl über ſein eigenes Haupt, als über Böhmen ſelbſt und das ganze deutſche Reich bringen würde, wofern er ſolchen Frevel beginge; da dieſe Krone nicht erledigt ſei, und der Kaiſer nichts außer Acht gelaſſen habe, die Rebellion zu dämpfen; auch überdies mächtig genug ſei, dies empörte Reich wieder unter ſeine Gewalt zu bringen.

Friederich war vernünftig genug, das Wahre einzuſehen, das in dieſer wohl erörterten Vorſtellung lag; erkannte auch wohl ſelbſt, daß er nicht mächtig genug ſei, dieſe Krone gegen den Kaiſer zu behaupten, und ſchwankte längere Zeit unentſchloſſen. Doch wie einſt Adam, ob er auch wohl einſah, daß er durch den Apfel, den Eva ihm zeigte, den Göttern nicht gleich werden, ſondern vielmehr die Strafe des Ungehorſams ſich zuziehen würde, ihr dennoch nachgab, alſo gab auch der Pfalzgraf trotz ſeiner beſſern Einſicht, den ſchmeichelnden Bitten ſeiner Gemahlin, (einer Tochter Jacobs I., Königs von England,) nach, die auf den Reichsapfel von Böhmen wies, und mit den Worten ihn beſtürmte: »Wie, du konnteſt dich vermeſſen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man dir freiwillig entgegen bringt? Lieber will ich Brot eſſen an deiner königlichen Tafel, als an dei-

nem churfürſtlichen Tiſche ſchwelgen!« — Dieſe Rede entſchied. Der Pfalzgraf brach gegen Ende October 1619 mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern und ſeinem ganzen Hofſtaat von Amberg auf *); die Böhmen aber zogen ihm (bis Waldſachſen) an die Gränzen des Reiches entgegen; und Graf Johann Andreas Schlick empfing ihn mit einer Rede, worin er alle vorgeblichen Urſachen anführte, warum ſie den Kaiſer Ferdinand nicht zum Beſitz des Königreiches zulaſſen könnten; und einen andern gottesfürchtigen und billigen Fürſten erwählt hätten; und es daher als eine beſondere Fügung Gottes betrachteten, daß Seine Churfürſtlichen Gnaden dieſe göttliche Vocation anerkannt hätten. Es möchten daher Seine Churfürſtlichen Gnaden zur Annehmung des Königreiches und zur Krönung und andern Ceremonien mit ihnen, den Deputirten, nach Prag reiſen; vorher aber geruhen, den gewöhnlichen Revers einzuhändigen.

Der Pfalzgraf empfing die Geſandten mit entblößtem Haupte, den Hut in der Hand. Auf ihre

*) Friedrich ſoll das Wahldekret der Böhmen mit weinenden Augen und im Vorgefühl ſeines Schickſals unterſchrieben haben. Außer ſeiner ſtolzen Gemahlin vermochte ihn vorzüglich ſein fanatiſcher Hofprediger, der calviniſche Superintendent Scultetus zu dieſem Schritte; wie ernſtlich und dringend auch ſein Schwiegervater, der König Jacob I., ſeine Mutter, die verwitwete Churfürſtin Louiſe Juliane, der Dresdner Hof, und ſein Stammvetter der Herzog Maximilian von Bayern ihm abriethen.

Rede erwiederte er, »er erkenne mit Gnaden und Wohlgefallen der Geſandten große Liebe, und das Vertrauen, das ſie zu ihm gefaßt hätten; und er wolle ſich befleißen, ſolches mit gleicher Liebe und Affection zu erwiedern. Er habe zwar hochwichtige Bedenken gehabt, in ihr Anbringen zu willigen; weil jedoch ſeine Räthe dies Alles wohl in Betrachtung gezogen, und die einhellige Wahl der Stände Böhmens auf ihn gefallen ſei, ſo könne er die wunderbare Schickung und Vocation Gottes nicht verkennen. Darum auch wolle er ſich nicht widerſetzen; ſondern ſich vielmehr dazu bequemen, und den Allerhöchſten bitten, Er wolle dies ganze Werk zu ſeiner Glorie und Herrlichkeit leiten. Im Übrigen verſpreche er als ein deutſcher Fürſt, die Privilegien und Freiheiten der böhmiſchen, und derſelben incorporirten Länder zu ſchützen und feſt zu halten, und das Königreich mit Gottes Hilfe alſo zu guberniren, daß Niemand billige Urſache haben werde, über ihn zu klagen; und ſei der Hoffnung, Alles friedlich und zu gutem Stande zu wenden.«

Nach dieſer Rede küßten die Stände dem neuen Könige die Hand und begaben ſich dann zur Pfalzgräfin, die ſie in franzöſiſcher Sprache anredeten, und ihr unterthänigſt dankten, daß ſie durch ihre Interceſſion ihren durchlauchtigſten Gemahl dahin bewogen, daß er dies arme und bedrängte Königreich über ſich genommen, daſſelbe wieder in erwünſchten Stand zu bringen; und ſie bäten die göttliche Allmacht, Ihrer Majeſtät viel Glück und Heil zu

dieſer angetretenen Regierung zu verleihen, in deren Schutz die gehorſamſten Stände ſich unterthänigſt empfählen. — Die Pfalzgräfin, die ſich mit ſüßem Wohlgefallen zum erſten Mal als Majeſtät begrüßen hörte, antwortete ihnen, was ſie gethan, ſei Alles zur Erbauung, zur Ehre Gottes und ſeiner Religion, und aus beſonderm Wohlgefallen gegen die Stände geſchehen; und ſie werde auch in Zukunft keine Gelegenheit vorüberlaſſen, wo ſie ihnen Liebes und Gutes erzeigen könne.

Am 4. November (1619) geſchah die Krönung des Pfalzgrafen, nachdem er den Ständen reverſirt was immer ſie verlangt hatten, auf eine in Böhmen bis dahin noch nie geſehene Weiſe. Als nämlich die Stände ihn in die Kirche geführt, harrete ſeiner dort der calviniſche Superintendent mit einigen Prädikanten, die ihn in die St. Wenzeslai-Capelle geleiteten, wo ſie ihm die königlichen Gewande anlegten, die Krone aufſetzten, die Reichsinſignien in die Hände gaben und dabei alle Ceremonien und Gebete in lateiniſcher Sprache nach dem römiſchen Krönungsritual abhielten; nur daß ſtatt des Hochamtes, Predigten mit Gebeten und Liedern abwechſelten. Eben ſo ward wenige Tage hernach die Pfalzgräfin gekrönt und geſalbt.

Nun wurden die Kirchen der Jeſuiten den calviniſchen Predigern eingeräumt; in der Hofkirche ward deutſch, in der St. Wenzeslai-Capelle franzöſiſch gepredigt. Und da der calviniſche Hof die Kirche auf Art und Weiſe ihrer Confeſſion einrichten

wollte, brachen ſie alle Altäre, Cruzifixe und Bilder ab, ſchlugen mit Äxten und Beilen drein; und als in einer Kirche die Arbeiter ein großes Cruzifix langſam herablaſſen wollten, damit es nicht zerbräche, ward ihnen befohlen, ſolches herunter zu werfen, was unter furchtbarem Krachen geſchah; worauf Einer der Stände, Michael Berbisdorf, dasſelbe mit dem Fuße ſtoßend, ſprach: »Da liege und hilf dir ſelbſt!« — Mit den ſchönen Standbildern der ſeligſten Jungfrau trieben ſie vielen Spott und gottloſen Hohn; ſchlugen auch die Cruzifixe von allen Epitaphien ab, und kaum gelang es Herrn Wilhelm Poppel von Lobkowitz, das überaus kunſtreiche Cruzifix für ſich zu erbitten, das Kaiſer Rudolph um theures Geld hätte bringen laſſen, und das bei dem königlichen Grabmahle ſtand. Die Reliquien der Heiligen traten ſie mit Füßen; und die Diener der Prädikanten trugen ganze Körbe voll derſelben zuſammen, ſolche mit allen kunſtreichen und koſtbaren Behältniſſen zu verbrennen. Das Holz von den Altären, Standbildern und Cruzifixen gebrauchten ſie zum Einheitzen und Kochen; und machten ſich ein großes Gewiſſen daraus, den Katholiken, ſelbſt um bares Geld Einiges davon zu überlaſſen, weil ſie fürchteten, der Sünde und Abgötterei ſchuldig zu werden.

Am heiligen Weihnachtsabend ward im Presbyterium der Hofkirche ein Tiſch mit zwölf Stühlen zum calviniſchen Abendmahl aufgeſtellt, und ein Credenztiſch beigeſetzt. Am hohen Chriſtfeſte ſelbſt brachte der Pfalzgraf ſich einen Kuchen mit, den Übrigen

aber wurden Schnitten auf Schalen gereicht, von welchen dann jeder Einzelne einen nahm, denſelben aß, und dieß Abendmahl mit einem Trunk Weines beſchloß. Es fanden ſich bei dieſer Feier eine große Anzahl Katholiken ſowohl als Utraquiſten als Zuſchauer ein, und alle entſetzten ſich darüber, und ließen es ſich höchlich gereuen, daß ſie einen ſolchen König zu ihrem Oberhaupt erwählt hätten. Dazu kam denn auch noch, daß die lutheriſchen Prediger heftig wider die Bilderſtürmerei predigten; wodurch eine ſolche Verwirrung entſtand, daß das Volk anfing, mißmuthig und ſchwierig zu werden, und des Königs eigene Leute ſich ängſtigten und ſagten, ſie ſeien in ein Land geführt worden, wo ſie ihres Lebens nicht ſicher wären.

Nichts deſto minder ließ nach einigen Tagen der Pfalzgraf dem Rath der Altſtadt bedeuten, ſie ſollten das große Cruzifix auf der Brücke abſchaffen. Dieſe aber ließen ihm unterthänigſt erwiedern, es ſtehe dies nicht in ihrer Macht; die geſammte Bürgerſchaft habe dasſelbe dahin ſetzen laſſen; und ohne ihre Beiſtimmung könnten ſie es auch nicht hinweg nehmen. Sollten aber Seine königliche Majeſtät ſolches aus eigener Anordnung hinweg thun laſſen, und es entſtände durch das gemeine Volk eine Ungelegenheit daraus, ſo wollten ſie deſſen keine Verantwortung haben; könnten auch nicht gut dafür ſtehen. Da nun das Gerücht von dieſer Hinwegnahme unter die Leute kam, ward der Wache auf der Brücke befohlen, ſorgfältig Acht zu haben, und den Erſten, der ſich

vermeſſen würde, das Bild des gekreuzigten Heilandes anzutaſten, wer immer er ſeyn möchte, und ob er auch ein noch ſo großer Herr wäre, ohne weitere Umſtände über die Brücke in die Moldau zu werfen. — Graf Mathias Thurn ſelbſt, der eifrigſte Freund und Protector des gekrönten Pfalzgrafen, verwies es ihm, daß er die Bilder und Altäre aus den Hauptkirchen des Königreiches habe hinauswerfen laſſen; und ſagte ihm, daß ein ſolches Unternehmen gefährlich ſei, und Tumult und Aufruhr in der Stadt erwecken könne; ſo daß Seine Majeſtät dann ſelbſt nicht mehr in ihrem Schloſſe ſicher wären; denn dies ließe ſich hier nicht eben ſo leicht abthun als in der Pfalz.

Kaiſer Ferdinand II., der wichtiger Angelegenheiten wegen, noch in Deutſchland ſich aufhielt, hatte dieſen rebelliſchen Unfug und die Vermeſſenheit des eingedrungenen Nebenkönigs aufs genaueſte erfahren, und darüber einen ausführlichen Bericht und eine feierliche Caſſation in den Druck gegeben, die Viele der Rebellen zur Beſinnung brachte. Dazu auch waren die Großen unzufrieden, die Anfangs reiche Schätze aus Brittanien, neue Statthalterſchaften und andere glänzende Stellen in den öſterreichiſchen Landen ſich verſprochen hatten; wozu aber die Hoffnung täglich mehr verſchwand. Die Beſonnenſten ſahen es jetzt ſchon ein, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht in die Länge dauern, und daß es dann den Ständen, zumal den Directoren, den eigentlichen Stiftern und Beförderern der Unruhen,

übel ergehen werde. Gleichwohl ſchien dieſer Augenblick noch fern; denn ein neues Ungewitter ſchien ſich zuſammen zu ziehen, und den Kaiſer mächtig zu bedrohen. Bethlen Gabor, der, nach dem Morde Bathori's, von dem Großſultan zum Fürſten von Siebenbürgen, und bald darauf zum deſignirten König von Ungarn ernannt ward*), hatte, troß der Freund-

*) Eine köſtliche Probe des Türkiſchen Hofkanzleiſtyles damaliger Zeit iſt folgendes Patent Solimans, kraft deſſen er den Bethlen Gabor zum König von Ungarn ernannte.

»Ich, Sultan Soliman, von Gottes Gnaden unüberwindlicher Türkiſcher Kaiſer, ſchwöre bei des höchſten Gottes Allmächtigkeit und des allmächtigen Gottes Heiligkeit, Durchlauchtigkeit und auf ſein Reich, bei des Himmels Kräften, der Sonne, dem Mond, den Sternen, bei der Erde und der Erde Schatten, auf meiner Mutter Kopf, auf mein Brot, Waffen, Leib und Seele, auf den heiligen, großen Mahomet und W'iz W'm, W'iz W'rr, und Wizzemirre und aller Bizurmanen Beſchneidung und Seligkeit, daß ich dich, meinen Bruder und Sohn, nämlich Bethlen Gabor, nächſtkünftigen König von Ungarn, in keiner wichtigen Sache verlaſſen will, und wenn auch darüber alle meine Reiche und meine große Macht ſollten niedergetreten und zu nichte werden. Und wenn ich auch nur allein mit Einem Türken, oder mit zwei, drei oder vier Perſonen übrig bleibe, ſo ſoll und will ich auch mit denſelben verpflichtet und verbunden ſeyn, dich zu beſchützen, und bereit ſeyn, Denjenigen zu helfen, die dich erſuchen und dir angehören; da du mit mir ſchalten kannſt wie du willſt, und ich dir auch in

ſchaft, die er gegen Ferdinand heuchelte, einen feſten Bund mit den Ungarn gegen Öſterreich geſchloſſen, ein großes Heer von 60,000 Mann auf die Beine gebracht und überdies eine bedeutende Anzahl rebelliſcher Ungarn an ſich gezogen, mit welchen er in Eile nach Oberungarn aufbrach und täglich näher gegen Wien heranrückte. Die Hauptſtadt ſelbſt zitterte. Erzherzog Leopold, dem der Kaiſer die Obhut derſelben während ſeiner Abweſenheit anvertraut hatte, wußte ſich keinen Rath, und beging den großen Fehler, den Grafen Bouquoi mit ſeiner Armee aus Böhmen zu berufen; wodurch die Böhmen nicht nur die, von dieſem tapfern Feldherrn eingenommenen Orte leichtlich wieder gewannen; ſondern auch Thurn, der ihm auf dem Fuße nachfolgte, mit Bethlens Armee ſich vereinigen und Bouquoi zwiſchen zwei Feuer bringen konnte. Als der Kaiſer von Frankfurt zurück kehrte, fand er Wien von mehr als 80,000 Feinden belagert, die bereits alle Umgegenden furchtbar verwüſtet hat-

---

Allem willfahren will. Und im Fall ich dieſem meinem Gelübde kein Genüge leiſte, ſo ſoll alsdann des höchſten Gottes Zorn und des gerechten Gottes Gerechtigkeit über meinen Kopf kommen und mich gänzlich verderben; und was meinen Leib betrifft, wolle der allerhöchſte Gott ſolchen in einen Steinfelſen verwandeln, und die Kräfte der Erde mich nicht dulden auf ihr zu gehen; ſondern es ſoll die Erde ſich von einander theilen und mich mit Leib und Seele verſchlingen.“ „Gegeben in unſrer kaiſerlichen Stadt Conſtantinopel am 3. November 1619.“

ten. Bouquoi und Dampierre litten in den Gefechten mit einem ſo ſehr überlegenen Feinde beſtändigen Verluſt; hatten Mangel an Lebensmitteln; und da die proteſtantiſchen Stände überall die mächtigſten, und weit entfernt waren, dem Kaiſer beizuſtehen, auch von keiner andern Seite Hilfe erſcheinen wollte, und den Feind nichts verhindern konnte, der ganzen Monarchie ſich zu bemächtigen, ſchien Alles unwiederbringlich verloren.

Ferdinand, der ſich nie ſtärker fühlte, als wenn alle menſchliche Hilfe ihn verlaſſen hatte, nahm ſeine Zuflucht wie gewöhnlich zum Gebet, und empfahl ſeine Sache dem allmächtigen Herrn der Heerſcharen; mit dem feſten Vertrauen, daß Gott ihn nicht verlaſſen würde. Es gibt gewiß keinen denkenden Menſchen, der, wenn anders er einzelne Hauptepochen ſeines Lebens überdenkt, wo er in ſchwerſter Bedrängniß ſich befand, weder Ausgang noch Rettung aus labyrinthiſchen Verhältniſſen ſah, und ſchon den unvermeidlichſten Untergang erwartete, nicht bekennen müßte, daß er plötzlich auf wunderbare Weiſe, durch eine unbegreifliche Verkettung günſtiger, zuſammentreffender und unerwarteter Verhältniſſe errettet ward. Eine ſolche Hilfe dem Zufall beimeſſen iſt barer Undank gegen Gottes allwaltende Vorſehung. Ferdinand erlebte derlei Wunder der Vorſehung in vielen Umſtänden ſeines Lebens, und erkannte dankbar die unſichtbare Hand, die ſolche für ihn wirkte; und dieſe Erfahrung erhob ihn über allen Kleinmuth. Auch nun, wo Alles gänzlich verloren ſchien, und man mit je-

der Stunde den Hauptſchlag erwartete, ward urplötzlich Licht in der Nacht.

Ehe ein Menſch deſſen ſich verſah, war Bethlen Gabor verſchwunden. Hommonay, der königliche Juder curiä, der ſchon früher mit Bethlen ſich verſucht hatte, aber von ihm zurückgedrängt wurde, hatte indeſſen mit 8000 tapfern Pohlen einen Einfall in Ungarn gethan, Bethlen Gabor's Statthalter, Georg Rakoczy bei Kaſchau ereilt, auf das Haupt geſchlagen; und, nachdem 10,000 getreue Ungarn unter Roguli und Grafen Altheim mit ihm ſich vereint hatten, den Feinden eine ſolche Niederlage beigebracht, daß Gabor in Eile aufbrach; und, ſein Anſehen bei der Pforte zu retten, einen Brief voll derber Lügen an den Sultan über die Siege ſchrieb, die er über Ferdinand erfochten, dem ein einziges Treffen 30,000 Mann gekoſtet hätte. — Thurn, der eine zahlreiche Mannſchaft durch Krankheiten und Hunger verloren hatte, und allein mit dem tapfern Bouquoi ſich nicht meſſen konnte; noch auch Luſt fühlte, die Ankunft der Armee abzuwarten, die aus Deutſchland im Anzug war, machte ſich nach Bethlens Abzug ebenfalls auf, und zog nach Böhmen zurück; auf welche Weiſe Wien auf einmal aller Gefahr entriſſen war.

Nach dieſer, ans Wunderbare gränzenden Befreiung Wiens, gedachte der Kaiſer die Erbhuldigung in beiden Provinzen vorzunehmen. Doch es ſchien als ſollte das Leben dieſes edeln Monarchen nur eine Kette von Widerwärtigkeiten ſeyn. Kein Monarch war friedfertiger als er; und keiner hatte

mehr Unruhen und Kriege zu beſtehen. Nie fehlte es ihm an ſchweren Prüfungen; aber auch nie verließ ihn der Herr; und wenn ſeine Feinde glaubten, nun ſei ſein Untergang gewiß, ging er glorreich aus dem Kampfe hervor. — Schon hatte Ferdinand die öſterreichiſchen Stände zum zweiten Male zur Huldigung auffordern laſſen. Die katholiſchen zwar fanden ſich willig; aber die proteſtantiſchen waren durchaus nicht dazu zu bewegen; ſchrieben dem Landesfürſten allerlei ſchmähliche Bedingniſſe vor, warben Truppen und bewaffneten ihre Bauern, ihre Widerſetzlichkeit zu behaupten. Immer forderten ſie neuen Aufſchub, und brachten neue Beſchwerden und neue Forderungen vor. Endlich ſetzte der Kaiſer einen letzten Termin für den erſten Juni (1620) feſt; und erklärte Diejenigen, die nicht erſcheinen würden, des Hochverrathes ſchuldig. Nach vielfältigen Proteſtationen, Reſcripten und Drohungen leiſteten endlich die niederöſterreichiſchen Stände den 13. Juni die Erbhuldigung; die Obderennſiſchen aber blieben ſtarrſinnig, bis endlich bayeriſche Truppen in das Land kamen, ihren Starrſinn brachen, und ihrer Verfaſſung ein Ende machten.

Ferdinand war nämlich nach ſeiner Krönung zu Frankfurt über München gereist, wo der Herzog Maximilian, ſein Jugendfreund, ihn mit königlicher Pracht und großer Freude empfangen, und ihm glänzende Feſte gegeben hatte. Auch war er willig und bereit, dem Kaiſer in ſo dringenden Verlegenheiten mit allem nur möglichen Beiſtand an die Hand zu

gehen. Da indeſſen die Unkoſten zur Beſtreitung eines Kriegesheeres und andere Hilfsgelder, deren der Kaiſer zur Stillung der Unruhen und zur Führung ſeiner Kriege bedurfte, ſich auf dreizehn Millionen Gulden beliefen, verpfändete er dem Herzog indeſſen das Land ob der Enns, das Maximilian bis zur Rückzahlung dieſer Summen mit ſeinen Truppen beſetzt hielt. Es hatten aber auch die katholiſchen Churfürſten den Kaiſer ihrer Hilfe verſichert, und nicht minder hatte Khevenhiller durch treffliche Vorſtellungen und raſtloſe Bemühungen die unzähligen Bedenklichkeiten des ſpaniſchen Hofes überwunden, der ſeit Jahren ſich kaltſinnig gegen die öſterreichiſche Linie bewieſen hatte. Und da dieſer Miniſter dem ſpaniſchen Kabinet die verderblichen Folgen ihres Zauderns und ihrer theilnahmloſen Gleichgültigkeit gegen dieſen Stand der Dinge in Europa anſchaulich zeigte, wurden endlich bedeutende Hilfsgelder bewilligt, und die Vicekönige erhielten Befehl ſich zu rüſten, und dem Winterkönig (wie die Geſchichte den Pfalzgrafen Friederich nennt,) von den Niederlanden aus in die Rheinpfalz zu fallen.

Alles war auf einen weit ausſehenden Krieg gefaßt. Der Kaiſer und Bayern warben Truppen; die proteſtantiſchen unirten Fürſten verſammelten ſich zu Ulm, hielten Rath und warben deßgleichen. Anſpach und Baden ſollten in dieſem Unionskriege die wichtigſte Rolle übernehmen. Der Winterkönig hatte alsbald nach ſeiner Krönung den Grafen Solms zu dem Churfürſten von Sachſen nach Dresden ge-

ſandt, daſelbſt um Kriegesvolk ſich zu bewerben. Dieſer aber ward dort mit Verachtung empfangen und verſpottet. Der Churfürſt ließ ihn einen Spruch leſen, den er über ſeine Tafel hatte ſetzen laſſen, des Inhaltes: »Ich fürchte Gott, liebe die Gerechtigkeit, und ehre meinen Kaiſer.« — Sei es, daß es den Churfürſten verdroſſen hatte, daß die Böhmen nicht ihn, ſondern Friederich von der Pfalz zum König erwählt hatten; ſei es aus Haß gegen die ſchlaue Feinheit des Calvinismus, den er mit den meiſten Proteſtanten theilte; ſei es endlich aus wirklicher Anhänglichkeit an den Kaiſer und aus Liebe zum Frieden, genug der Churfürſt trat, zum Erſtaunen aller unirten proteſtantiſchen Fürſten, der katholiſchen Ligue bei, die, zu Mühlhauſen verſammelt, nichts außer Acht ließ, den allgemeinen Frieden zu fördern. Die dort verſammelten Chur- und Reichsfürſten erließen Schreiben an die böhmiſchen Stände, an die Unionsfürſten, an die Reichsritterſchaft und Reichsſtände, um ſie zu ermahnen, dem böhmiſchen Rebellionsweſen nicht beizutreten; ja ſie ſchrieben auch an den Pfalzgrafen ſelbſt; und ermahnten nicht minder die Stände in Ungarn, Schleſien, Mähren, in der Lauſitz und in Ober- und Niederöſterreich zum Gehorſam gegen den Kaiſer; den, wie ſie verſicherten, ſie nicht hilflos laſſen, ſondern ihrer Pflicht gemäß, nach ihren Kräften unterſtützen würden. Der Kaiſer ſelbſt erließ einige Monitorial-Schreiben an die proteſtantiſchen Reichsfürſten und Reichsſtädte. Die Antworten aber, die ſowohl an ihn als an die

Churfürſten einliefen, gaben in allgemeinen und ehr= erbietigen Ausdrücken zu verſtehen, daß die Fürſten, Städte und Stände zwar den Frieden wünſchten; doch auch Alles thun würden, ihre Religion zu ver= theidigen, (die doch wahrlich der Kaiſer nicht anfocht.) Der Pfalzgraf nahm es den Churfürſten ſehr übel, daß ſie ihm den königlichen Titel verſagt hätten, da doch verſchiedene Potentaten, Könige und Stände, ſowohl im deutſchen Reiche als außerhalb desſelben, ihm ſolchen gegeben; — und erſuchte ſie, ihm nicht feindſelig zu begegnen; da er ſich und ſein Königreich ſonſt wohl wiſſen würde zu vertheidigen.

Während dieſe Schriften hin und wieder gewech= ſelt wurden, begab ſich das Kriegsvolk, das der Kai= ſer und der Herzog von Bayern in den Niederlanden geworben, auf den Marſch; auch Spinola und Cordu= ba waren mit einem ſpaniſchen Heer von 24000 Mann im Anzuge, die Pfalz zu beſetzen; Baden aber fiel in die öſterreichiſchen Vorlande feindlich ein, den Durchzug dieſer Truppen zu verhindern. Die Unir= ten verſammelten ihre Truppen in der Gegend von Ulm; während die Streitkräfte der Ligue zwiſchen Lauingen und Günzburg an der Donau ſich zuſam= men zogen; als plötzlich zu nicht geringer Verwun= derung ſowohl der Katholiken als der Proteſtanten, beſonders aber der Böhmen, der Friede geſchloſſen wurde. Dieſe letztern hatten ihre ganze Hoffnung auf den Beiſtand der Union geſetzt; und vernahmen nun mit Entſetzen, daß ſie, die nicht ohne Grund beſorg= te, ihre Truppen würden zwiſchen zwei Feuer ge=

rathen und von der, aus den Niederlanden heranzie-
henden Armee und den Bayern aufgerieben werden,
Frankreichs Vermittlung angenommen hatte; das,
ſelbſt mit den Reformirten in ſchwerem Kampfe, die-
ſem Kriege höchſt ungern zuſah; der, gewann die Li-
gue den Sieg, zur Befeſtigung der öſterreichiſchen
Macht gereichte; — ſiegten aber die Proteſtanten,
von verderblichſtem Einfluß auf ihr eigenes Reich
ſeyn konnte, weil es ihnen dann ein Leichtes war,
ihren einverſtandenen Brüdern in Frankreich die
Hände zu bieten. Wie richtig ſie den Stand der Din-
ge zu beurtheilen wußten, erhellt aus einer Schrift,
die dazumal (1619) zu Paris im Druck erſchien: Ad-
vis sur les causes des Mouvements de l'Europe
Envoyé aux Rois et Princes pour la conservation
de leurs Royaumes et Principautés. Faict par
Messire Alerimand Conrad Baron de Friedem-
bourg. Es ſandte alſo Ludwig XIII. den Herzog
von Angoulème und die Herren von Bethunes und
von Aubespine nach Deutſchland, mit den Herren
ſowohl der Union als der Ligue ſich zu beſprechen
und den Frieden zu vermitteln, deſſen weſentlichſter
Vergleichungspunct darin beſtand, daß die Union
jeder Einmiſchung in die böhmiſchen Händel ſich ent-
halten, und die Hilfe, die ſie ihrem Haupte, dem
Churfürſten Friederich leiſten würde, auf die pfälzi-
ſchen Lande desſelben ſich beſchränken ſollte. Dies war
das Ende der berühmten Union, die dem Kaiſer, dem
Herzog von Bayern und der ganzen katholiſchen Ligue
mit ſo großer Prahlerei gedroht hatte. Eilf Jahre

lang hatte ſie ſich immer geſchäftig vorbereitet, um dann nichts zu thun, und am Ende ſich lächerlich zu machen.

Nachdem nun die Union dieſen erniedrigenden Vergleich hatte unterzeichnen müſſen, rückte der Herzog Maximilian von Bayern zum Schrecken der Oberöſterreicher in das Land ob der Enns, das ihm war zum Unterpfand gegeben worden; und ließ die Stände zur Interims-Huldigung auffordern. In den ſtrengſten Ausdrücken warf er ihnen ihren Meineid vor, daß ſie mit den böhmiſchen Rebellen vereint, in Nieder-Öſterreich eingefallen, ihnen mit Geld, Mannſchaft und Kriegsbedürfniſſen beigeſtanden, und ſich nie hätten zur Erbhuldigung verſtehen wollen; es ſei denn man habe ihren Hochmuth, ihren Ungehorſam, ihre nie zu duldenden Verſchwörungen ihnen geſtattet; wodurch ſie die Unterthanen zum Abfall von ihrem rechtmäßigen Herrn verleitet, und ſich lieber den Türken als der ſanften Regierung ihres Landesfürſten hätten unterwerfen wollen.

Ungeachtet dieſes ſtrengen Patentes, der Drohungen, und des ſtattlichen Heeres, durch welches Maximilian dieſelben unterſtützte, gelang es ihm dennoch nicht ſo leicht, die Stände zur Huldigung zu bewegen. Seine Truppen hatten einen hartnäckigen Kampf mit den bewaffneten Bauern zu beſtehen, von welchen ſpäter die Rede ſeyn wird; und der Herzog ſah ſich genöthigt, den General, Grafen Tilly, *)

*) Schon der Vater dieſes, in der Weltgeſchichte ſo berühmten und von den damaligen Proteſtanten ſo un-

mit noch 6000 Mann nachrücken zu laſſen. Trotz dieſer Übermacht forderten die Stände, bevor ſie die Interims-Huldigung leiſteten: 1) Die Beſtätigung aller ihrer ſowohl geiſtlichen als weltlichen Privilegien; 2) die Fortſchaffung des bayriſchen Heeres aus dem Lande, und die Befreiung von aller Beſatzung ſowohl für die Stadt Linz als für die andern Orte; 3) einen General-Pardon für alles Vorhergegangene. Endlich beſchwerten ſie ſich wegen Abreiſſung der Siegel von den, mit den Böhmen getroffenen Bündniſſen, weil dies — ihrer Meinung nach, — ihrer Ehre und ihrem Gewiſſen nachtheilig ſei; da ſie dadurch meineidig würden, weil es beſchworene Pacte wären.

Aufgefangene Schreiben zeigten zum Theil, woher dieſer widerſinnige Trotz den Ständen kam. Der gekrönte Pfalzgraf und die böhmiſchen Directoren hatten nämlich den Oberöſterreichern wacker zugeſprochen und ihnen baldige Hilfe verheißen; auch gaben ſie ihnen ihr Wort, die Dinge alſo zu richten, und die Bayern bald alſo zu beſchäftigen, daß ſie bei Zeiten ſollten nach Hauſe gehen müſſen; indeſ-

gerecht beurtheilten Helden war Kriegsrath Rudolph II. geweſen. Er ſelbſt hatte von Jugend auf im Kriege gedient und als Oberſtlieutenant den Sieg bei Caniſcha miterfochten, von welchem das Schickſal Öſterreichs abhing. Im Sturm der Hauptſtadt Ofen war er verwundet worden. Nach dem Wienerfrieden trat er in die Dienſte Bayerns und befehligte ſpäterhin das Heer der katholiſchen Ligue.

ſen aber ſollten die öſterreichiſchen Stände weder Herz noch Muth ſinken laſſen; ſondern ihre ganze Kraft zuſammen nehmen, gegen das bayriſche Volk ſich zu vertheidigen, bis der verheißene Succurs erfolge.

Maximilian hatte nicht Luſt, in einen langen Schriftenwechſel mit den aufrühriſchen Ständen ſich einzulaſſen; ſondern befahl ihnen im Einverſtändniß mit dem kaiſerlichen Geſandten, Carl, Herrn von Harrach, ſeinen Befehlen in allen Dingen ſich zu fügen; und dann ihre Truppen abzudanken, die er ſelbſt in Eid und Pflicht nahm. Hierauf legte er, trotz ihrer Proteſtationen, Beſatzung ein, und dies zwar ſowohl zu Linz als in andern Orten, wo er es für nothwendig befand; und ſchrieb ihnen die Eidesformel vor. Die Abweſenden wurden durch ein Edict aufgefordert, in einem vorgeſchriebenen Termin ſich zum Gehorſam zu erklären, widrigen Falls gegen ſie nach Recht würde verfahren werden. Um eben dieſe Zeit (den 8. Auguſt 1620) erhielt auch der Herzog einen Kurier vom Kaiſer Ferdinand, durch den die Nachricht ihm mitgetheilt wurde, der Churfürſt von Sachſen habe die Ernennung Seiner Majeſtät zum Commiſſarius angenommen, und bereits in dieſer Abſicht 8000 Mann Fußvolkes und 2500 Reiter werben laſſen; denn er gedenke mit einem Heere von 12000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde ins Feld zu ziehen und am 16. Auguſt in der Lauſitz zu beginnen; damit man, wenn dieſelben Lande zum Gehorſam gebracht wären, in Böhmen einrücken und mit geſammter Hand den Feinden Widerſtand thun könne.

Dem g krönten Pfalzgrafen und ſeinen Getreuen begann bei dieſem Stand der Dinge bange zu werden; er bereitete ſich auf verzweifelten Widerſtand. Vor Allem erließ er ein Patent zu einem allgemeinen Aufgebote; dann ließ er die Juden und Katholiken ſchätzen, die geiſtlichen Güter verkaufen, die Gelder der Witwen und Waiſen nach Hofe abliefern, und wendete allerlei gewaltſame und grauſame Mittel an. Um aber den Segen des Himmels um ſo wirkſamer zu erflehen, ließ er alle Unterthanen des Königreiches zum Gebet, zur Gottesfurcht, und zu einem reinen, guten Leben ermahnen. Zur Fülle der Andacht gab er Befehl in der Bilderſtürmerei fleißig fortzufahren und die Kirchen vollends auszuleeren. Und wiewohl die Prediger der Augsburgiſchen Confeſſion allenthalben wider dieſe heilloſe Bilderſtürmerei ſich erhoben, ſo lief dennoch das Volk aus Liebhaberei der Neuheit in die calviniſchen Predigten, wo der Oberhofprediger Scultetus dieſe Stürmerei mit ſolcher Beredſamkeit als ein gutes, gottgefälliges Werk anrühmte, daß er Viele bethörte, und beinahe die Stände beredete, dieſelbe im ganzen Königreiche anzuordnen. Am meiſten war Friederich wider den Churfürſten von Sachſen entrüſtet, der bereits nach der Lauſitz gezogen war; und entſetzte ihn, als König von Böhmen, ſchimpflicher Weiſe aller böhmiſchen Lehen; worüber Viele ſich verwunderten; da ſie erachteten, er ſollte in ſo großer Noth, ſich vielmehr bemühen, einen ſo mächtigen Fürſten durch Ehrenbezeugung zu gewinnen, als ihn ſo ſchwer beleidigen.

Es kam aber den Böhmen auch mancherlei Beiſtand. Bethlen Gabor hatte ihnen unter dem General Bornemiſſa ein ſtattliches Corps Reiterei geſandt und noch mehr Hilfe verheißen. Überdies führte ihnen Graf Styrum 500 Mann Fußvolks und 200 Pferde, der Herzog von Sachſen Weimar 2000 Musketiere zu. Nebſt dieſen ſtand noch ein bedeutendes Heer in Mähren, das jeden Augenblick bereit war, zu ihnen zu ſtoßen. Unter den Befehlshabern des geſammten Heeres befanden ſich der Fürſt von Anhalt, Generaliſſimus, mit ſeinem Sohne, die Herzoge von Weimar und von Lauenburg; die Grafen Thurn, Vater und Sohn, Ernſt Mannsfeld, zwei Grafen Styrum, ein Graf von der Lippe und viele andern Grafen und Herren aus den erſten Häuſern des deutſchen Reichsadels. Der Pfalzgraf ſelbſt beſchloß, als die Dinge ſich immer gefährlicher geſtalteten, perſönlich ins Feld zu ziehen, und hoffte, es würden auch die Stände ſich entſchließen, ihm zu folgen; doch bei weitem die meiſten entſchuldigten ſich unter mancherlei Vorwänden. Den Officieren des Landvolkes war bei dem ganzen Handel eben nicht ſonderlich wohl zu Muthe; dennoch brüſteten ſie ſich in unerhörter Prahlerei, nannten den Kaiſer und Maximilian mit den ſchimpflichſten Namen; und meinten, es ſei ihnen nur ein Spiel, dies zuſammengeraffte Heer von Trunkenbolden in die Pfanne zu hauen.

Es war aber auch die Gegenwart des Pfalzgrafen nicht ſonderlich geeignet, ihnen ernſten Muth, noch dem zagenden Adel Ergebenheit und ſtandhafte

Treue einzuflößen. Denn das Heer litt bittere Noth, indeß er ſelbſt in königlichem Pomp aufzog und durch ſeine Verſchwendungen ihrer gleichſam ſpottete. Und wie auch hätten die Böhmen zu ihrem ſelbſt geſchaffenen Könige Liebe gewinnen können, der die Güter und Würden des Landes nicht ihnen, ſondern den fremden Pfälzern zuwendete, die er an ſeinen Hof gezogen hatte!

Während alſo der Pfalzgraf Vorkehrungen traf, das Lager durch Schanzen befeſtigen, die Bürger gegen ihren rechtmäßigen Kaiſer ſchwören und die Stadt in Vertheidigungsſtand ſetzen ließ, ſuchte Herzog Maximilian mit Bouquoi ſich zu vereinigen, der noch immer den Bethlen Gabor beobachtete. Dieſer hatte ſich indeſſen zum König von Ungarn proclamiren laſſen, und rückte eben neuerdings mit 10,000 Mann gegen Preßburg vor, als innerliche Unruhen abermal ihn nöthigten, nach Siebenbürgen ſich zurück zu begeben. Sobald dieſe Gefahr vorüber war, ſtieß dieſer Feldherr mit dem kaiſerlichen Volke zu dem Herzog. Gern zwar hätte er ſein ermüdetes Heer in Mähren ſich erholen laſſen; doch von Maximilians dringenden und triftigen Vorſtellungen beſiegt, gab er endlich nach, und zog mit ihm gegen Prag vor; auf welchem Zuge beide Heere noch einiger von den böhmiſchen Rebellen beſetzten Städte ſich bemächtigten, und die Rebellen in einzelnen Scharmützeln ſchlugen. Weiſe hatte Maximilian dem Grafen Bouquoi bemerkt, daß wenn einmal die Hauptſtadt und der eigentliche Herd des Krieges erobert

ſei, alles Übrige ſich von ſelbſt gebe. Durch den Marſch nach Prag werde man die Feinde am ſicherſten zu einer Hauptſchlacht zwingen; da ſie es ſich zum Schimpf und zur Schande rechnen müßten, wenn ſie nicht das Äußerſte gethan hätten, die Hauptſtadt zu vertheidigen. Nichts auch wäre gefährlicher, als den Krieg in die Länge zu ſpielen und den Böhmen Zeit zu laſſen, den Winter hindurch neue Kräfte zu ſammeln.

Die Folge zeigte, wie richtig der Herzog geſehen und wie wahr er geſprochen hatte. Bevor es aber zu einem entſcheidenden Treffen kam, wollte der Pfalzgraf, deſſen Krone immer mehr auf ſeinem Haupte ſchwankte, noch einen Verſuch wagen, ob er nicht durch Güte erlangen könne, was er durch die Waffen kaum zu erlangen hoffte. Er begehrte alſo durch einen Trompeter die Erlaubniß, einen Geſandten an Maximilian abzuordnen; und als dies ihm geſtattet wurde, ſchrieb er an den Herzog einen freundſchaftlichen Brief, worin er ſich beklagte, daß ſeine eigenen Verwandten, deren Erhöhung er doch immer, und zwar mit eigenem Schaden geſucht, als öffentliche Feinde in ſein Königreich einfielen; und bat um eine mündliche Unterredung mit ihm, in welcher man ſich vielleicht vergleichen und Mittel finden könne, die Sachen auf beſſere Wege zu bringen. Endlich erſuchte er um die Erklärung der Parentheſe in dem Edict wider ihn und die Stände, worin geſagt werde, daß Jene, die ſich gutwillig ergeben, in Seiner Kaiſerlichen Majeſtät Gnade

aufgenommen, die Übrigen aber nach Kriegesgebrauch mit Schärfe behandelt werden würden; (mit Seiner, des Pfalzgrafen Liebden aber habe es eine andere Bewandtniß.) — Der Herzog erwiederte höflich, er habe als ein naher, aufrichtiger, deutſcher Blutsfreund nichts unterlaſſen, den Pfalzgrafen zu warnen, dieſer Dinge ſich nicht anzunehmen; und bedaure, daß man ſeine wohlgemeinte Erinnerung bei Seite geſetzt habe. Er handle auch nicht aus perſönlicher Feindſchaft gegen ihn, ſondern auf Beſchluß der, zu Mühlhauſen verſammelten Churfürſten. Eine perſönliche Zuſammenkunft wäre ihm angenehm; doch ſei ſolche nicht möglich, er habe denn zuvor Seiner Majeſtät dem Kaiſer, als wahrem und einzigem gekrönten König von Böhmen, dies ganze Königreich und die dazu gehörigen Länder zurück geſtellt. Jene Parentheſe endlich habe keinen andern Sinn als die Worte ſelbſt ſetzten; da Seine kaiſerliche Majeſtät ihn nicht in der Amneſtie mitbegriffen habe.

Nach dieſen vergeblichen Unterhandlungen erübrigte dem Pfalzgrafen nichts anders, als zu tapferer Gegenwehr ſich zu rüſten und ſeine Truppen in Schlachtordnung zu ſtellen. Das Rebellenheer, das von Mähren heranrückte, die Hauptſtadt zu decken, erhöhte den Muth der Feinde, die nun in der That zahlreich genug waren, unter der Anführung eines kriegsgeübten Feldherrn, den kaiſerlichen und bayriſchen Truppen die Spitze zu bieten; zumal da ſie trefflich verſchanzt und im Vortheil gegen die vereinigte Armee ſich befanden. Der Herzog von Bayern

ſelbſt, und mit ihm Bouquoi und Tilly ſahen ihr wohl geordnetes Treffen nicht ohne Achtung.

Es war am 8. November 1620, als beide Armeen auf dem weißen Berge bei Prag mit einander zum ernſtlichen Gefechte kamen. Maximilian commandirte in eigener Perſon; unter ihm Bouquoi und Tilly. Die Hauptfahne des Heeres führte das Bild der jungfräulichen Gottesmutter. Als nun alle Anordnungen getroffen waren, gab Maximilian zwiſchen zwölf und ein Uhr Mittags die Looſung zur Schlacht mit den Worten: Sancta Maria! auf welchen Ruf das katholiſche Heer mit freudigem Muth und erſtaunlicher Schnelligkeit das Treffen eröffnete, in welchem von beiden Seiten ſo tapfer geſchoſſen und gefochten wurde, daß es nicht abzuſehen war, welcher Partei der Sieg zu Theil werden würde; denn Freunde und Feinde ſtanden einander wie feſte Mauern gegenüber. Endlich traf Chriſtian von Anhalt mit ſeiner Reiterei ſo gewaltig auf den rechten Flügel der Kaiſerlichen, daß dieſe zu wanken anfingen, und die Regimenter von Tiefenbach und Breuner nach ſich riſſen. Doch nicht ſobald hatte Tilly wahrgenommen, daß die Linie unterbrochen war, als er im Augenblick den Oberſten Craz, der den rechten Flügel der Bayern commandirte, mit ſeiner Cavallerie auf den Fürſten von Anhalt eindringen ließ, der auch mit ſolcher Wuth auf ihn einhieb, daß der Fürſt ſelbſt ſchwer verwundet und gefangen genommen, ſein Corps aber auseinander geſprengt und in die Flucht getrieben wurde. Nun ward der Angriff

allgemein; Bouquoi erſtürmte die Schanzen, die feindlichen Truppen geriethen in Unordnung; die Bethlenſche Reiterei ergriff die Flucht, und ihnen folgte bald alles Fußvolk der Rebellen. Kaum eine Stunde hatte die Schlacht gedauert, und der vollkommenſte Sieg war erfochten. Sechs Tauſende von dem böhmiſchen Kriegsvolke lagen auf der Wahlſtatt; viele ertranken auf der Flucht in der Moldau, 500 wurden gefangen. Kaum vier hundert Kaiſerliche und Liguiſten waren in der Schlacht gefallen; und die zehn Kanonen, welche die Feinde in das Schlachtfeld gebracht hatten, befanden ſich in den Händen der Sieger.

Allgemein betrachtete man es als eine beſondere Fügung Gottes, daß dieſe Schlacht, genau an dem Orte vorfiel, wo die Böhmen den Pfalzgrafen als ihren König begrüßt hatten, und gerade an dem Sonntage gewonnen ward, wo das Evangelium geleſen wird: »Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers, und Gott was Gottes iſt.« — Der Aufmarſch der kaiſerlich-bayeriſchen Truppen, ſpricht Hormayr, geſchah durch Defileen, und ins beſondere über eine ſchmale, dem beherrſchenden feindlichen Feuer ausgeſetzte Brücke. Bouquoi ſchüttelte den Kopf. Mehrere kaiſerliche Oberſten, ins beſondere der nachhin ſo berühmte Wallenſtein ließen ſich die gefährliche Vorrückung mehrmals befehlen, und griffen Tilly wenige Wochen darauf in einer eigenen Flugſchrift an; welcher der arme Mann freilich nichts anders entgegen zu ſetzen hatte als ſeinen glänzenden Sieg.

Pfalzgraf Friederich ſaß eben mit ſeiner Gemahlin bei einem glänzenden Gaſtmahle, als der Kanonendonner den Anbeginn der Schlacht verkündigte. Er ließ alsbald ſatteln, und ſetzte ſich zu Pferd, in das Lager zu reiten. Er war aber noch nicht auf den Wall gekommen, als ſein Generaliſſimus, Herzog Chriſtian von Anhalt, ihm ohne Hut begegnete, und den Verluſt der Schlacht ihm anzeigte. Dieſem folgten bald viele andern Flüchtlinge, welchen er das verſchloſſene Stadtthor öffnen ließ; und er ſah nun mit eigenen Augen, daß Alles verloren ſei. Eilig kehrte er in den Pallaſt zurück, flüchtete mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern und ſeinen vorzüglichſten Anhängern in die Altſtadt, und von dort nach Breslau. Alle Fahrniſſe, (und, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller mit komiſcher Naivetät bemerkt, »ſein Hoſenband des engliſchen Ordens, jarretière genannt, und ſeine Gemahlin ſogar ihren eigenen Nachtzeug,«) ließ er im Stiche. Doch wichtigere, und den Siegern willkommnere Trophäen waren ſeine Krone und ſeine Papiere; woraus der Kaiſer den ganzen Umfang der Verſchwörung erſah, und ſeine geheimen Feinde kennen lernte; welchen er großmüthig genug war, ſtillſchweigend eine Friſt von drei Monaten zur Flucht zu geſtatten. Alſo gab dieſe einzige, denkwürdige Schlacht dem Kaiſer was des Kaiſers war; ſie gab ihm Böhmen, Mähren und Schleſien zurück; die dem, vor Kurzem noch ſo ſchwer bedrängten Monarchen nun ohne Bedingniß ſich unterwarfen und huldigten.

Friederich hatte einen achtſtündigen Stillſtand

von dem Sieger erhalten; und die Böhmen hatten ihn dringend ermahnt, zu bleiben und ſich ſelbſt nicht zu verlaſſen. Sie verſicherten ihn feierlich, ſie würden ihn auf keinen Fall verlaſſen, da ſeine Sache zugleich die ihrige ſei. Prag, ſprachen ſie, könne ſich halten; ſie hätten noch Kräfte genug, ein bedeutendes Heer ſelbſt in der Stadt zu werben, das mit den Truppen ſich vereinigen werde, die aus dem Treffen entkommen wären. Auch hielte das Mannsfeldiſche Armeecorps Pilſen und Falkenau beſetzt und ſtänden dem Feinde in Rücken. Ueber alles dieſes aber wäre Tilly auf keine lange Belagerung gefaßt, zumal nun, zur Winterszeit. Für Religion, Freiheit und ſelbſt aus Furcht vor der Strafe des Hochverraths würden die Böhmen das Aeußerſte wagen. Aber der, ganz vor Angſt betäubte Pfalzgraf blieb bei ſeinem Entſchluſſe, worin er überdies noch durch den Argwohn beſtärkt ward, die Prager hätten die treuloſe Abſicht, ihn dem Kaiſer auszuliefern, um ſich dadurch ihre Ausſöhnung zu erkaufen.

Von Breslau, wohin er ſich geflüchtet hatte, ſchrieb der Pfalzgraf an den Grafen Mathias Thurn, der ſich noch einige Zeit in der Altſtadt umhertrieb, ihn um Rath zu fragen, und ſowohl ihn als Andere zur Beſtändigkeit zu ermahnen. Auch erließ er ein Schreiben an die Union und an die Stände von Schleſien. Da jedoch ſeine Hoffnungen von keiner Seite erfüllt wurden, floh er endlich von Breslau zu dem Churfürſten von Brandenburg nach Berlin, wo er indeſſen ſich aufhielt, bis günſtigere Aus-

ſichten ſich für ihn eröffneten; und endlich von dort nach Holland.

Erſt im Januar (1621) ſandte Kaiſer Ferdinand den Fürſten Carl von Liechtenſtein als Commiſſarius nach Böhmen, die Hauptrebellen und Verbrecher der beleidigten Majeſtät nach der Strenge der Geſetze zu richten. Nun wurden im ganzen Königreiche an Einem Tag und zu Einer Stunde die vorzüglichſten Urheber der Rebellion gefänglich eingezogen. Nach gerichtlichem Verhör und Aburtheilung aber wurden am 21. Juni auf dem großen Platze bei dem Rathhauſe zu Prag vier und zwanzig Perſonen öffentlich durch die Schärfe des Schwertes gerichtet. Merkwürdig dürfte es allerdings bedünken, daß unter dieſer großen Anzahl nur ein einziger Katholik ſich befand. Das Todesurtheil vieler Andern änderte Ferdinand, der ſo gern ſchonte, wo er nur ſchonen konnte, in lebenslängliche Gefängnißſtrafe ab. Neun und zwanzig Hauptrebellen, Thurn an ihrer Spitze, hatten klüglich die Zeit benützt, die bis zu dieſer Verhaftung verfloß, und waren aus dem Königreich entwichen. Gleichwohl ward auch ihnen als Hochverräthern der Prozeß gemacht, und ihre Güter eingezogen. Hierauf wurden die proteſtantiſchen Prediger verwieſen, und die unbedingte Religionsfreiheit aufgehoben.

So ſehr auch der Schatz des Kaiſers durch dieſen langwierigen häuslichen Krieg erſchöpft, ja ſo ſehr auch Ferdinand dadurch verſchuldet war, verwendete er dennoch den Ertrag der confiscirten Güter nur zu frommen Zwecken; erbaute damit Kirchen und

ſtiftete Klöſter; unter andern das Kloſter der Carmeliten, das der Paulaner auf der Wieden, der Benedictiner von Montſerrat in Spanien, Schwarzſpanier genannt, zu Wien, und das der Kamaldulenſer auf dem Kahlenberge. Die Stände zitterten und waren auf eine gänzliche Aufhebung ihrer Privilegien gefaßt; da es nun dem Kaiſer, als Sieger, ein Leichtes war, wegen ihrer ſo vielfältigen Frevel gerechte Rache an ihnen zu nehmen. Ferdinand jedoch, der keine andere Leidenſchaft kannte, als Gottes Ehre zu fördern, und ein wahrer Vater ſeiner Völker war, beſtätigte ihnen alle ihre Freiheiten, und änderte durchaus nichts an der Verfaſſung des Landes; nur caſſirte er den Majeſtätsbrief, den die aufrühriſchen Stände dem Kaiſer Rudolph abgedrungen hatten, und der die Veranlaſſung zu ſo vielen blutigen Uebeln geweſen war. Den Pfalzgrafen aber und ſeine vorzüglichſten Helfer, beſonders Georg den ältern, Markgrafen von Brandenburg, Chriſtian, Herzog von Anhalt und einige Andern erklärte der Kaiſer in die Reichsacht und ihrer Würden und Länder verluſtig. Der Herzog Maximilian von Bayern und der König von Spanien, als Herr des Burgundiſchen Kreiſes, wurden zu Vollziehern der Acht ernannt. — Bald hierauf entſagten die freien Reichsſtädte der Union; ihnen aber folgten nach und nach beinahe alle Reichsfürſten, welche auch feierlich gelobten, dieſelbe nie wieder zu erneuern, und ihre Truppen verabſchiedeten.

Schon ſeit fünf Jahren war Ferdinand Witwer geweſen, und hatte dieſe ganze Zeit hindurch keine

Ruhe gekannt. Nach dem Siege beim weißen Berge aber, der ſeine Länder ihm unterworfen hatte, ſchien die Sonne des Friedens über ſeine Regierung aufgehen zu wollen; und der Kaiſer, aus mancherlei Gründen bewogen, beſchloß, zu einer neuen Ehe zu ſchreiten. Er war damals im drei und vierzigſten Jahre ſeines Alters. Seine Wahl fiel auf Eleonore von Mantua, eine ſehr tugendhafte und liebreiche Prinzeſſin. Er ſandte alſo ſeinen erſten Miniſter, den Fürſten von Eggenberg, dahin ab, und ließ ſich, nachdem alle Bedingniſſe ins Reine gebracht waren, durch Procuration mit ihr vermählen. Der Kaiſer ſelbſt reiste ihr bis Jnſpruck entgegen, wo am 2. Februar (1622) die Vermählung ſelbſt mit ungemeiner Pracht und Feſtlichkeit vollzogen ward. Zu den vorzüglichſten Gründen, die den Kaiſer zu dieſer Heirath beſtimmten, gehörte auch der, daß die ganze männliche Nachkommenſchaft des Hauſes Oeſterreich, woran der katholiſchen Religion ſo Vieles gelegen war, blos in den beiden Söhnen des Kaiſers beſtand; denn der dritte derſelben war in ſeinen Kinderjahren geſtorben.

Der Jubel, mit welchem das kaiſerliche Ehepaar zu Wien empfangen wurde, und die allgemeine Freude des Volkes über eine ſo fromme und wohlthätige Landesfürſtin, ward bald durch allerlei Beſorgniſſe geſtört. So ſehr nämlich alle Parteien den Frieden wünſchten, war dennoch kein dauernder Friede zu hoffen, ſo lange Einige der Hauptunruheſtifter lebten. Zu dieſen gehörte vorzüglich der ge-

ächtete Abenteurer Mannsfeld, der die Stadt Pilſen noch lange nach der Schlacht bei dem weißen Berge auf eigene Fauſt tapfer vertheidigte, bis endlich während er für kurze Zeit auf eine Verſammlung unruhiger Proteſtanten nach Heilbronn ſich begab, ſeine ausgehungerten Truppen, von der Noth getrieben, dieſen wichtigen Waffenplatz für bares Geld an die Kaiſerlichen verkauften, und ſich zerſtreuten. Dreißig tauſend Thaler wurden auf ſeinen Kopf geſetzt. Doch er war verſchwunden; Niemand wußte wohin; und ſchon hoffte man Ruhe, als plötzlich der kriegsdurſtige Aventurier in der obern Pfalz erſchien, und ohne Geld und andere Hilfsquellen als ſein gutes Glück, ein neues Kriegsherr von 20000 Mann beiſammen hatte, das aus den, nun herrenloſen Kriegesknechten der Union beſtand; — und ſich verlauten ließ, er hoffe wohl Prag wieder zu erobern. Einem Neopolitaner, welcher Luſt hatte, jene 30000 Thaler zu verdienen, bekam ſein Verſuch übel; Mannsfeld ließ ihn durch ausgeſuchte Martern zu Tode peinigen.

Es läßt ſich leicht erachten, daß ein ſo furchtbares Heer, das für ſeine Bezahlung auf Raub und Plünderung angewieſen war, auch die blühendſten Länder in kurzer Zeit verwüſten mußte. Daher auch ſetzte der tapfere Tilly ihm nach, ihn aus der obern Pfalz zu verdrängen; was indeſſen nur unter beſtändigen Scharmützeln und Verluſt von beiden Seiten geſchah. Durch die Uebermacht gezwungen, drang endlich Mannsfeld in die untere Pfalz ein; wo ſeine

Truppen nicht weniger Räubereien und rohe Gewaltthätigkeiten ausübten, Flecken und Dörfer verbrannten, und wegen ihrer Grauſamkeit von Freunden und Feinden verflucht wurden. Der General Corduba, gab mit ſeinen Spaniern Frankenthal auf, das er eben belagerte, und bereitete ſich, wiewohl zitternd vor Mannsfelds überlegenem Heere, zu kräftigem Widerſtande. Tilly eilte ihm zu Hilfe. Doch Mannsfeld, der dieſem Feldherrn durch liſtige Eilmärſche ausgewichen war, hatte keineswegs Luſt, um den Beſitz der Pfalz für den geächteten Winterkönig zu kämpfen, deſſen Stammland ſie geweſen war; ſeine Abſicht war, ſeine unbezahlten, hungerleidenden und halbnackten Helden in das blühende und reiche Elſaß zu führen, damit ſie dort ſich erholten und zu neuen Heldenthaten ſich ſtärkten. Um aber um ſo ſchneller dahin zu gelangen, ließ er alle Pferde, deren er nur irgend habhaft werden konnte, hinwegnehmen; ſetzte ſeine Musketiere darauf, und eilte mit Blitzesſchnelle über den Rhein. Der Schade, den dieſe Räuberhorden nur im Bisthum Straßburg anrichteten, war nicht zu berechnen; ſie forderten von der kleinen Stadt Hagenau allein 200,000 Gulden Brandſchatzung, plünderten ſie deſſen ungeachtet, und in kurzer Zeit glich das herrliche Land einer Wüſte.

Unterdeſſen hatte der engländiſche König Jakob I., wiewohl etwas ſpät, ſich entſchloſſen, ſeinem Eidam, dem Pfalzgrafen Friederich thätig zu Hilfe zu kommen. Nothwendig mußte es, als Vater, ihn

ſchmerzen, ſeine Tochter, die Pfalzgräfin und ſeine Enkel, ohne Land und Leute in der Verbannung umher irren zu ſehen. Er that alſo ſeine Schätze auf, unterſtützte Mannsfelden mit Truppen und Geld; forderte den König Chriſtian von Dänemark zu thätiger Hilfe auf, und bewarb ſich auch im deutſchen Reiche, und zwar nicht ohne Erfolg, um kräftige Unterſtützung. Schon ſchien dem vertriebenen Pfalzgrafen ein neuer Stern aufzugehen. Würtemberg warb friſche Truppen; der Markgraf von Baden Durlach aber, der gleich dem Herzog von Würtemberg erſt vor Kurzem der Union entſagt hatte, verſtärkte ſein Heer ſo bedeutend, daß der Kaiſer ihn um die Urſache dieſer ſo außerordentlichen Zurüſtungen befragen ließ. Er verſicherte jedoch den Kaiſer auf ſein fürſtliches Wort, er habe keine andere Abſicht als ſeine eigenen Lande gegen die Raubzüge der Mannsfeldiſchen Horden zu beſchützen. Zu gleicher Zeit aber übergab er ſeinem älteſten Sohne die Regierung, zog mit ſeinen Haustruppen, dem neugeworbenen und dem bewaffneten Landvolke, — einem Heere, das, die Artillerie nicht mitgerechnet, ſich auf 15000 Mann belief, — zu Felde, und erklärte feierlich, er werde die Waffen nicht früher niederlegen, bis er nicht den Pfalzgrafen wieder in ſeine Lande eingeſetzt; den katholiſchen Geiſtlichen alle Gewalt abgenommen, die calviniſche Religion feſt gegründet, die katholiſche vernichtet, die geiſtlichen Churfürſten gefangen genommen, das Herzogthum Bayern erobert, und Churmainz, Würzburg und Speier, die alles Un-

heil angerichtet, mit dem Schwerte gerichtet habe. Zu gleich erſtaunlichem Eifer wollte er auch den Herzog von Würtemberg anfeuern; dieſer aber, beſonnener, ermahnte ihn, ſich zu mäßigen, langſamer vorzugehen; und war nicht zu bewegen, ſeine Truppen weiter als in den Zabergau zu verlegen.

Was den Muth dieſer Verbündeten erhöhte, war, daß nun eben das Ende eines Waffenſtillſtandes zwiſchen Spanien und den Generalſtaaten zu Ende ging; wodurch die ſpaniſchen Truppen in den Niederlanden vollauf zu thun bekamen; ſo daß der Kaiſer, von dort aus, der Ligue nicht zu Hilfe kommen konnte. Mannsfeld, ein Abenteurer ohne Treue und Glauben, benützte ſogar dieſen Umſtand, Geld zu erhalten, um das allein ihm zu thun war, bot der bedrängten Regentin, Infantin Iſabella, der Gemahlin des verſtorbenen Erzherzogs Albrecht, ſeine Dienſte an, und wußte auch ſeinen Anſchlag ſo liſtig auszuführen, daß die Regentin ihm traute, mit dem Kaiſer ihn auszuſöhnen und die Würde eines Reichsgrafen ihm zu ermitteln verhieß, ihm 100,000 Kronen ſandte, und ſogar ein ehrenvolles Commando mit 6000 Kronen monatlicher Beſoldung, in den Niederlanden ihm antrug.

Zu allem dieſem kam auch noch, daß der bundbrüchige Bethlen Gabor, der in Ungarn beinahe unumſchränkt als König herrſchte, von den, zu ihm geflüchteten Grafen Mathias Thurn und Markgrafen von Jägerndorf, unaufhörlich angetrieben, die Pforte gegen Ferdinand zu bewaffnen, Miene

machte, in die öſterreichiſchen Lande einzufallen. Dies nöthigte den Kaiſer, den tapfern und kriegsgeübten Feldherrn Bouquoi abermal in Eile nach Ungarn abzurufen; wo er trotz aller tapfern Gegenwehr des Feindes, Preßburg, Tyrnau, Altenburg, Neutra, und die ganze Inſel Schütt nach einander einnahm, und ſich eben anſchickte, Neuhäuſel zu belagern, als der tapfere Held auf einem Recognoscirungsausritt, nur leicht bewaffnet, von einer Schaar feindlicher Ungarn überfallen ward, und von ſechzehn Lanzenſtichen durchbohrt, zu Boden fiel. Ungern war dieſer einzige große General Ferdinands in das Königreich gezogen, wo auch der tapfere Dampierre vor Preßburg ſeinen Tod gefunden hatte; ihm ſelbſt hatte geahnet, daß er nicht wieder von dort zurückkehren würde. Der Verluſt dieſes ausgezeichneten Feldherrn zog den Verluſt aller wiedereroberten Orte und beinahe aller öſterreichiſchen Truppen nach ſich; zumal da kein kaiſerlicher Befehlshaber dem andern ſich unterordnen wollte; ja die Bethlenſchen Truppen wurden dadurch ſo übermüthig, daß ſie nach Oeſterreich einfielen, das ganze Marchfeld durch Plünderung und Feuer verwüſteten, bis nach Stockerau und an die Mähriſchen Gränzen vordrangen, unerhörte Grauſamkeiten verübten, und über fünf hundert Städte, Flecken und Dörfer in Brand ſteckten.

Während dieſer Zeit, war der vertriebene und geächtete Pfalzgraf Friederich, als Kaufmann verkleidet, in der Unterpfalz erſchienen, wo der, aus dem Elſaß zurückgekehrte Mannsfeld ihn als König

begrüßte. Die obere Pfalz, ſein ehemaliges Stammland, worin aber Mannsfeld barbariſch gehaust hatte, war im Beſitz des Herzogs von Bayern. Der Kaiſer nämlich hatte dieſe Lande, die, nach der Aechtung des Pfalzgrafen, ihm und dem deutſchen Reiche anheimgefallen waren, dem Herzog gegen das Land ob der Enns, das er bis dahin als Pfand inne gehabt hatte, übergeben, und Maximilian hatte daſelbſt bereits die Huldigung empfangen; auch hatte er mit Mannsfeld einen Vertrag geſchloſſen, das Land zu räumen. Mannsfeld aber, der nie Wort hielt, behauptete ſich nicht nur daſelbſt, ſondern vereinigte ſich auch mit dem Markgrafen von Baden-Durlach. Die Heere Beider beliefen ſich auf 40,000 Mann. Da es jedoch ſchwer hielt, in dem ohnehin erſchöpften Lande eine ſolche Armee zu erhalten, trennten ſich beide bald wieder; und der Markgraf zog, nachdem er unter Weges einige kleine Städte eingenommen, mit ſeinem ganzen Volke und einem Theile der Mannsfeldiſchen ſich zwiſchen Wimpfen und Heilbronn.

Tilly, ein Meiſter nicht minder in der Defenſive als im Angriff, hatte bis dahin dies furchtbare Heer durch liſtige und beſtändige Eilmärſche auf ſeinen Flanken umgangen, und war einer entſcheidenden Schlacht ſorgfältig ausgewichen. Kaum aber war dieſe Trennung zu ſeiner Kunde gelangt, als er in Eile ſeine Streitkräfte ſammelte, den General Corduba an ſich zog, und dann plötzlich aufbrach und den Markgrafen bei **Wimpfen** am Neckar ereilte; wo am 8. Mai (1622) bei Tagesanbruch die Vorpo-

ſten beider Heere ein Gefecht anhuben, das ſo lange dauerte, bis beide Treffen ſich entwickelt hatten.

Tilly hatte eine Anhöhe erreicht; der Markgraf aber ſtand in der Ebene von einer Wagenburg umſchanzt. Keiner wollte ſeine vortheilhafte Stellung verlaſſen; und lange brüllte der fürchterliche Kanonendonner Tillys vergeblich. Eben ſo wenig entſchieden die kleinen Gefechte; Georg Friedrich war nicht ins Freie zu bringen. Schon gewann es das Anſehen, als ob dieſer Tag nichts entſcheiden ſollte, als Tilly plötzlich auf die Wagenburg ſelbſt losſtürmte und ſie mit aller Macht angriff. Nun begann das Treffen mörderiſch zu werden. Der Markgraf wehrte ſich mit dem Muth der Verzweiflung; gleich einem jungen Löwen kämpfte unter ihm der junge Bernard von Weimar und Magnus von Würtemberg, unter dem das dritte Pferd erſchoſſen ward. Der Sieg ſchwankte; ſchon ſchien er zu den Markgräflichen ſich zu neigen; die bayeriſchen Regimenter geriethen in Unordnung. Da ſtellte Corduba mit ſeinen Spaniern das Treffen abermal her und trieb des Markgrafen Reiterei in die Flucht. Ein neapolitaniſches Regiment ſtürzte ſich wüthend auf die Kanonen, die zahlreich und trefflich bedient, eine fürchterliche Verwüſtung in den Reihen der Liguiſten angerichtet hatten. Sie kehrten das eroberte Geſchütz augenblicklich auf den Feind; einige badenſche Pulverkarren flogen entzündet und mit ſchrecklichem Gepraſſel in die Luft. Die Schlacht war entſchieden; das Schlachtfeld mit Leichen von Menſchen und Roſſen bedeckt.

Unter den Todten befanden ſich, außer vielen andern Fürſten, Grafen und Herren, der junge Markgraf Carl von Baden-Durlach, der Herzog Magnus von Würtemberg, ein junger Pfalzgraf von Birkenfeld; — ein Herzog von Weimar war tödlich verwundet. Die Kaiſerlichen hatten nicht mehr als 200 Mann verloren. Sie eroberten die ganze zahlreiche und treffliche Artillerie, zwei wohlbeladene Wagen mit Geld, eine große Anzahl Fahnen, und machten 1100 Gefangene; worunter viele Officiere vom erſten Rang. Der vor Kurzem noch ſo übermüthig prahlende Markgraf von Baden-Durlach warf auf der Flucht ſeine Rüſtung von ſich; und ſein Sohn erließ ein ſehr devotes Schreiben an den Herzog Maximilian von Bayern, worin er ihn erſuchte, da er ſelbſt den Krieg nicht angefangen, und als Sohn dem Willen ſeines Vaters ſich habe fügen müſſen, ihm als einem angehenden Regenten, Gnade und Verſöhnung bei Seiner Majeſtät, dem Kaiſer zu vermitteln.

Nun ſchien die Ruhe abermal hergeſtellt, und vielleicht auch wäre, trotz des noch hin und wieder unter der Aſche glimmenden Feuers, durch kluge Vermittlung ein dauerhafter Friede zwiſchen der Union und der Ligue zu Stande gekommen, wenn nicht Mannsfeld's böſes Beiſpiel gewuchert und einen andern Abenteurer auf die Bahn gebracht hätte, der gleich ihm Luſt bekam, den Krieg um des Krieges und der Beute willen zu führen. Dies war Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator des Bisthums Halberſtadt, arm an Ländern und an

Geld, doch um ſo reicher an glänzenden, zum Theil hochverdienten Ahnen. Ob auch ſelbſt dem geiſtlichen Stande angehörig, war es dennoch ſein Wahlſpruch: Gottes Freund und aller Pfaffen Feind! Dieſe Sentenz ließ er auf die Münzen prägen, die er aus geraubtem Kirchenſilber ſchlagen ließ. Er verſtand aber unter dieſen Pfaffen den katholiſchen Clerus, beſonders die reichen Churfürſten und Fürſtbiſchöfe, die ihm ein Dorn in den Augen waren; und welche zu berauben, er (der Schüler übertraf beinahe ſeinen Meiſter Mannsfeld,) in Niederſachſen in kurzer Zeit, ohne Geld, ein Heer von 20,000 Mann auf die Beine brachte und erhielt. Schiller, der ihn mit ziemlich grellen Farben ſchildert, ſagt ſelbſt von ihm, daß er die Vertheidigung des Pfalzgrafen Friederich und der deutſchen Freiheit nur zum Deckmantel ſeiner Räubereien nahm.

Seine erſten Ausflüge auf gut Glück begann er im Herzogthum Braunſchweig ſelbſt, dann in den Bisthümern Minden, Hildesheim und in andern Orten in Weſtphalen, wo ſeine verheerenden Räuberhorden ſolche Grauſamkeiten verübten, daß Herzog Friederich Ulrich von Braunſchweig, die Herzoge von Lüneburg und andere Herren, ſowohl den Durchzug ihnen zu wehren, als vor ihren Räubereien und Mordthaten ſich zu ſichern, ihre Bauern gegen ſie bewaffneten, die einen guten Theil derſelben erſchlugen. Nichts deſto minder kam er noch mit einem ſtattlichen Heere, das ſeinen Weg durch ausgeraubte und brennende Ortſchaften bezeichnete, nach Heſſen; wo aber

der Graf von Anhald, Obriſter der Ligue ihm auf⸗lauerte. Von dort drängte er ſich, nach einem bedeu⸗tenden Verluſte, in das Bisthum Mainz, eroberte nächſt andern das Städtchen Höchſt, deſſen Inwoh⸗ner er grauſam ermorden, und hierauf dem Biſchof vou Bamberg und Würzburg ſagen ließ, er werde ihm nächſtens Eins zu Würzburg zubringen. Der Biſchof antwortete, er möchte nur kommen, er wol⸗le ihm tapfer einſchenken laſſen.

Nachdem er nun Höchſt eingenommen, ließ er eine Brücke über den Main ſchlagen, fiel aber dort dem Heere Tilly's und Corduba's in die Hände, die ihn alsbald aus dem groben Geſchütze begrüßten und ihn zu einer Schlacht zwangen, wo (am 2. Juli 1622) nach einem ſehr hartnäckigen Gefecht, des Admini⸗ſtrators Heer von den Kaiſerlichen, Bayern und Wallonen aufgerieben ward. Er ſelbſt entkam mit genauer Noth auf einem kleinen Nachen, von wel⸗chem er den Seinigen zurief: »Wer ſich ſalviren kann, der ſalvire ſich!« — Er verlor in dieſem furcht⸗baren Treffen, Diejenigen mitgerechnet, die im Main ertranken, 12,000 Mann. Mit dem Überreſt ſeiner Truppen zog er nun zu Mannsfeld, und beide, ob auch von Tilly verfolgt, warfen ſich abermal auf das Elſaß.

Noch einmal leuchtete ein Sonnenblick des Frie⸗dens; doch auch dieſer war von kurzer Dauer. Dieſe verunglückten Verſuche beſtimmten Friederich, der wie Schiller ſpricht, »nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler mit dem Heere herumzog,« dem Geheiß ſei⸗

nes königlichen Schwähers Jacob I., nachzugeben, und ſowohl Mannsfeld, als dem Adminiſtrator den Abſchied zu ertheilen. Denn ſchon ſeit längerer Zeit waren ſowohl der König von Großbritannien als auch der Churfürſt von Sachſen und andere Reichsfürſten bemüht, den Kaiſer mit dem Pfalzgrafen zu verſöhnen. Ferdinand aber hatte vor allen Dingen, wie billig, gefordert, daß er die Waffen niederlegte, (die jene Glücksritter in ſeinem Namen zu führen vorgaben), und dann wegen des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und der verbrecheriſchen Uſurpation den Kaiſer um Verzeihung bäte. — So wenig jedoch jene beiden kriegsluſtigen Heerführer die Waffen für den geächteten Friederich geführt hatten, ſo wenig waren ſie auch geſonnen, dieſelben um ſeinetwillen niederzulegen. Es war ihnen nur um einen andern Namen zu thun. Mannsfeld erbot ſich gegen Tilly, kaiſerliche Dienſte anzunehmen; doch Tilly, der genau wußte, wie meineidig er gegen die Infantin Iſabella gehandelt hatte, und auch ſelbſt mehr als einmal von ihm war hintergangen worden, würdigte ihn keiner Antwort.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Elſaß zogen Beide plötzlich mit ihrem ganzen Heere durch Zabern in das Herzogthum Lothringen; und ſandten dann zu dem Herzog des Landes, den ſie nun erſt in einem Schreiben höflich um die Erlaubniß dazu erſuchten, und ihn zugleich verſicherten, ſie würden ſo ſtrenge Mannszucht halten, daß Niemand Urſache haben werde, über ſie zu klagen. Der Herzog ließ zwar

dieſe ſchlimmen Gäſte bitten, ſein Land ſo wenig als möglich zu betreten; mußte jedoch geſchehen laſſen was er nicht verhindern konnte. Sie bewieſen aber ihre feine Mannszucht ſchon am folgenden Tage dadurch, daß ſie unter andern das Städtchen Freiburg und einen andern Flecken im Bisthum Metz in Aſche legten; worauf der Herzog von Lothringen alsbald 1800 Reiter und 8000 Fußknechte gegen ſie unter Waffen ſtellte. Von hier aus verdingten ſie ſich an die Holländer, die nach dem Ende des Waffenſtillſtandes mit Spanien, eben in vollem Kriege begriffen waren, und ſie willkommen hießen. Die Generale der Ligue Corduba und Anhald, die ihren Marſch beobachteten, ſperrten ſie zwiſchen den lothringiſchen Gränzen und Sedan in Frankreich ein. Hier gedrängt von Noth und Mangel aller Art, ſprach Mannsfeld ſeinen Truppen zu, verhieß ihnen goldene Berge in Holland, und brach mit ſolcher Tapferkeit und Dexterität durch die ſpaniſchen Truppen, daß er bei ſehr geringem Verluſt, derſelben eine große Anzahl und darunter einige treffliche Befehlshaber tödtete. Er entführte ihnen auf dieſem Durchbruch ſogar einen Wagen mit Gelde, den ſie ihm jedoch wieder abjagten. Der Adminiſtrator ward während des Gefechtes durch den linken Arm geſchoſſen.

Hierauf halfen ſie den Holländern die Feſtung Bergopzoom erobern; da ſie aber durchaus keine Mannszucht hielten, und ihr gewöhnliches Brennen, Plündern, Rauben und Länderverheeren nicht einſtellten, ſuchten auch die Holländer, nach geleiſteten

Dienſten, ihrer um jeden Preis wieder los zu werden. Es führte alſo Mannsfeld ſeine Truppen in das, noch von keinem Feinde beſuchte Oſtfrießland, daſelbſt ſich gütlich zu thun. Chriſtian aber, der in Holland die Pfalzgräſin kennen gelernt und eine feurige Leidenſchaft für dieſe Prinzeſſin gefaßt hatte, auch ihren Handſchuh immer auf ſeinem Hute trug, kehrte kriegsdurſtiger als jemals mit den Seinigen nach Niederſachſen zurück, wo er bald wieder ein neues, anſehnliches Heer beiſammen hatte.

Unterdeſſen hatte der Kaiſer, die großen Verdienſte des Erzherzogs Maximilian von Bayern zu belohnen, der nicht nur das Land ob der Enns zum Gehorſam gebracht, die böhmiſchen Rebellen beſiegt, Prag erobert und den Winterkönig vertrieben, ſondern auch die Ruheſtörer in Deutſchland geſchlagen hatte und als ein treuer Beſchützer der katholiſchen Sache noch immer unter den Waffen ſtand, die von Friederich verwirkte Churwürde an dieſen Fürſten übertragen. Dies geſchah am 25. Februar 1623 auf dem Churfürſtentage zu Regensburg, und zwar mit Übereinſtimmung aller Churfürſten, ſogar, wiewohl ſpäter, der akatholiſchen von Sachſen und von Brandenburg. Die Gründe dazu waren allzu einleuchtend, als daß ſie hätten können verkannt werden. Das Collegium der Churfürſten mußte ergänzt werden; weil anderer Gründe zu geſchweigen, auf den etwanigen gähen Todesfall des Kaiſers, das Reich in Gefahr kam, durch Factionen zerriſſen und die Beute eines mächtigen Feindes zu werden. Der Hoch-

verrath des geächteten Pfalzgrafen Friederich aber und ſeine Uſurpation war zu groß, als daß er dieſe Würde hätte wieder erhalten können.

Nichts deſto weniger war dieſe Belehnung mit der Churwürde an Maximilian nur perſönlich; und ausdrücklich war die Reſtitution derſelben, ſo wie auch der Pfalz und aller Rechte, nach Maximilians Tode, den Kindern und Agnaten des Pfalzgrafen vorbehalten; eine Schonung, die Carl V. nicht beobachtet, als er um einer weit geringern Urſache willen die ſächſiſche Churwürde von der ältern auf die jüngere Linie des Hauſes Sachſen übertragen hatte. Ja Ferdinand war von aller perſönlichen Rachſucht ſo ſehr entfernt, daß er, ob auch feſt entſchloſſen, ihn nie wieder in die Churwürde einzuſetzen, ihm doch gewiß wieder, wenigſtens einen Theil ſeiner, durch die Acht, dem Kaiſer anheimgefallenen Lande zurückgegeben hätte; wofern anders dieſer geächtete Fürſt, der ſich noch immer König von Böhmen ſchrieb, ſein Unrecht hätte bekennen, und um die Verzeihung des Kaiſers hätte anſuchen wollen. Mehrmals hatte der Kaiſer ſich hierüber ausgeſprochen, und ausdrücklich auch erklärte er ſich darüber in ſeiner Reſolution auf die Berathſchlagung der Churfürſten: »Die Ausſöhnung und Begnadigung betreffend, obwohl mehr gemeldeter hartnäckiger Ächter, der proſcribirte Pfalzgraf, mit ſeinem noch immerzu beharrenden Ungehorſam, und daß derſelbe noch auf dieſe Stunde einiges Zeichen der Reumüthigkeit oder ſchuldigen Submiſſion nicht, ſondern vielmehr das Widerſpiel

ſcheinen laſſen, geringen Anlaß hierzu gegeben: jedoch wofern Ihrer kaiſerlichen Majeſtät die anweſenden Chur- und Fürſten und der abweſenden Räthe und Geſandte deßfalls ein Mehreres an die Hand geben werde, ſind Ihre kaiſerliche Majeſtät in Anſehung der königlichen Würden in Engelland und Dänemark, wie auch der Herren Churfürſten von Sachſen churfürſtlichen Gnaden und anderer Chur- und Fürſten bei Ihrer kaiſerlichen Majeſtät eingewendeten Erinnerungen nicht ungeneigt, ſich alsdann, nach Geſtalt der Perſonen und Sachen (zwar außerhalb der Reſtitution zu der churfürſtlichen Dignität) weiter und dergeſtalt vernehmen zu laſſen, daß Ihrer kaiſerlichen Majeſtät zu dero angeborenen Milde mehr, als zu der ſonſt hochverdienten Schärfe geeignetes kaiſerliches Gemüth zu verſpüren ſeyn ſolle.«

Deſſen ungeachtet erhoben über dieſen gerechten Beſchluß die Proteſtanten ein entſetzliches Geſchrei, als habe der Despotismus des Kaiſers alle Grundgeſetze des deutſchen Reiches umgeſtoßen. Sie bedachten wohl nicht, wie weit anders es dem Pfalzgrafen hätte ergehen können, wenn er, (wie es beinahe geſchehen wäre,) nach der Eroberung Prags, dem Kaiſer in die Hände gefallen wäre; und daß Niemand dann den Kaiſer mit Recht hätte tadeln können, wenn er ihn als einen Hochverräther, Gewalträuber und Verbrecher der beleidigten Majeſtät, nach aller Strenge der Reichsgeſetze, oder doch wenigſtens mit ewigem Gefängniß beſtraft hätte. Aber nicht nur die proteſtantiſchen Fürſten, ſondern ſelbſt der ſpaniſche

Hof äußerte darüber ſeine Mißbilligung, bis der kaiſerliche Botſchafter dem König die Dinge in ihrer wahren Geſtalt zeigte *).

---

*) Kaiſer Ferdinand ſelbſt erließ hierüber an den einflußreichen ſpaniſchen geheimen Rath Don Balthaſar de Zuniga, der einſt als Botſchafter Philipps III. an ſeinem Hofe reſidirt hatte, ein lateiniſches Schreiben, das nebſt andern durch die Mannsfeldiſchen aufgefangen wurde. Die Proteſtanten ermangelten nicht daſſelbe in Druck zu geben und mit mancherlei Gloſſen zu begleiten. Der Hauptinhalt dieſes Schreibens, das auch Hormayr anführt, iſt folgender:
„Illustris, sincere dilecte! Meine Anſicht und meine Meinung hinſichtlich der Übertragung der Churwürde von Bayern, die ich ernſtlich verhieß und ausführte, und der Grund, warum ich es für nothwendig und nützlich hielt, dieſes, ſowohl für ganz Deutſchland, als beſonders für unſer Haus Öſterreich zur Rettung von den Ränken der Häretiker ſo hochwichtige Geſchäft nicht länger zu verſchieben, (wie denn auch Seine päpſtliche Heiligkeit nicht ablaſſen, mich deßfalls zu ermahnen,) werdet Ihr aus dem Bericht des P. Hyacinthus erſehen, den der Papſt zu mir und zu Seiner Majeſtät, dem König von Spanien meinem Blutsverwandten und Neffen, ſo wie auch zu andern katholiſchen Fürſten Deutſchlands in dieſer Abſicht ſandte.“ Hierauf ſetzt der Kaiſer die Gründe aus einander und ſpricht, wenn er den Lauf ſeiner ganzen Regierung und beſonders die Schwierigkeiten bedenke, mit welchen er dieſelbe angetreten, ſo müſſe er die Hand einer beſondern Vorſehung Gottes dabei dankbar verehren. Um ſo mehr fühle er ſich verpflichtet, auf Gott zu ver-

Die ſpaniſchen Miniſter hatten freilich ihre Gründe, warum ſie den Kaiſer erſuchten, die Übertragung der Churwürde noch auf einige Zeit zu ver-

---

trauen und keine Gelegenheit außer Acht zu laſſen, ſeine Ehre zu befördern, und überhaupt bei ſeiner Regierung mehr dieſe göttliche Vorſehung, von welcher er ſo wunderbare Proben habe, als die menſchliche Klugheit ins Auge zu faſſen. Er ſei überzeugt, dieſe nämliche Vorſehung habe im vorigen Jahre ihm nur darum einen ſo glänzenden Sieg verliehen, damit er denſelben benützte, Gottes Ehre und Verherrlichung zu fördern, und die Rebellionen zu tilgen, die beſonders von der calviniſchen Secte unterhalten werden. Nun liege der Pfalzgraf bei den Holländern, verbannt, nicht nur aus ſeinem (des Kaiſers) Königreiche, das er hochverrätheriſch an ſich geriſſen, ſondern auch aus ſeinem eigenem Stammlande — zu Boden. Ließe er ſich aber durch unzeitige Barmherzigkeit und ſchlaue Bitten bewegen, die ſchlafende und halbtodte Schlange in ſeinem Buſen zu erwärmen, — und ihn abermal in ſeine churfürſtliche Würde einzuſetzen, — ſo habe er nichts zu erwarten als den tödlichen Stich. Denn es ſei vergeblich zu erachten, die Größe der Wohlthaten werde ihn bewegen, von ſeiner Feindſeligkeit abzuſtehen. Wolle auch der Kaiſer aus chriſtlicher Liebe ſich überwinden, ſo werde doch er ſeine ſo ſchwere Bosheit nie ablegen, noch ihm die ſchuldige Treue leiſten; ſondern immer Gelegenheit ſuchen, ihm zu ſchaden und ſeine Beleidigungen zu erneuern. Denn dies ſei die Natur und Eigenſchaft dieſer calviniſchen Secte, keinen Betrug für Sünde zu halten, jeden Eid, jeden Bund zu brechen, und Keines guten Ruf zu verſchonen

ſchieben. Dieſe waren vorzüglich eine Heirath, die um dieſe Zeit König Jacob mit ſeinem Sohne, dem Prinzen von Wallis, und der Erzherzogin Maria

---

ſobald ſolches nur ihrer Religion zum Vortheil gereiche. Gegen einen ſolchen Feind könne weder das Haus Öſterreich noch andere katholiſche Fürſten, die der Pfalzgraf nicht minder haſſe, — anders als dadurch geſichert werden, daß der Feind außer Stand geſetzt werde, fernerhin zu ſchaden. Die ganze Geſchichte ſei voll der Beiſpiele hierüber.

Nicht minder wichtig ſei eine andere Betrachtung, daß nämlich der Pfalzgraf, wofern er wieder eingeſetzt werde, alle Ränke und Argliſt, — ſo wie jetzt, auch dann — aufbieten werde, dem Kaiſer da zu ſchaden, wo er am ſicherſten hoffe, ihm ſchaden zu können; nämlich durch Bethlen Gabor und die Türken, die er ſchon früher gegen ihn aufgehetzt habe, und noch nicht aufhöre gegen ihn zu reizen. Denn auf dieſen beruhe alle Hoffnung der Calviner. Und bis ſie ſelbſt ſich wieder erholt hätten, und zu Kräften gekommen wären, den Kaiſer zu entwaffnen und ſeine erſchöpften Länder zu verheeren, ſollte Bethlen und die Türken Alles mit Feuer und Schwert verwüſten. Schon als Gott jenen glänzenden Sieg ihm verliehen habe, ſei er vollkommen überzeugt geweſen, es könne der einmal geächtete Pfalzgraf, ohne äußerſte Gefahr für alle katholiſchen Fürſten und das Haus Öſterreich niemals wieder zur Churwürde erhoben werden; da hingegen der Herzog von Bayern als einen tapfern Vertheidiger der katholiſchen Sache ſich gezeigt habe; auch ſeine Länder gleichſam eine Vormauer Öſterreichs ſeien, und er ihm mit größter Treue beigeſtanden ſei, ſeine Länder ihm

Anna, Tochter des Königs von Spanien unterhandelte, und die verſchiedene Conferenzen und Schriften veranlaßte. Überdies brachte der König von

---

wieder erobern zu helfen, und ſelbſt noch jetzt zu ſeiner Hilfe bereit ſtehe. Auch glaube Ferdinand, es ſei ohne Zweifel durch Gottes Eingebung und treuen Rath geſchehen, daß zu großem Vortheil Deutſchlands, er dieſe Churwürde an Bayern übertragen habe. Das Haus Öſterreich habe in Deutſchland viele Feinde gehabt, die ſolches um ſeine Macht beneidet hätten. Doch keine ſeien hartnäckiger geweſen, als die pfälziſchen Fürſten; wie die Geſchichte unter Maximilian I., Ferdinand I., und Rudolph II. zur Genüge lehre. Anderer Seits ſei freilich nicht in Abrede zu ſtellen, daß die proteſtantiſchen Fürſten, beſonders der Churfürſt von Sachſen, dieſe Übertragung an Bayern nicht gern ſehen würden, weil ſie befürchteten, die Katholiken dürften dadurch zu mächtig werden. Da jedoch dieſer Fürſt nicht mißbilligen könne, was er in ſeinen Ahnen, nämlich in ſeinem Großoheim Moritz gut heiße, an den Carl V., wegen eines weit geringern Vergehens als das Vergehen des Pfalzgrafen, die Churwürde übertragen habe; und er auch überdies ſchon zur Einſicht gelangt ſei, daß wenn man nicht entgegen arbeite, die Calviner ohne Zweifel den Türken den Eingang in das deutſche Reich bahnen; zudem auch die Proteſtanten mit nicht geringerem Haß als die Katholiken gegen die Calviner eingenommen wären, und auch keine geringere Gefahr von ihnen als von uns befürchteten, ließe ſich allerdings hoffen, der Churfürſt von Sachſen und die übrigen ſächſiſchen Fürſten würden die Sache nicht ſo übel nehmen, daß ſie deßwegen einen Krieg anfangen wollten.

England, der die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen in ſeine Churwürde und in ſeine Lande auf alle Art und Weiſe durchſetzen wollte, als ein Mittel, alle Unruhen beizulegen, — eine Heirath der jüngſten Tochter des Kaiſers mit dem älteſten Sohn des Pfalzgrafen auf die Bahn, der die katholiſche Religion annehmen und am Hofe des Kaiſers ſich aufhalten, indeſſen aber die Länder ſeines Vaters adminiſtriren ſollte. Dagegen wollten die Könige von Spanien und von England bei dem Kaiſer und dem churfürſtlichen Collegio ſich verwenden, daß Bayern als achter Churfürſt dieſe Würde für ſich und für ſeine Erben behalten ſollte; müſſe aber die Anzahl der Churfürſten nothwendig ungerade ſeyn, — den Kaiſer erſuchen, den Landgrafen Ludwig zum neunten zu erheben. Dafür machte England ſich verbindlich, Mannsfeld zu entwaffnen.

Dieſem Schreiben fügte Ferdinand ein eigenhändiges italieniſches Poſtſcript bei, folgenden Inhaltes: „Lieber Don Balthaſar! Ich ſehe, daß in dem lateiniſchen Schreiben ein Hauptgrund ausgelaſſen ward; nämlich, daß wir auf ſolche Weiſe um eine katholiſche Stimme mehr bei der Kaiſerwahl haben, und daß wir ſonach ſicher ſind, es werde die Kaiſerwürde immer bei den Katholiken, und, vernünftiger Weiſe zu erachten, immer bei unſerm Hauſe bleiben. Denn immer wird der Herzog von Bayern aus Dankbarkeit für die Erhöhung zu einer ſo großen Würde, gern mitwirken, die er von einem Kaiſer unſres Hauſes empfing. Ut in litteris.“

So ſonderbar dieſe Vorſchläge waren und ſo viele Schwierigkeiten auf den erſten Anblick denſelben ſich entgegen ſetzten, waren ſie dennoch wichtig genug, in ſo mißlichen Zeitverhältniſſen, wohl bedacht und berathen zu werden; und der Kaiſer ſelbſt, der nichts ſo ſehr als den Frieden liebte, ließ die vorläufigen Verhandlungen ſich gefallen. So wohl er ſelbſt als der König von Spanien und der Churfürſt von Bayern glaubten, die Vorſchläge der engländiſchen Geſandten wegen der Heirath des Pfalzgrafen älteſten Sohnes mit der jüngſten Erzherzogin ſei mit Wiſſen und auf die Bitte des Pfalzgrafen geſchehen; aber nicht wenig wurden ſie entrüſtet, als dieſer ſeinem Schwäher, dem König von England, der dieſen Vorſchlag ihm eröffnete, die hochfahrende und trotzige Antwort gab, die er kaum im höchſten Glücke hätte wagen dürfen, er fordre vor Allem die gänzliche und rechtmäßige Reſtitution ſeiner ihm geraubten Länder, und dann wolle er ſich beſinnen; zur Erziehung ſeines Sohnes am kaiſerlichen Hofe aber werde er ſich nie verſtehen. — Noch empörender, wo möglich, waren ſeine Zuſchriften an die Churfürſten von Mainz und von Sachſen; worin er, wegen des Königreiches Böhmen, den Kaiſer eine ſtreitende Partei und einen Feind nannte, die Schlichtung dieſer Streitigkeit Gott empfiehlt, und nebſt vielen andern Invectiven auch mit unerhörten Ausdrücken über die Wiedereinführung des leidigen Papſtthums klagt, das die bedrängten armen Leute ihres Troſtes und Heiles beraube, weil darin die abgöttiſche Meſſe ge-

halten und dem Antichriſt geſteuert wird; und daß ſogar die churfürſtliche Dignität einem päpſtiſchen Fürſten zu Theil werden ſollte.

So wie aber dieſer Vorſchlag, zerſchlugen ſich auch alle übrigen. Die Heirath des Prinzen von Wallis, der perſönlich zu Madrid angekommen war, mit der ſpaniſchen Infantin, ſcheiterte an der Religion und an Bukinghams inſolentem Betragen; mit dieſem Plan aber verſchwand zugleich die Idee vom achten und neunten Electorate.

Zweifach erbittert, ſowohl über die Vereitlung der Ausſöhnung ſeines Eidams mit dem Kaiſer, als der Heirath mit der Infantin, knüpfte nun König Jacob mit Frankreich an, und ließ ſeinen Sohn ein eheliches Bündniß mit der Tochter Heinrichs IV. ſchließen, dem Öſterreichs Macht immer ein Dorn im Auge geweſen war. Hierauf berief er das engländiſche Parlament zuſammen, und eröffnete ihnen, die Pfalz müſſe auf alle Fälle mit dem Schwerte wieder erobert werden; (denn Spinola hatte bereits dieſelbe bis auf Frankenthal, Mannheim und Heidelberg eingenommen) und wäre es nothwendig, ſo habe er wohl den Muth, in eigener Perſon ſich dahin zu begeben, ob er auch auf Händen und Füßen kriechen müßte. Er wolle ſich mit ihnen nur berathen, ob man den Krieg wider den Herzog von Bayern, oder wider den Kaiſer, oder anderswo führen ſollte. Am Ende ward beſchloſſen, vor der Hand 10,000 Mann Fußvolks und 2000 Reiter mit verhältnißmäßiger Artillerie zu den Generalſtaaten zu ſenden; und durch

ſie mittelbar den Krieg wider den Kaiſer und die noch immer bewaffnete, katholiſche Ligue zu führen. Die Stände bewilligten die nothwendigen Subſidien; und beide Häuſer gingen vergnügt aus einander; worauf zum Zeichen allgemeiner Freude alle Glocken geläutet, und Feuer auf den Gaſſen angezündet wurden.

Es war aber dies nicht die einzige Wolke, die an dem, ſeit einiger Zeit ziemlich ruhigen Friedenshimmel aufſtieg; auch anderwärts bildeten ſich ähnliche Gewitterwolken; und es währte nicht lange, ſo zogen ſie ſich auf die furchtbarſte Weiſe, dauernd über ganz Europa zuſammen. Denn noch immer ſtand Mannsfeld in Frießland bewaffnet, wo ſeine Truppen indeſſen auf ihren Lorbern ruhten, und ihrer Gewohnheit nach das Land ausſaugten und verwüſteten. Dieſer Parteigänger hatte ſich mit Vorwiſſen und auf Geheiß der Holländer und des Prinzen von Oranien (oder wie Pufendorf meint, auch aus eigenem Antrieb), wegen der ſpaniſchen Geſinnungen des Grafen Enno von Oſtfrießland dahin gezogen. Von dieſem forderte nun Mannsfeld 300,000 Thaler oder aber die Übergabe ſeiner feſten Schlöſſer, die er auch bald wegnahm. Vergebens klagten die Landſtände und der Graf Enno bei den Generalſtaaten über Mannsfelds Gewaltthätigkeiten. Endlich ſchlugen ſich die Könige von England und Dänemark ins Mittel; die Holländer ſchoſſen den Landſtänden das Geld zur Befriedigung der Mannsfeldſchen Truppen vor, die hierauf Oſtfrießland verlie-

ßen. Sie waren aber noch nicht abgezogen, als Mannsfeld von dem Könige von Frankreich und den Venetianern in Beſoldung genommen ward, mit ſeinem Heere das Veltlin gegen Öſterreich zu beſchützen.

In dieſem kleinen, aber durch ſeine geographiſche Lage überaus wichtigen, zwiſchen der Schweitz, Tyrol und Italien gelegenen, von Engpäſſen, Bergſchluchten umringten und den drei Bündten angehörigen Thale wären vor nicht langer Zeit grauſame und blutige Auftritte zwiſchen den Katholiken und den Proteſtanten vorgefallen. Die Katholiken, die dieſe Grauſamkeiten verübt hatten, riefen, um ſich vor gerechter Rache zu ſchützen, den ſpaniſchen Vicekönig zu Mailand, Herzog von Feria zu Hilfe; der dieſe erwünſchte Gelegenheit begierig ergriff, das Thal zu beſetzen, und ſolches auch auf alle Weiſe befeſtigte und verſchanzte, und den Bündtnern den Zugang verſchloß. In Graubündten ſelbſt, wo um die nämliche Zeit Mißhandlungen zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken ſich ergeben hatten, deren Urheber und vorzügliche Thäter die Proteſtanten waren, rückte Erzherzog Leopold als Regent des Elſaſſes, Tyrols und der öſterreichiſchen Vorlande ein, dieſe Zwietracht zu dämpfen, die ihm nicht gleichgültig ſeyn konnte. Die mißhandelten Katholiken ſchlugen ſich zu ihm und bemächtigten ſich der vorzüglichſten Orte, bis endlich der Erzherzog die Friedensbedingniſſe dictirte.

Dieſe kriegeriſchen Auftritte weckten den Argwohn der oberitalieniſchen Fürſten und Republiken,

und, was noch mehr war, die Eiferſucht des bisher in ſich ſelbſt zerfallenen und mit innerlichen Kriegen beſchäftigten Frankreichs. Alle ſchrieben der gränzenloſen Herrſchſucht Öſterreichs und Spaniens zu, was doch eine blos zufällige Wirkung religiöſer, oder vielmehr antireligiöſer Fehden geweſen war; glaubten, dieſe beiden Mächte wollten hier den Vereinigungspunct ihrer beiderſeitigen Länder bilden; und es entſpann ſich hieraus ein Krieg, der lange Zeit fortdauerte, bis endlich im Jahr 1627 durch die Vermittlung des Papſtes ein einſtweiliger nothdürftiger Friede zu Stande kam. — In dieſer Abſicht alſo ſandten die Venetianer dem Mannsfeld bedeutende Summen, friſche Werbungen vorzunehmen; Mannsfeld aber, der wenig Luſt hatte, ſich Lorbern im Veltelin oder in Italien zu ſammeln, hatte ſeine Abſicht auf das deutſche Reich gerichtet, wo ſein würdiger Waffenbruder, der Adminiſtrator Chriſtian indeſſen ein großes Heer geſammelt hatte, mit dem er nichts weniger als geſonnen war, in die Luft zu fechten.

Es iſt in der That wunderbar, wie aus einem, urſprünglich ſo leicht zu dämpfenden Aufruhr eine ſo furchtbare Rebellion, aus dieſer aber ein Feuer erwuchs, das die herkuliſchen und troz aller Niederlagen, Entwaffnungen und Verheißungen, ohne Unterlaß rührigen Brandknechte, Mannsfeld, Chriſtian und Bethlen Gabor zu einer Kriegesflamme anſchürten, die endlich ganz Europa ergriff, und deren Erlöſchen

der gerechte und friedfertige Kaiſer Ferdinand nicht mehr erleben ſollte.

Das Heer des Adminiſtrators war auf 16000 Mann herangewachſen, ohne die Truppen, welche die Herzoge von Sachſen Altenburg und Weimar, die Grafen Styrum, von Eiſenburg, Bernhard von Thurn, und Andere ihm zuführten. Er ſtand mit den mißvergnügten Böhmen in genauer Verbindung, und blies, mit ihnen vereint, den Funken der Zwietracht, der noch immer fortglimmte, zur hellen Flamme an. Angetrieben von der Leidenſchaft für die Pfalzgräfin, hatte er nichts Geringeres im Sinne, als mit Mannsfeld und Bethlen Gabor vereint, den geächteten Friederich wieder auf den Thron zu ſetzen; und ſehr ſchwer wäre gewiß der Widerſtand gegen ſie geworden, wäre es ihnen gelungen, ſich gegenſeitig die Hände zu bieten. Doch dieſer giganteske Plan im Kopfe dieſes Abenteurers zerſchellte an Hinderniſſen, auf die er nicht gefaßt war. Das erſte war, daß der Churfürſt von Sachſen dieſem, durch Raub und Plünderung beſoldeten und länderverheerenden Geſindel den Durchzug durch ſeine Lande verſagte; — das zweite, daß Tilly, der bei Zeiten erfuhr, er wolle mit Mannsfeld zuſammenſtoßen, ſchnell aus ſeinen Winterquartieren in der Wetterau mit 20,000 Mann aufbrach, ihn in der Nähe zu begrüßen.

Prahlend zwar hatte der Adminiſtrator dieſem Feldherrn auf ſein Abmahnungsſchreiben geantwortet, er fürchte weder ihn, noch ſeine ganze Armee;

indeſſen hatte er nicht ſobald Nachricht von ſeinem Aufbruch erhalten, als er eilig die Flucht ergriff, und nach dem Unterrhein eilte, wo er auf Mannsfeld zu treffen hoffte. Tilly aber erreichte ihn bei Stadtloo (am 5. Auguſt 1623) und brachte ihm eine ſo gewaltige Niederlage bei, daß er 6000 Mann auf dem Schlachtfelde, 4000 Gefangene, ſammt aller Artillerie und Munition verlor, und ſelbſt abermal kümmerlich mit dem geringen Reſte der Seinigen durch die Flucht entkam. Auf den erbeuteten Fahnen ſprachen ſich Chriſtians Abſichten deutlich aus. Auf der einen, von rother Farbe befand ſich ein Doppeladler mit einer päpſtlichen und einer kaiſerlichen Krone, welche vier Löwen ſich bemühten, dem Adler zu entreißen. Unten ſtanden die Worte: Leo septentrionalis. Auf einer andern ſtand der franzöſiſche Spruch: Tout pour Dieu et pour Elle! wodurch der Adminiſtrator den Allmächtigen mit ſeines Herzens Göttin, der Pfalzgräfin, in Eine Parallele ſetzte; auf einer dritten aber war ſein Lieblingsſpruch angebracht: »Gottes Freund und aller Pfaffen Feind!«

Mannsfeld, welcher von der Stadt Emden eine Summe von 300,000 Thalern erpreßt hatte, wollte, als er erfuhr, das meiſte kaiſerlich-liguiſtiſche Volk ſei nach Ungarn abgezogen, ſeine Schafe in den fetten Stiftern Münſter und Osnabrück weiden laſſen, um dann nach dem Rhein zu ziehen; verlor aber in verſchiedenen kleinen Scharmützeln beinahe ſein ganzes Volk, ließ dann die übrigen ſich zerſtreuen und

begab ſich hierauf mit einigen Befehlshabern nach Holland.

Daß jedoch dieſe beiden furchtbaren Parteigänger nicht vergeblich auf ihren Freund, den Bethlen Gabor gerechnet hatten; und daß ſie, wofern derſelbe zur Zeit ankam, wo ſie ihn erwarteten, der Ausführung ihres Planes ziemlich nahe gekommen wären, bewies die Erſcheinung dieſes Fürſten, der von Jägerndorf und Mathias Thurn begleitet, abermal in Ungarn erſchien, bei Villeck einige kaiſerlichen Garniſonen niederhieb, bis nach Mähren vorrückte, und abermal drohte, den Kaiſer im Herzen von Oeſterreich ſelbſt zu bekriegen. In Eile ſandte der Kaiſer den General Montenegro und den Fürſten Maximilian von Liechtenſtein nach den mähriſchen und ungariſchen Gränzen, die mit einem eben nicht ſehr bedeutenden Heere in große Noth und Gefahr kamen; doch bald durch einen abermaligen Waffenſtillſtand gerettet wurden; der dann durch die kluge Vermittlung des weiſen Cardinals Dietrichſtein in einen Frieden ſich verwandelte; in wiefern man nämlich auf Bethlens Wort ſich verlaſſen konnte; das er immer brach, wenn durch den Bruch etwas für ihn oder die calviniſche Sache zu gewinnen war. Furcht und Ärger hatten ihn diesmal zu einem Waffenſtillſtand bewogen. Er erfuhr, die Pohlen ſeien in Siebenbürgen eingefallen; und zitterte auch vor dem Anzug einer Armee, die, wie es hieß, aus Deutſchland herannahe; überdies aber zürnte er ſeinen Verbündeten, beſonders dem Mannsfeld und dem Adminiſtra-

tor, die er erwartet hatte, und von welchen er noch nicht wußte, daß ſie waren aufgerieben worden.

Herzlich erfreute der Kaiſer ſich nun des abermal anſcheinenden Friedens, denn alle ſeine Länder waren durch lange Leiden erſchöpft; der größte Theil Ungarns war in den Händen der Türken oder der Rebellen; und in den meiſten Provinzen war die Ruhe nur durch die Gewalt hergeſtellt worden. Daher wendete er alle ſeine Gedanken dahin, den Frieden feſter zu begründen, und nicht nur ſeine eigenen Länder, ſondern auch ganz Deutſchland von den ſchweren Kriegeslaſten und Kriegesvölkern zu befreien. Auch knüpfte er um dieſe Zeit wegen der Heirath ſeines älteſten Sohnes Ferdinand, der indeſſen, trotz aller Unruhen (am 8. December 1625) in Ungarn feierlich zum König gekrönt worden, Verhandlungen mit Spanien an; und fuhr in ſeinen Landen mit allem Eifer fort, an der Wiederherſtellung der katholiſchen Religion zu arbeiten. Doch der Friedensengel war nur wie im Fluge vorübergeeilt, und ſeine Spur verſchwand ehe man deſſen ſich verſah. Um jedoch Alles zu thun, was in ſeiner Möglichkeit ſtand, dieſen ſo ſehnlich gewünſchten Frieden dauernd zu feſſeln, ließ der Kaiſer einen Reichsdeputationstag nach Ulm ausſchreiben, wo alle Angelegenheiten, und insbeſondere auch die des geächteten Pfalzgrafen Friederich, ſollten geſchlichtet werden, für den, ſo ſtarrſinnig er auch auf ſeinem Trotz beharrete, dennoch fortwährend Könige und Fürſten bei dem Kaiſer ſich verwendeten.

Unterdeſſen aber berichtete der Churfürſt von Mainz dem Kaiſer die Intriken des Königs von Frankreich, der durch ſeine Miniſter und Geſandte in Deutſchland überall öffentlich und heimlich ausſtreuen laſſe, er werde es nicht dulden, daß Spanien ihn am Rhein und an der Weſel, ſo wie auch in der Pfalz und im Veltlin einſperre. Eben ſo ſchrieb auch der Herzog von Bayern dem Kaiſer und ſeinem Miniſter am ſpaniſchen Hofe, dem Grafen Khevenhiller, Schweden und Dänemark rüſteten ſich zum Kriege; Frankreich ſei entſchloſſen, in das Elſaß zu dringen, und durch die öſterreichiſchen Vorlande in die Pfalz einzufallen; der Herzog von Angoulème ſtehe in dieſer Abſicht an der Spitze einer Armee von 20,000 Mann zu Pferd', und zu Fuße, nebſt einer bedeutenden Artillerie. Auch wiſſe er gewiß, daß die neue Union und die mitintereſſirten Könige und Potentaten derſelben beſchloſſen hätten, den geächteten Pfalzgrafen nicht nur in die Pfalz, ſondern auch in Böhmen wieder einzuſetzen; Oeſterreich und Spanien zu Grunde zu richten; und daß ſie auch ſich bemühten, den Bethlen Gabor dahin zu vermögen, ſeine ganze Macht gegen Oeſterreich aufzubieten, und ihm dafür die Markgrafſchaft Mähren zur Belohnung verſprochen hätten.

Der Erfolg zeigte, daß dies nicht leere Drohungen waren. Die beiden, vor Kurzem abermal geſchlagenen und zerſtreuten Parteigänger Mannsfeld und der Adminiſtrator erſchienen neuerdings an der Spitze neu-

geworbener Heere. Letzterer ward zum General über die franzöſiſche Cavallerie geſetzt; Mannsfeld aber erſchien mit ſeinem Volke, das in England war geworben worden, auf mehr als 300 Schiffen mit Proviſion und Kriegsmunition zu Vließingen in Seeland, wo er mit Trommelſchlag und Losbrennung der Kanonen empfangen wurde. Der Adminiſtrator führte ebenfalls ſein Volk auf hundert holländiſchen Schiffen ab. Doch überall ſpielte das Kriegsglück mit dem Muthe dieſer unberufenen Helden. Mannsfelden geſchah durch die klugen Vorkehrungen der kaiſerlichen und ſpaniſchen Befehlshaber in den Niederlanden ſo wie nicht minder durch anſteckende Krankheiten, die unter ſeinem Volke einriſſen, bedeutender Abbruch; der Adminiſtrator aber verlor beinahe alle Pferde und Munition durch einen der wüthendſten Stürme, der ſich auf der See erhob; eine andere bedeutende Anzahl ſeiner Truppen ging ebenfalls durch Krankheiten zu Grunde. Kurz hierauf ſtarb König Jakob I., ehe noch entſchieden war, wozu dieſe Truppen ſollten verwendet werden.

Es rüſtete ſich aber auch der niederſächſiſche Kreis mit aller Macht und in größter Eile. Allenthalben wurden Truppen geworben; Magazine angelegt und angefüllt. Tilly, den die Nachſetzung des Adminiſtrators in dieſen Kreis gezogen hatte, fragte im Namen des Kaiſers um die Urſache dieſer ſo ungewöhnlichen Kriegsrüſtungen an; da doch Niemand wäre beleidigt wor-

den, und auch gegen Niemand ein Krieg erklärt ſei; ihre eigenen außerordentlichen Vorbereitungen aber nicht blos auf eine Defenſion, ſondern auf einen offenſiven Krieg deuteten. Er erhielt zur Antwort, die Rüſtungen der Stände hätten blos zur Abſicht, den Kreis gegen andringende Feinde zu vertheidigen. Tilly machte ihnen die dringendſten Vorſtellungen und ſchloß ſein Schreiben an die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes mit der Ermahnung, ihr geworbenes Volk abzudanken, und auch den König von Dänemark hierzu zu ſtimmen; erbot ſich, ſobald ſie das gethan hätten, den Kreis alsbald mit ſeinem Kriegesvolke zu räumen; widrigenfalls aber rufe er Gott zum Zeugen, daß er an den Bedrängniſſen, an dem Verderben und Weheklagen der armen Leute, an den großen Ungelegenheiten und Empörungen nicht Schuld habe, die der Krieg nach ſich ziehe. Dagegen wolle er Land' und Leuten, die ſich gegen die kaiſerliche Majeſtät devot, den Mandaten und Erinnerungen derſelben gemäß verhalten und der Unruhigen ſich nicht annehmen würden, nach ſeiner beſten Möglichkeit Schutz verſchaffen und ſie von allem Ungemach retten helfen.

Während in dieſer Sache viel hin- und hergeſchrieben, abgemahnt und remonſtrirt wurde, hatte der niederſächſiſche Kreis ſich einen Oberfeldherrn erwählt. Ihre Wahl hatte zwiſchen dem König Guſtav Adolph von Schweden und dem Könige Chriſtian von Dänemark geſchwankt; und beide Könige hatten ſich um die Ehre beworben, Be-

ſchützer des niederſächſiſchen Kreiſes zu ſeyn, das heißt, das gegen ſich ſelbſt feindſelig geſtimmte Deutſchland vollends zu verheeren und den friedfertigen Kaiſer mit Krieg zu überziehen. Für Guſtav Adolph ſprach ſeine ſiegreiche Tapferkeit, die er im Kriege gegen Pohlen mehr denn zur Genüge bewieſen hatte; für den König von Dänemark aber, daß er ſelbſt, als Fürſt von Holſtein zu dem niederſächſiſchen Kreiſe gehörte; welchen Grund das engliſche Kabinet vorzüglich geltend machte; das eigentlich, weil es das Geld zu dieſem Kriege herſchoß, hier eine entſcheidende Stimme hatte, und das für dieſen König entſchied, weil ſeine Forderungen weit gemäßigter und beſcheidener waren als die des Schwedenkönigs. Um aber den Kaiſer einzuſichern, ſchrieben ſie auf ſeine eigenen väterlichen Abmahnungen wiederholt, »es ſei von ihnen Niemand offendirt worden; und der Römiſch Kaiſerlichen Majeſtät ihres allergnädigſten Herrn hohe Reputation ſei bei ihnen im allwege sancta, salva et inviolabilis, und würde vor wie nach reſpectirt werden. Sie wollten auch unter allem dem, was zu des Kreiſes Nothdurft, Verwahrung und Unſchuld bereits angeführt werden müſſen, nicht das Allergeringſte gemeint haben, ſo zu Deroſelben Präjudiz gereichen könnte. Sie achteten es aber nicht thunlich, daß der König von Dänemark, als Kriegesoberſter, die Waffen niederlegen, dem Tilly aber dagegen trauen ſollte, daß er den Kreis hernach wohl räumen, der reformirten Erz- und

Stifter ſich nicht impatroniren, viel weniger in den Kreis wieder einrücken würde.«

Der König von Dänemark ſelbſt antwortete dem Grafen Tilly folgender Weiſe: »Er wäre nebſt dem ganzen ſächſiſchen Kreiſe nicht anders geſinnt als der Kaiſerlichen Majeſtät freund- oheimliche und reſpective unterthänigſte Bezeigung und guten Willen zu unterhalten; und wie er zu dem werthen Frieden wohl geneigt, auch den ganzen niederſächſiſchen Kreis dazu inclinirt wiſſe, ſo möchte er doch wünſchen, daß die Läufte es alſo mit ſich brächten, daß er ohne Krieg des Friedens genießen, und in der chriſtlichen Religion wie ſeine Vorfahren ſein Leben beſchließen möchte. Weilen aber er und der niederſächſiſche Kreis nun eine geraume Zeit her, allerhand Kriegs-Armaden nicht allein verſpürt, ſondern auch deſſen unleidliche Preſſuren empfunden, hätten ſie nicht anders gekönnt, denn vermöge der Reichs- und Kreis-Ordnung ſich zuſammenzuthun und auf ein Defenſionswerk zu ſchließen, geſtalt ſolches Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät gebührlich eröffnet worden. Sonſten wäre aus ſeinem, des Tilly, Schreiben abzunehmen, daß er von etlichen Sachen gar übel berichtet.«

Während dieſer ſchriftlichen Verſicherungen aber der tiefen Ehrfurcht und Unterthänigkeit gegen die kaiſerliche Majeſtät, ſetzten ſie ihre Truppenwerbungen gegen Dieſelbe ohne Unterlaß fort. Der König von Dänemark ſelbſt hatte bereits eine Armee von 60,000 Mann auf den Beinen. Wegen

Subſidiengeldern unterhandelten ſie mit Venedig, mit Holland und England, die denn auch nicht ſäumten, zu dieſem verderblichen Kriege ſie reichlich zu unterſtützen. Hierauf ward Rath gehalten, wie ſie den Krieg ſelbſt anfangen ſollten. Darüber gab es nun verſchiedene Meinungen. Die aus Böhmen, Mähren, Schleſien und den öſterreichiſchen Provinzen Entflohenen ſtimmten dahin, »man ſollte ſtracks auf Schleſien und Böhmen zugehen; ſintemal Fürſten und Stände ſowohl als das gemeine Volk wegen der Religion dermaßen disguſtirt ſeien, daß ſie einhellig die Waffen ergreifen, die Kaiſerlichen verjagen, und den Pfalzgrafen wieder einſetzen würden; wozu die ungariſchen Stände treulich helfen, Bethlen Gabor nicht feiern und der Türk auch das Seinige thun würde.« — Mannsfeld und Diejenigen, die mit ihm aus England gekommen waren, hielten für die Richtſchnur der Unternehmung die Weiſung und Meinung ihres Herrn, des Königs Jacob: »des Pfalzgrafen Patrimonium vor Allem wieder zu reſtituiren, damit er nur wieder einen Fuß ins Reich ſetzen, den Schaden facilitiren, und wenn alsdann die Gelegenheit Mittel eröffnete, Böhmen ſelbſt wieder erobern könnte; — und dann hätten ſie ſich vorgenommen, einen oder zween Poſten am Rhein zu faſſen.« — Die dritte Meinung war, »daß man ſich weder mit weiten Wegen und Entrepriſen, als in Böhmen und Schleſien, noch mit Einnehmung ſtarker und feſter Plätze embaraſſiren, womit man Zeit, Volk, Geld und Bereit-

ſchaft verliert, ſondern ſtark auf des Tilly untergebene Armada losgehen ſollte; denn wenn dieſe zertrennt und geſchlagen, ſo könnten ſie alsdann den Kopf hinſtecken wo ſie wollten.«

Schiller, der als eifriger Proteſtant dieſen ſogenannten Religions= eigentlich Rebellionskrieg ſo gut verficht als es nur immer möglich iſt eine ſchlimme Sache gut zu verfechten, konnte es dennoch nicht über ſein ehrliebendes Gemüth bringen, dieſe meineidige Lüge ſelbſt zu geſtehen. »Nach Wien, ſpricht er, berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Abſicht habe, den Kreis zu vertheidigen, und die Ruhe in dieſen Gegenden zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, ſelbſt mit Frankreich, die außerordentlichen Anſtrengungen des Kreiſes und die furchtbaren Armeen, welche man aufſtellte, ſchien etwas mehr als bloße Vertheidigung, ſchienen die gänzliche Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaiſers zum Endzweck zu haben. Nachdem der Kaiſer Unterhandlungen, Drohungen, Befehle fruchtlos erſchöpft hatte, fingen die Feindſeligkeiten an.«

Der zu mächtig gewordene Kaiſer indeſſen, der von dieſer verrätheriſchen Felonie weit genauer unterrichtet war als die gleiſenden Kreisfürſten vermutheten, empfahl ſeine gerechte Sache dem Allmächtigen, und hielt mit ſeinen Getreuen Rath über die Mittel, dieſer furchtbaren, wider ihn gerüſteten Armee, die ſich weit über 100,000 Strei=

ter belief, wenigſtens 20,000 Mann entgegen zu ſtellen. Aber auch dazu zeigte ſich keine Möglichkeit; denn die Länder waren durch ſo viele innerlichen und ausländiſchen Kriege zü ſehr verarmt, und überdieß durfte man ihnen nicht trauen; die Kammergefälle aber waren erſchöpft; allenthalben zeigte ſich in den ſonſt ſo reichen Ländern bitterer Mangel. Nirgend wollten ſich Hilfsquellen eröffnen, die unermeßlichen Koſten einer Zurüſtung zu erſchwingen, wie ein ſolcher Krieg ſie erforderte, wenn er mit Nachdruck ſollte geführt werden.

In dieſer peinlichen Verlegenheit ſchlug Einer der trefflichſten kaiſerlichen Kriegesoberſten dem Kaiſer vor, ein mächtiges Kriegesheer von 50,000 Mann zu Roß und zu Fuße ins Feld zu ſtellen. Dies war Graf Albrecht von **Wallenſtein**, ein damals ſchon ausgezeichneter Kriegesmann, der von Jugend auf in den Feldzügen gegen die Türken, die Venetianer, die rebelliſchen Ungarn und gegen Bethlen Gabor gedient, in der Schlacht am weißen Berge als Oberſter eines Regimentes ritterlich gefochten, und ſpäterhin als General die Ungarn in Mähren geſchlagen hatte. Er ſelbſt war in Böhmen ziemlich reich begütert und von alt-adeliger Familie *).

*) Dieſer welthiſtoriſche Mann, bekanntlich Schillers Ideal, war dem uralten Hauſe **Waldſtein** auch **Wallenſtein** genannt, entſproſſen, das ſeinem König Ottokar ſchon im J. 1278 vier und zwanzig mannhafte Ritter ſtellte. Albrecht **Wallenſtein**, von welchem hier die Re-

Die kaiſerlichen Miniſter aber hielten ſeinen Vorſchlag für einen abenteuerlichen Gedanken, und fragten ihn, woher man 50,000 Mann aufbringen ſollte, da es an der Möglichkeit gebräche, ſogar 20,000 zu werben? — Wallenſtein löste dies Räthſel ſehr einfach und antwortete, mit 20,000 Mann ſei es unmöglich, die Länder, wohin man kommen werde, in Contribution zu ſetzen; wohl aber vermöge er dies mit fünfzig Tauſenden. — Auf dieſe einleuchtende Antwort ward mit ihm abgeſchloſſen, vorerſt 20,000 und dann die Übrigen zu werben. Auch wurden ihm

---

de iſt, ward am 14. September 1583 zu Prag geboren. In ſeiner früheſten Kindheit diente er als Edelknabe am Hof des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, hierauf aber bei Carl, Markgrafen von Burgau, dem zweitgebornen Sohne des Erzherzogs; kam dann 1594 auf die hohe Schule zu Altdorf, wo er wegen der Folgen ſeines finſtern und empörenden Stolzes (dem Grundzuge ſeines Charakters) das Consilium abeundi bekam. Hierauf folgte er dem Generallieutenant, Grafen Carl von Mannsfeld, nach Ungarn zur Belagerung Grans, woſelbſt der zwölfjährige Albrecht eine Compagnie als Hauptmann befehligte, und durch ſo glänzende Waffenthaten ſich auszeichnete, daß er die älteſten Officiere beſchämte. Im folgenden Jahre machte er weite Reiſen durch England, Schottland, Frankreich und Italien, wo er ſeine Kenntniſſe ungemein bereicherte. Zu Padua hielt er ſich am längſten auf, und ſtudierte dort unter den berühmteſten Meiſtern, Politik, Sternkunde, ganz beſonders aber Aſtrologie, das damalige Lieblingsſtudium großer Herren, das er auch bis an ſein unglückliches Ende mit größter Leidenſchaft

einige Muſter- und Sammelplätze in Böhmen eingeräumt, aus welchen er zum Theil, — größtentheils jedoch aus ſeinem eigenen und ſeiner Freunde Vermögen, — die Koſten aufbrachte, dieſes Heer zu werben und auszurüſten. Er war der Erſte, der die Kunſt erſann, den Krieg ohne Raubzüge und ohne Beraubung der kriegführenden Macht ſelbſt, blos durch Brandſchatzungen und Contributionen der feindlichen Länder zu führen; und ſich und die Seinigen dabei ſogar zu bereichern. Dieſes großen Dienſtes, ſo wie nicht minder anderer früherer Verdienſte we-

---

betrieb. Er kehrte mit einem Aſtrologen nach Prag zurück, heirathete dort nach einiger Zeit eine reiche Witwe, die nach vier Jahren ihm großen Reichthum hinterließ. In dem Kriege Ferdinands II. mit Venedig warb Wallenſtein auf eigene Koſten ſieben Fahnen deutſchen Fußvolkes, ſchlug die Venetianer zweimal, warf Lebensmittel und Mannſchaft in das ſchwer geängſtete und bedrängte Gradiska, und vermählte ſich nach dem Frieden mit der Republik zum zweiten Male mit einer Tochter des Grafen Carl von Harrach; bei welcher Gelegenheit Ferdinand ihn in den Grafenſtand erhob. Auch bei der mähriſchen Rebellion leiſtete er dem Kaiſer große Dienſte; er ſammelte die treu gebliebenen Streiter und warb auf eigene Unkoſten noch ein Regiment Wallonen, mit welchem er im Jahr 1619 zu Bouquoi ſtieß, und während dieſer Feldherr den rückkehrenden Böhmen nachſetzte, Bethlen Gabors Heer verfolgte. Seine andern Waffenthaten am weißen Berge von Prag wurden bereits berührt; ſein übriges Leben folgt im Verlauf dieſer Geſchichte.

gen, und auch um ihn mit um ſo größerem Anſehen zu ſchmücken, erhob der Kaiſer ihn in den Fürſtenſtand, und gab ihm den Titel eines Herzogs von Friedland. Hierauf warb er in kurzer Zeit ſein Heer und ertheilte über hundert Patente, durch die er die Oberſten und andere Officiere dabei anſtellte.

Es war aber auch Tilly indeſſen keineswegs müßig geweſen. Nachdem dieſer ſo edle als tapfere Feldherr den Krieg umſonſt mit der Feder geführt, und den niederſächſiſchen Kreis wiederholt, und immer vergeblich von ihrer Feindſeligkeit abgemahnt hatte, griff er endlich zum Schwerte und zog mit der kaiſerlichen und liguiſtiſchen Armee nach dem Weſerſtrom, der Päſſe bei Hörter zu ſeinem Vortheil ſich zu bemächtigen. Wer Tilly nur aus Schillers Beſchreibungen kennt, hat ſehr unrichtige Begriffe von ihm. Seine Miſſive und Vorſtellungen an die, wider den Kaiſer gerüſteten Fürſten und Stände zeigen vielmehr einen ſehr edlen, beſonnenen, theilnehmenden und menſchenfreundlichen Charakter. Als ſolchen ſchildert ihn auch ſein Zeitgenoſſe, der gelehrte und ſinnreiche, durch ſeine claſſiſchen Poeſien berühmte Jacob Balde; und Kaiſer Ferdinand, der ihn genau kannte, ſpricht ſelbſt in einem Schreiben an die niederſächſiſchen Stände von ihm »ſeine beſondere Discretion und ſein friedliebendes Gemüth ſei faſt aller Welt bekannt.«

Obwohl alſo im Vortheil, ſchrieb Tilly dennoch den niederſächſiſchen Fürſten und Ständen noch einmal, und zwar ſehr beweglich zu, ſie vor dem Jam-

mer eines verheerenden Krieges und vor der bitterſten Reue zu warnen; wofern ſie in ihrer Obſtination fortführen; und als ſie auch nun ihre immer furchtbareren Rüſtungen unter allerlei nichtigen Vorwänden rechtfertigten, keiner vernünftigen und wohlgemeinten Vorſtellung nachgaben, und fortwährend in ihrem Trotz gegen den Kaiſer verharrten, rückte er ernſtlich vorwärts, ſchlug die Dänen bei Stolzenau ſo tapfer, daß der Kern ihrer Armee theils auf dem Schlachtfelde blieb, theils gefangen ward; und nahm nach einander Jorona, Labenſtein, Koppenburg, Stottenburg, Stößingen, Krienau, Kallenburg, und viele andere Orte; ſo daß ſein Name Schrecken verbreitete; der Muth ſeines Heeres durch dieſen ſo glänzenden Anfang mächtig gekräftiget ward, und der König einen Landtag hielt, neuen Succurs zu erhalten.

Indeſſen war auch Wallenſtein mit 30,000 Mann ins Feld gerückt; und hatte ſeinen Marſch gegen die Elbe hin genommen. Nun begann ſowohl dem König Chriſtian von Dänemark als den Fürſten und Ständen des Kreiſes der Muth zu ſinken; ſie verſammelten ſich und machten Friedensvorſchläge. Aber wie früher Tilly, antwortete auch Wallenſtein auf ihre Zuſchriften, ſie ſollten vor Allem ihr Kriegesvolk entlaſſen, und dasſelbe weder dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig, noch dem Mannsfeld überlaſſen, ſondern gänzlich aus dem Reiche ſchaffen, ihre ferneren Werbungen einſtellen, nichts wider die kaiſerliche Majeſtät vornehmen, und dem Kaiſer ſo wie auch

den betreffenden Churfürſten und Ständen die Unkoſten erſetzen, die dieſe Kriegespräparationen ihnen verurſacht hätten. Wie aber gegen den Kaiſer und Tilly, rechtfertigten ſie auch ihre Kriegesrüſtungen gegen Wallenſtein; antworteten, es ſei nie ihre Abſicht geweſen, etwas Feindſeliges gegen die Kaiſerliche Majeſtät vorzunehmen; ſie hätten es auch noch nicht im Sinne; und wofern die beiden kaiſerlichen Feldherren mit ihren Kriegesarmaden aus dem Kreiſe zögen, wollten auch ſie ihr Volk entlaſſen. Als nun nach vielmaligem, vergeblichem Hin- und Herſchreiben auch Wallenſtein ſah, daß auf gütlichem Wege nichts mit ihnen auszurichten war, rückte er in die Stifter Halberſtadt, Magdeburg und Halle ein und beſetzte die Städte und Gebiete derſelben.

Sein kluges Benehmen gewann ihm allenthalben ſo hohe Achtung, daß dieſe Gegenden erklärten, ſie wollten in beſtändiger kaiſerlicher Devotion verbleiben. Denn er hielt, beſonders im Anfang ſeines Obergeneralats, treffliche Mannszucht; ſo daß die Länder, zu ihrem freudigen Erſtaunen, nicht verwüſtet, die Leute nicht von Haus und Hof vertrieben, ſondern die Felder beſtellt, die Ernten eingebracht wurden, und Soldaten und Bauern zuſammen lebten; da hingegen die frühern Feldherren, die gleich in den erſten Tagen die Länder verheerten, ſich ſelbſt die Mittel zum Kriege benommen hatten. Alle kriegführenden Mächte nahmen bald dieſe Art und Weiſe Krieg zu führen von Wallenſtein an, wodurch es ihm nicht nur nie an Mitteln fehlte, ſeine Truppen ge-

hörig verpflegen zu laſſen, ſondern er auch in den Stand geſetzt ward, je mehr Legionen er führte, um ſo größere Contributionen zu erheben; von welchen er neue Streiter werben, bewaffnen und erhalten, die Artillerie und andere Kriegsbedürfniſſe beſtreiten, und verdiente Officiere mit fürſtlicher Munificenz belohnen konnte. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Wallenſtein während dieſes Krieges nicht nur zu großen Ehren, ſondern auch zu großem Reichthum gelangte; das Mährchen aber, dem auch Schiller geneigt iſt, Glauben beizumeſſen, der Herzog von Friedland habe während ſeines ſiebenjährigen Commando 60,000 ſage nicht ſechs, noch auch ſechshundert oder ſechstauſend, ſondern ſechzig tauſend Millionen Thaler aus der Einen Hälfte Deutſchlands erhoben, ward vor wenig Jahren von einem verdienten Schriftſteller nach ſeinem Werthe gewürdigt *).

König Chriſtian ſah augenblicklich die ganze Gefahr, in welche der ſcharfſinnige Wallenſtein ihn dadurch brachte, daß er bei Deſſau an beiden Ufern der Elbe Poſten faßte; da er nun, zwiſchen zwei großen feindlichen Heeren, im Rücken konnte angefallen und ſogar von ſeinen eigenen Ländern abgeſchnitten werden. Sogleich muſterte er ſeine ganze Armee, ließ ſeinen Sohn, den jungen Prinzen Chriſtian

*) Khevenhiller ſpricht von 60, Hormayr von 600 Millionen, die Wahrheit mag wohl zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen.

ſchwören, im Falle er etwa im Treffen bleiben ſollte, den angefangenen Krieg fortzuſetzen, und ſchrieb eilig an Mannsfeld, den er bis dahin nie hatte anerkennen wollen, ſich mit ihm zu vereinigen. Mannsfeld, hierüber hoch erfreut, brach ſogleich aus dem Stifte Lübeck und der Gegend um Lauenburg, wo er bis dahin ſich meiſt unthätig aufgehalten, mit ſeinen Truppen auf, wagte es, Wallenſteins furchtbarer Macht bei Deſſau ſich allein entgegen zu ſtellen, und wollte ſogleich der Brücke und Schanze bei der Elbe als eines trefflichen Poſtens ſich bemächtigen. Da er jedoch kräftigen Widerſtand von den Kaiſerlichen fand, beſandte er alsbald ſeinen Freund und Waffenbruder, den Adminiſtrator Chriſtian; der auch nicht ſäumte, mit ſeinem ſtattlichen Armeecorps ihm zu Hilfe zu kommen; und beide vereint fingen nun ernſtlich an, die Elbſchanze zu belagern und zu beſchießen. Doch der kaiſerliche General Altringer that ihnen tapfern Widerſtand, vertrieb ſie einige Male mit bedeutendem Verluſt und brachte ihre Reiterei in völlige Unordnung. Wallenſtein aber ſchlug ſie hierauf, beinahe ohne allen eigenen Verluſt, erlegte den bei weitem größten Theil ihres Fußvolkes und bekam ihre Artillerie, 34 Fahnen und 3000 Gefangene in ſeine Gewalt, worunter viele edle Officiere.

Nach dieſer Niederlage bei Deſſau, ſammelte Mannsfeld ſeine zerſtreuten Truppen ſo gut er konnte, zog noch einiges ſchottiſches Volk an ſich, das von Hamburg anlangte, ſo wie einige Compagnien,

die der König Chriſtian ihm ſandte; zu welchem Armeecorps noch 5000 Mann däniſches Volk ſtießen, die der Herzog Ernſt von Weimar ihm zuführte. Dieſe beiden Parteigänger hatten den Plan, zu einer beſtimmten Zeit mit Bethlen Gabor, der ſich indeſſen ebenfalls ſtark gerüſtet hatte, ſich zu vereinigen und gegen Öſterreich zu operiren; in welcher Abſicht ſie denn auch ihr Kriegsvolk auf vierzehn Tage mit Lebensmitteln verſehen und in möglichſter Eile fortmarſchieren ließen. Doch Wallenſtein folgte ihnen auf dem Fuße nach; und als er ſah, daß ſie nach Mähren und Schleſien ſich wendeten, ſandte er ihnen alsbald einige Regimenter zu Pferde durch die Lauſitz über Schleſien nach, um ihnen zuvorzukommen. Von ſeinem übrigen Heere überließ er dem Grafen Tilly 7000 Mann, und ſetzte ihnen dann ſelbſt mit ſeiner Hauptarmee, die aus 30,000 Mann Reiterei und Fußvolks beſtand, in aller Eile nach. Der kaiſerliche Oberſt Pechmann, der mit einem ſtarken Corps dem Mannsfeld immer im Rücken war, erlegte ihm täglich 50, bis 60 Mann, ſo daß ſie ſich genöthigt ſahen, in geſchloſſenem Phalanx zu marſchieren. Doch hatte Mannsfeld dieſen Verluſt in Mähren und Ungarn bald wieder erſetzt. Der Herzog Ernſt von Weimar zog eine ziemliche Strecke mit ihm; trennte ſich jedoch hernach und kehrte nach Schleſien zurück, wo er durch Raub und Plünderung großen Schaden anrichtete, ſeine Armee ebenfalls in Kurzem verſtärkte, und die Kaiſerlichen, ob auch ſolche in weit größerer Anzahl waren, öfters und

zwar einmal ſo tapfer ſchlug, daß ſie 1300 Mann in Einem Treffen verloren.

Schwer war dem König Chriſtian und den niederſächſiſchen Fürſten Mannsfelds Niederlage bei Deſſau gefallen; aber größer als ihr Leid war ihre Freude, daß er und Ernſt von Weimar durch ihren Rückzug die kaiſerliche Armee aus dem Kreiſe zogen; denn dadurch gewannen ſie Luft, Muth und Zeit. Auch ſäumte der König von Dänemark nicht, alſogleich um ſich zu greifen, und nahm zwei Magdeburgiſche Ämter, die Veſten Schloen im Braunſchweigiſchen und Steuerwald im Churfürſtenthum Köln, wo er ſtattliche Vorräthe fand. Indeſſen aber hatte Tilly Minden erobert und warf ſich nun vor Göttingen, das er ebenfalls durch eine ſtarke Belagerung angriff. Aber die ſtarke däniſche Beſatzung that ihm durch unaufhörliche Schüſſe aus dem groben Geſchütz und durch ihre Ausfälle nicht geringen Schaden. Auch ſuchte der König, dem Alles daran gelegen war, dieſe feſte Stadt zu erhalten, dieſen Feldherrn zu divertiren; was ihm jedoch nicht gelang; wiewohl Tilly ſechs ganze Wochen vor Göttingen lag; bis er endlich Ernſt brauchte und ſolche (am 9. Auguſt 1626) furchtbar beſchießen, hierauf aber Brücken ſchlagen und Sturmleitern anlegen ließ. Nun fing die Beſatzung an zu capituliren; und nur mit großer Mühe konnte Tilly ſeine Soldaten von dem Sturm zurückhalten. Da jedoch der edle Feldherr fürchtete, bei dieſem Sturm Manchen ſeiner Tapfern ohne Noth zu verlieren, ging er einen Accord ein, und geſtattete

den Dänen, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, brennenden Lunten, und mit Sack und Pack nach Kriegesgebrauch abzuziehen.

Hierauf zog Tilly nach Nordheim, um auch Herr dieſer Feſtung zu werden, und alſo die wichtigſten und feſteſten Puncte des Kreiſes zu beſetzen, dieſen Krieg, wo möglich in Einem Feldzuge zu beendigen. Der König aber, der Kundſchaft davon bekam, brach alsbald mit ſeinem ganzen Heere auf, dieſer Stadt zu Hilfe zu kommen, und traf am 15. Auguſt bei Tagesanbruch mit dem Tillyſchen Heere zugleich bei Nordheim ein. Beide Armeen kamen einander ſo nahe, daß die Reiterei bereits ein Gefecht eröffnete. Nur ein kleiner Fluß trennte die Heere von einander. Da indeſſen die Tillyſchen Soldaten noch nicht in Schlachtordnung aufgeſtellt waren, auch Tilly ſelbſt nicht zugegen war, ſondern Krankheitwegen noch in Göttingen ſich aufhielt, commandirte er ſeine Armee zurück, und ließ ſie in der Gegend dieſer Stadt feſten Poſten faſſen.

Der König, der eine entſcheidende Schlacht mit Tilly, deſſen großes Feldherrntalent er fürchtete, eben ſo gern vermied, als gierig Tilly dieſelbe ſuchte, ließ den Rückzug ungeſtört geſchehen; verſah Nordheim mit Proviant und Munition, und rückte dann in das Churmainziſche Eichsfeld bis nach Duderſtadt, von wo er den Fuß nach Thüringen zu ſetzen und dann in die Länder und Stifter der Liguiſten einzufallen gedachte. Tilly aber war nicht ſobald wieder=

hergeſtellt, als er die Wallenſteiniſchen Regimenter an ſich zog, mit allem Kriegsvolk aufbrach und durch Eilmärſche dem König den Vorſprung abgewann. Als nun Chriſtian ſein Vorhaben vereitelt ſah und wahrnahm, daß Tilly ihm bedeutend an Mannſchaft überlegen war, wendete er, einer Schlacht auszuweichen, ſich wieder nach dem Braunſchweigiſchen über das Gebirge zurück und zog ſich gegen Lutter und Wolfenbüttel. Tilly ſäumte nicht, ihn einzuholen, und ſchon waren ſie einander ſo nahe, daß es drei Tage hindurch Scharmützel zwiſchen den Vorpoſten beider Heere abſetzte.

Da nun der König, in die Enge getrieben, nicht weiter fortkommen konnte, ohne ſich zu ſchlagen, ſtellte er ſich bei dem braunſchweigiſchen Dorfe Lutter, das Amthaus am Bernerberge genannt, in Schlachtordnung; wo dann am 27. Auguſt beide Armeen einander anfielen. Die Dänen eröffneten die Schlacht mit ſo großer Tapferkeit und fochten mit ſo unerſchütterlichem Muthe, daß Anfangs der Sieg des Tillyſchen Heeres ſehr im Zweifel ſtand; da eine große Anzahl ſeiner Reiter und Fußknechte ſo wie auch nicht wenige ſeiner tapferſten Officiere in dieſem mörderiſchen Treffen fielen. Durch Tillys treffliche Anordnungen ward zwar der Feind einige Male zurück gedrängt; aber dreimal führte der König ſein Volk mit ausgezeichneter Tapferkeit ſelbſt ins Treffen zurück, bis endlich Tillys Löwenheere die däniſchen Phalanxe im Sturm durchbrachen, zertrennten, in die Flucht ſchlugen und den glänzendſten Sieg erfoch-

ten. Vier tauſend Dänen lagen todt auf der Wahlſtatt; die ganze Artillerie fiel in die Hände des Siegers. Dreißig Fahnen Fußvolks, die in das Amthaus Lutter ſich warfen, und welchen aller Rückweg abgeſchnitten war, mußten auf Gnade und Ungnade ſich ergeben. Mit genauer Noth war der König ſelbſt mit dem größten Theile ſeiner Cavallerie der Gefangenſchaft entkommen. Er flüchtete ſich nach Wolfenbüttel. Vieles, doch ſeinen Muth hatte er nicht verloren. Eilig muſterte er dort ſeine noch übrigen Truppen, warb neues Volk, und ſandte nach Holland und England um Hilfe und Truppen, die ihn in den Stand ſetzten, den Krieg weiter fortzuführen.

Groß war der Verluſt dieſer Schlacht für die proteſtantiſche Sache; dennoch war er nicht der einzige; denn ſie verloren noch im nämlichen Jahre drei ihrer tapferſten Helden. Mannsfeld, von Wallenſtein gleich einem flüchtigen Räuber verfolgt, war endlich nach Siebenbürgen gekommen, wo er willkommene Aufnahme von Bethlen Gabor hoffte. Doch dieſer Fürſt, der im Vertrauen auf den Beiſtand der verbündeten Proteſtanten den Frieden mit dem Kaiſer abermal gebrochen und zum Kriege ſich gerüſtet hatte, ſah ihn mit ſcheelen Augen an, da er ſtatt Geldes, das er von Venedig und England erwartet hatte, eine Macht von 30,000 Mann feindlicher Truppen ihm ins Land brachte. Stolz wies er ihn wie einen überläſtigen Bettler zurück und verwies ihn an Venedig. Und da Räuber immer arm bleiben, ſah auch Mannsfeld, der ſo viele Landſchaften ge-

plündert, ſo viele Städte gebrandſchatzt, ſo ungeheure Summen erpreßt hatte, ſich nun genöthigt, ſein Geſchütz und Heergeräthe zu verkaufen, das Reiſegeld für ſich und ſein weniges Gefolge zu erſchwingen. Als er durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zog, übereilte ihn unweit Zara der Tod. Kurz vor ihm war ſein treuer Freund und Bundesgenoſſe, der Herzog Chriſtian von Braunſchweig und Adminiſtrator von Halberſtadt geſtorben. Beiden folgte bald der Herzog Ernſt von Weimar, den nur der Tod von der Reichsacht befreite, mit welcher der Kaiſer ihn bedroht hatte; der nun durch ein beſonderes Gericht der göttlichen Vorſehung von dreien ſeiner Hauptfeinde erledigt war, die ihm und ſeinen Ländern den Untergang geſchworen hatten, und dagegen ſelbſt in ihren beſten männlichen Jahren durch einen unrühmlichen Tod hinweggerafft wurden.

Um dieſe Zeit neigte ſich auch der Bauernkrieg in Oberöſterreich zu ſeinem Ende. Wir haben ſchon früher geſehen, welchen kräftigen Widerſtand dieſe bewaffneten Bauern den bayriſchen Truppen gethan; und noch hatten ſie bis zur Stunde die Waffen nicht nur nicht abgelegt, ſondern einen ſchweren häuslichen Krieg geführt, und unter ihrem Oberfeldherrn Stephan Fadinger zu ſechszehn Tauſenden, zwanzig Tauſenden, ja, was kaum glaublich bedünkt, bei der Belagerung von Linz zu achtzig Tauſenden ſich bewaffnet. Es würde zu weit führen, wenn wir die Geſchichte dieſes denkwürdigen und verderblichen Krieges in ſeinem ganzen Umfang hier erzählen wol-

ten; doch können wir, da das Ende desſelben in die Regierung Ferdinands II. fällt, ſolchen auch nicht gänzlich mit Stillſchweigen übergehen.

Schon unter Kaiſer Mathias hatten die Oberöſterreichiſchen Stände, die unter dem Vorwand der Religion nach gänzlicher Unabhängigkeit ſtrebten, ihre Bauern aufgeboten und bewaffnet; die ſie größtentheils ſelbſt zur proteſtantiſchen Religion verführt, ja zum Theil beinahe mit Gewalt dazu genöthiget hatten. Sie erzeigten ſich auch gegen den regierenden Kaiſer widerſetzlich, da er die Regierung ſeiner Länder antrat; und als Ferdinand ſeinem Schwager, dem Herzog Maximilian von Bayern das Land ob der Enns für die großen Summen verpfändete, die er zur Beſtreitung der Kriegeskoſten indeſſen hergeſchoſſen hatte, gab die Klage über eine fremde Regierung den Bauern neue Gelegenheit zu vielfältigen Gewaltthätigkeiten und Empörungen. Statt das Feld friedlich zu beſtellen, zogen ſie auf Raub aus, plünderten Kirchen, Klöſter, Pfarrhöfe, Schlöſſer und Güter der katholiſchen Herrſchaften und Obrigkeiten, und richteten durch Mord und Brand ungeheuern Schaden und Verwüſtungen an.

Immer war die Religionsfreiheit der Schild, mit welchem ſie ihre rebelliſche Wuth bedeckten; in ihren Fahnen führten ſie nebſt andern den Spruch:

Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmuth!

Gleichwie die Rebellen aller Provinzen mit den feindlichen Mächten in Verbindung ſtanden, alſo war auch dieſer Bauernaufruhr eine Angelegenheit, welche die Feinde des Kaiſers als ihrem Intereſſe nicht fremd betrachteten. Der Pfalzgraf Friederich, Mannsfeld, und ſelbſt der König von Dänemark ermunterten ſie zur Thätigkeit. Letzterer ſchrieb ihnen, er wolle zwar nichts thun, ſie von ihrem rechtmäßigen Landesherrn abwendig zu machen; aber gern wolle er ihnen Hilfe ſenden und in Allem die Hand bieten, ihre Religionsfreiheit zu beſchützen. Ganz beſonders aber nährten dieſen Geiſt des Aufruhrs die flüchtigen Stände, deren Güter waren confiscirt worden; und gewiß hätten die feindlichen Heere, wenn ſie in Oeſterreich eingedrungen wären, treue Verbündete an dieſen Rebellen gefunden.

Mit wahrhaftem Feldherrntalent hatte Fadinger ihr Kriegsweſen geordnet; und ſo lange er ſelbſt lebte, war ihnen wenig abzugewinnen. Nicht nur hatte er für jeden Kreis einen eigenen Hauptmann beſtellt; ſondern alle Waffen- und Alarmplätze waren ſo ſyſtematiſch ausgetheilt, daß auf den erſten Schlag der Sturmglocke, in jedem Bezirk und Dorfe Jeder wußte, wo er ſich einzufinden hätte, und wo im Fall einer Gefahr das unbewaffnete Volk ſich hinflüchten ſollte; denn die Glockenſtreiche waren ebenfalls verſchieden vorgeſchrieben. Ueberdies hatte er Kriegsräthe, geheime Räthe, Proviantmeiſter und Feldſchreiber ernannt; und es war nicht nur jeder Einzelne trefflich bewaffnet; ſondern ſie hatten

ſich auch eine gute Anzahl Kanonen angeſchafft, und wußten Schanzen und Verhaue anzulegen und ſich ſyſtematiſch zu vertheidigen; ſo daß eine förmliche Kriegesmacht dazu gehörte, ſie zu bändigen; die man zu jener Zeit um ſo weniger gegen ſie aufbringen konnte, als der Kaiſer in Ungarn, der Churfürſt von Bayern aber in Deuſchland vollauf zu thun hatten, und aller ihrer Truppen benöthiget waren. Der Statthalter von Oberöſterreich, Graf Adam von Herbersdorf, hatte zwar Anfangs mehrere Abmahnungspatente an ſie ergehen laſſen und alles Mögliche gethan, die Ruhe wiederherzuſtellen; auch hatte er ſie laut und öffentlich verſichern laſſen, es ſöllte ihren billigen Beſchwerden abgeholfen werden. Da jedoch Alles vergeblich war, und man ihn verſicherte, die Anzahl der rebelliſchen Bauern beliefe ſich höchſtens auf 2000, ließ er ihnen mit 1200 Mann regulirter Truppen bei einer Mühle auflauern, die an der Straße, in der Nähe eines Waldes lag, worin ein Theil der Bauern ſich im Hinterhalt verborgen hatte. Der Erfolg dieſer Unternehmung des Statthalters aber fiel ſehr unglücklich aus; die Bauern ſchlugen ihn, erlegten beinahe die ganze Reiterei, erbeuteten ſeine Kanonen, und er ſelbſt entfloh mit 400 Mann und wenigen Croaten, nachdem ſeine beſten Officiere in dem Treffen geblieben waren.

Hierauf wurden abermal Verhandlungen mit ihnen angeknüpft, Commiſſarien zu ihnen geſandt; und der, ohnedies immer zur Milde geneigte Kaiſer bewilligte ihnen auch ſo viel er nur bewilligen konn-

te. Doch ſie ſelbſt hielten nie Wort, wußten alle Beſchlüſſe und Verordnungen zu umgehen, und führten dabei, wie alle Rebellen, immer Worte der Bereitwilligkeit und des Gehorſams gegen den Landesherrn im Munde. Nach vielen vergeblichen Verhandlungen mit ihnen, beſchoſſen ſie (am 25. Juni 1626) die Stadt Enns, belagerten Linz, verbrannten die Vorſtädte daſelbſt und ſperrten die Donau mit Ketten, die noch heut zu Tage Verwunderung erregen und im k. k. Zeughaus zu Wien aufbewahrt werden. Sie ſchoſſen auch eine ſolche Breſche in die Mauern der Stadt Linz, und griffen den Sturm mit ſolchem Geſchick und ſolcher Wuth an, daß ſie die Stadt ohne allen Zweifel eingenommen hätten, wenn nicht die ſtreitbare und wohlgeübte Beſatzung ihnen mit dem kräftigſten Widerſtand begegnet wäre. Denn je mehr Leute ſie verloren, — und ſie verloren derſelben zu Tauſenden, — je wüthender griffen ſie an. Schon wußten die Befehlshaber ſich keinen Rath mehr, und verzweifelten, die Stadt erhalten zu können, als der Statthalter Befehl gab, mit Pechkugeln und Pechkränzen unter die leicht bekleideten Bauern zu feuern, und ohne Unterlaß das grobe Geſchütz auf ſie loszubrennen. Dies half; und die Bauern wichen endlich mit großem Verluſt; ohne jedoch den Plan aufzugeben, die Stadt dennoch endlich zu erobern und an dem Statthalter ſich zu rächen. Doch ihre abermaligen Verſuche mißlangen durch die Wachſamkeit des Statthalters, gleich den erſten; und ſie verloren, nachdem Fadinger bei der Belagerung von Enns geblieben war,

viele ihrer tapferſten Leute in verſchiedenen Scharmützeln.

Nichts deſto weniger ſchlugen ſie noch am 12. September desſelben Jahres unter Achatius Wielinger, dem Nachfolger Fadingers, der Landmann des Ritterſtandes geweſen war, ein Regiment Bayern, das mit einigen Schwadronen Reiterei gegen ſie heran zog, mit ſolcher Wuth, daß die Cavallerie, in Unordnung gebracht, die Flucht ergriff, das Fußvolk die Gewehre von ſich warf und der Reiterei in der Flucht nachfolgte, der Oberſt Hieberer und eine ziemliche Anzahl Officiere auf dem Platze blieben, und alle Munition und 4 Stücke Kanonen den Bauern in die Hände fielen. Kurz hierauf auch überfielen die Bauern den Herzog von Holſtein, der gegen Neukirchen in das Land rückte, erlegten 1000 Mann der Seinigen und erbeuteten alle Wehren, Munition und das ganze Gepäcke des Fürſten.

Trotziger als je nach dieſem Siege, dictirten ſie nun ihre Forderungen mit empörendem Stolz; und der Kaiſer ſah, dieſe furchtbaren Rebellen zu bändigen, ſich genöthigt, ſeine entbehrlichen Truppen mit denen der Bayern und der Liguiſten zu vereinigen; wo es endlich dem, in der Folge ſo berühmten Feldherrn Pappenheim durch große Klugheit, Kriegesliſt und Tapferkeit, wiewohl nicht ohne oftmaligen, bedeutenden Verluſt, und tapfern Widerſtand der Bauern gelang, dieſen unſeligen Aufſtand im November 1627 zu beendigen. Viele Tauſende dieſer Bauern hatten in verſchiedenen Treffen das Leben

verloren; fünfzehn ihrer Häuptlinge, worunter Achatius Wielinger, wurden zu Linz öffentlich hingerichtet; viele hundert Andere, theils nach den Gränzfeſtungen abgeführt, theils zu Arbeiten in dem Stadtgraben von Wien, und theils zu einer Geldſtrafe verurtheilt. Die Übrigen, die durch ihren Ausſchuß demüthig um Verzeihung bitten ließen, die Waffen niederlegten und in den Gehorſam des Kaiſers ſich begaben, erhielten Gnade; unter der Bedingniß jedoch, daß ſie in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehrten.

Nach glücklicher Beendigung dieſes einheimiſchen Krieges ſetzte Ferdinand die Reformation in Religionsſachen in den Städten, Märkten und Dörfern in Öſterreich fort, ſchaffte die Prädikanten, die ſich indeſſen wieder eingedrungen hatten, abermal aus dem Lande, und arbeitete mit bewundrungswürdigem Eifer und unerſchütterlicher Standhaftigkeit an der Wiederherſtellung und Verbreitung der katholiſchen Religion in allen Provinzen ſeines Reiches. Viele, ſelbſt aus Denjenigen, die es am beſten meinten, fürchteten, es würde dieſer religiöſe Eifer des Kaiſers in der, ohnedies ſo ſchwierigen Zeit neue und große Unruhen erwecken. Doch lief, wenige einzelne Fälle abgerechnet, Alles ruhig ab; da Ferdinand bei ſeiner Reformation mit größter Klugheit vorging, ſeinen Ernſt durch gelinde Mittel milderte, und aus allen ſeinen Vorkehrungen hervorleuchtete, daß er es gut und väterlich mit allen ſeinen Unterthanen meinte.

Im nämlichen Jahre kehrte auch Wallenſtein aus Siebenbürgen zurück, wohin er die Gefahr von den Erblanden abzuwenden und gefährliche Verbindungen mit Bethlen Gabor zu verhindern, Mannsfeld verfolgt hatte. Da König Chriſtian indeſſen noch immer gerüſtet war, bemächtigten ſich die beiden großen Feldherren Tilly und Wallenſtein nach einander aller bedeutenden Feſtungen im nördlichen Deutſchland; ſelbſt derjenigen, die der König angelegt hatte; und vertrieben ihn von Stade, von Kiel, von Wolgaſt, von Krempe, von Roſtock und von andern Orten. Da ward endlich der König ſeines Feldherrnberufes müde und übergab den Commandoſtab dem noch unglücklichern Markgrafen von Baden-Durchlach, den wir ſchon aus ſeiner frühern Niederlage bei Wimpfen kennen, und den der General, Graf Schlick im Holſteiniſchen abermal, und zwar dergeſtalt ſchlug, daß dem König im deutſchen Reiche nichts mehr erübrigte als das einzige Glückſtadt.

Mit ſtillem Ingrimm und von giftigem Neide geſchwellt, hatte der ſtolze Wallenſtein den Ruhm ſeines ehemaligen Feldherrn Tilly täglich wachſen ſehen. Schon ſeit der Prager Schlacht war er ſein perſönlicher Feind. Da es ihm nun nicht möglich war, ſeiner wohlverdienten Lorbern ihn zu berauben, ſuchte er wenigſtens auf alle Art und Weiſe ihn um die Früchte ſeiner Siege zu bringen, und wußte den friedliebenden Tilly, der um der Eintracht willen gern

nachgab, durch Hofbefehle und Kuriere in einen Winkel von Niederdeutſchland zu verbannen, wo er die höchſt bedenklichen Rüſtungen und Bewegungen der Holländer beobachten ſollte; die, wie man ſichere Nachrichten hätte, nächſtens Deutſchland überſchwemmen und die Pfalz erobern würden; die aber in der That mit keinem Gedanken an ein ſolches Unternehmen dachten. Dort alſo ließ er ihn auf unverantwortliche Weiſe mit ſeinem ſtarken Heere müßig ſtehen, und verurtheilte ihn zuzuſehen, wie er nun ganz Holſtein eroberte und Anſtalten traf, wofern der König nicht Frieden ſchlöſſe, den Krieg über das baltiſche Meer und bis nach Koppenhagen ſelbſt zu ſpielen.

Wirklich nahm er nun den Titel eines Generaliſſimus zu Land und zur See an; und wußte auch, dieſem etwas pretiöſen Titel einen Anſtrich der Wahrheit zu geben, eine Flotte, theils aus ſelbſt erbauten, theils aus erborgten Linienſchiffen ſich zu erſchaffen. Doch ſcheiterte beinahe der ganze Ruhm ſeiner Waffen an dem unüberwindlichen Muthe der Feſtung und Hanſeeſtadt Strahlſund, die ihm zur Behauptung der Herrſchaft an der Oſtſee unentbehrlich ſchien. Zwar belagerte er die Stadt mit ſolcher Kunſt, daß es den Dänen nicht möglich ward ſie zu entſetzen; aber auch er ſelbſt bemühte ſich vergebens dieſelbe in ſeine Gewalt zu bekommen, wiewohl er hoch und theuer geſchworen hatte: »Wenn ſchon dieſe Feſtung mit eiſernen Ketten an den Himmel gebunden wäre,

ſo müßte ſie dennoch herunter!« Dieſe unbändige Hoffart Wallenſteins zog, wie wir bald ſehen werden, den König Guſtav von Schweden nach Deutſchland. Mehr geneigt zu befehlen als zu gehorchen, verlachte dieſer ſtolze Feldherr den Befehl des Kaiſers, an den die Stadt Strahlſund ſich gewendet und dem ſie Treue verheißen hatte, und ſetzte die Belagerung trotz Ferdinands ausdrücklichem Verbote fort, bis endlich Guſtav Adolph die Gelegenheit erſah, dieſer Stadt unaufgefordert zu Hilfe zu kommen und ſie mit Munition zu verſehen.

Dieſe Einmiſchung ſeines verhaßten Nebenbuhlers, des Schwedenkönigs, der ſeinen Ruhm ſo ſehr verdunkelte, und die Furcht vor noch größern Übeln, ſo wie auch Mißmuth über ſo vielfach erlittenes Unglück, beſtimmte endlich den König Chriſtian von Dänemark (1629) einen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen und in ſeinen Inſeln ſich zu verbergen. Er erhielt ſeine Beſitzungen in Deutſchland, die er bis auf Glückſtadt alle verloren hatte, ſämmtlich unter der Bedingniß zurück, in die deutſchen Angelegenheiten ſich nicht zu miſchen; außer in wiefern es ihm als Herzog von Holſtein zuſtände. Erſichtlich wird auch aus dieſem Frieden, wie wenig es dem edlen Kaiſer zu thun war, durch den Krieg zu gewinnen, zu erobern oder Rache zu üben; da er von Chriſtian durchaus keine Abtretung, auch nur eines einzigen Dorfes verlangte. Die Liebe zum Frieden allein, beſtimmte den Kaiſer Frieden zu ſchließen.

Mecklenburg war früher ſchon in die kaiſerliche Gewalt gefallen, und die Herzoge, die ſich trotz der, gegen den Kaiſer geheuchelten Treue wider ihn bewaffnet, und die übrigen Stände mehr als jeder Andere zur Bewaffnung gegen ihn aufgefordert hatten, waren in die Reichsacht erklärt und ihrer Länder entſetzt worden. Ferdinand belehnte mit dieſem Herzogthum den furchtbaren, aber königlich großmüthigen Feldherrn Albrecht Wallenſtein, den er ſchon früher mit dem Herzogthum Sagan belehnt hatte, weil er dem Herrſcher ein großes ſiegreiches Heer ins Feld geſtellt, auf Feindes Unkoſten unterhalten und unermeßliche Geldvorſchüſſe geleiſtet hatte *). Somit alſo war der Friede mit Dänemark geſchloſſen, der Bauern-Aufſtand geſtillt, die gefährlichſten Fein-

---

*) Es ſcheint nicht ohne Grund was mehrere Hiſtoriker behaupten, Wallenſtein, von welchem die Friedensbedingniſſe mit Dänemark vorzüglich abhingen, und der ſich jetzt ſchon als Dictator Deutſchlands betrug, habe dem König nur darum einen ſo milden Frieden dictirt, weil er ihn als einen treuen Nachbarn für ſich gewinnen wollte, da er als Herzog von Mecklenburg nun die Dinge mit ganz andern Augen anſah. Darum auch ſetzte er dem König Chriſtian die Bedingniß, der Herzoge von Mecklenburg ſich nicht weiter anzunehmen; und duldete auch die ſchwediſchen Geſandten nicht bei dieſen Friedensverhandlungen; weil er nicht ohne Grund fürchtete, Guſtav Adolph werde die Wiedereinſetzung dieſer Fürſten fordern und durchſetzen; wie es in der Folge auch wirklich geſchah.

de geſtorben, Wallenſtein wahrhaft kaiſerlich belohnt, die Ligue im größten Vortheil, die Proteſtanten überall geſchlagen und nicht mehr im Stande eine bedeutende Kriegesmacht aufzuſtellen. Näher als je ſchien der Friede, als auf Ferdinands Reſtitutions-Edict die Dinge plötzlich anders ſich geſtalteten, und die blühende Friedenspalme abermal in ein verheerendes Schwert ſich umwandelte.

Drittes Buch

Von dem Reſtitutions-Edict bis zum Tode des Kaiſers.

(J. 1629 bis 1637.)

Der Haß ſo mancher Geſchichtſchreiber, die es den Jeſuiten nicht verzeihen können, daß große katholiſche Fürſten und Herren in vielen ſchwierigen Fällen ſichern Rathes bei ihnen ſich erholten, verleitete ſie auch, P. Lamormaini, den Beichtvater Ferdinands II., mit Erbitterung zu beſchuldigen, er habe es dieſem Monarchen als ſtrenge Gewiſſenspflicht ans Herz gelegt, das Reſtitutions-Edict zu erlaſſen, von welchem hier die Rede beginnt, und kraft deſſen die Proteſtanten die geiſtlichen Güter zurückſtellen ſollten, die ſie ſeit dem Paſſauer Vertrag (1552) dem katholiſchen Religionstheil hinweggenommen und widerrechtlich an ſich geriſſen hatten. Wie hochwichtig die Frage wegen dieſer Güter und Beſitzungen war, erhellt allein ſchon daraus, daß ſolche die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Minden, Verden, Halberſtadt, Camin, Lübeck, Ratzeburg, Lebus, Meiſſen, Merſeburg, Naumburg, Brandenburg und Havelberg, außer dieſen aber weit über fünfhundert theils mittelbare, theils unmittelbare Reichsſtifter und Klöſter in ſich begriffen, die, (wie Schiller

ſelbſt bekennt,) die Proteſtanten ſich angeeignet hatten. Nun ſchloß aber der Paſſauer Vertrag alle factiſchen Änderungen des Beſitzſtandes von jener Zeit an förmlich aus; und überdies beſagte der geiſtliche Vorbehalt in jenem Religionsfrieden ausdrücklich, daß, wofern irgend ein katholiſcher Geiſtlicher zur lutheriſchen Religion überginge, derſelbe nicht nur ſeine kirchliche Würde, ſondern dadurch ſelbſt auch ſeine Pfründe verloren habe.

Klar und beſtimmt war dieſe Anordnung des Paſſauer Vertrages; zudem hatte der Kaiſer niemals aufgehört, jene Güter zu reclamiren; auch rechneten die Proteſtanten ſicher darauf, daß ein katholiſcher Kaiſer wie Ferdinand II., ſie nicht in dem Beſitz derſelben laſſen würde. Zwar beriefen ſie ſich auf ihre Einwendungen gegen den geiſtlichen Vorbehalt; doch hatte man ſelbſt damals keine Rückſicht darauf genommen; eben ſo beriefen ſie ſich auf den langen Beſitz der fraglichen Güter; (als ob ein ungerechter Beſitz dadurch, daß er, je längere Jahre er dauert, dadurch immer um ſo gerechter würde!) aber weder der Kaiſer noch die katholiſchen Chur- und Reichsfürſten hatten ſolchen jemals als rechtmäßig anerkannt; vielmehr hatten ſie ſich immer feierlich dagegen verwahrt.

So ſehr indeſſen dieſe Sache dem Kaiſer am Herzen lag, war dennoch vor der Hand die wichtigſte und dringendſte aller Angelegenheiten in ſeinen Augen ein allgemeiner und feſt begründeter Friede, der ganz Deutſchland beruhigte; und dieſen zu be-

wirken, ließ Ferdinand auf den 13. Sept. 1629 einen Collegialtag zu Mühlhauſen ausſchreiben, wo nebſt andern Verhandlungen auch die Reſtitution der geiſtlichen Güter zur Sprache kommen ſollte. Aber dringender als die Jeſuiten, und eifriger als es dem Kaiſer ahnete, hatte ſchon Richelieu das Verlangen nach dieſer Reſtitution der geiſtlichen Güter befördert; und nicht wenig erſtaunte Ferdinand, als die katholiſchen Churfürſten und die übrigen Herren der Ligue ihm ins Angeſicht ſagten: »Sie hätten bis nun mehr für ihn und ſein Haus, als für die unterdrückten Rechte der Katholiken gelitten und geſtritten!«

Planmäßig hatte Richelieu's ſchlaue Politik durch ſeine Emiſſäre ſie angefeuert, den Proteſtanten die widerrechtlich zurückgehaltenen Güter einmal zu entreißen. — Denn durch dieſe Maßregel hoffte er, die Katholiken für immer mit den Proteſtanten zu entzweien, und dem Kaiſer durch ſeine Frömmigkeit ſelbſt den ſchwerſten Haß der Proteſtanten zuzuziehen; ſo wie nicht minder durch eine lebendige Schilderung der entſetzlichen Verwüſtungen des Krieges ſein Gewiſſen zu erſchüttern und ihn dahin zu vermögen, einen großen Theil ſeines Kriegsvolkes und ſeinen beſten Feldherrn zu entlaſſen, welcher Urheber dieſer ſo ſchweren Drangſale wäre; Bayern die Chur und mit derſelben die Oberpfalz zu laſſen, andere Fürſten durch Länder oder große Geſchenke zu gewinnen; die Übelgeſinnten und Emigranten zu unterſtützen; den, durch dieſe Reſtitution höchſt miß-

vergnügten Proteſtanten den Weg zu bahnen, mit den Generalſtaaten, der Schweitz, Frankreich, Venedig und mit den großen proteſtantiſchen Mächten ſich zu conföderiren; und endlich, wenn das ganze deutſche Reich entzweit und vom Kaiſer abgewendet wäre, den König von Frankreich zum römiſchen König wählen zu laſſen. Dieſer Plan war ſo fein geſponnen, daß ſelbſt Diejenigen, die am meiſten dabei zu gewinnen hatten, ihn nicht durchſchauten, ſondern nur als blinde Werkzeuge dieſes kaltblütig combinirenden Miniſters handelten. Wie richtig der Cardinal calculirte, bewies die Folge; nur daß er dabei weder die deutſche Redlichkeit genauer kannte, noch auch bei ſeinen Planen die höhere Macht der Vorſehung in Anſchlag brachte, welche die Welt regiert, und in deren Hand er ſelbſt nur ein blindes Werkzeug war.

Richelieu hoffte auch hier um ſo leichteres Spiel, als Verhältniſſe ſich ergeben hatten, die den Kaiſer nöthigten, ſeine Kriegesmacht zu theilen. Nothgedrungen mußte nämlich auf die dringenden Bitten der Infantin Iſabella, Ferdinand eine Abtheilung ſeines Heeres unter Montecuculli nach den Niederlanden ſenden, wo es den Spaniern ſeit einiger Zeit übel erging. Dann ſandte er auch, auf Wallenſteins unabläſſige und drängende Mahnungen, dem König Sigismund von Pohlen, ſeinem Schwager, ein Hilfscorps von 12000 Mann gegen die Schweden zu Hilfe; und nicht ohne Grund wird vermuthet, Wallenſtein, um nicht von der Höhe ſeines Glanzes in das

Dunkel eines, ihm verhaßten Privatlebens herabzuſinken, habe durch dies Einſchreiten dem König Guſtav Adolph gefliſſentlich Anlaß zu einem Kriege wider den Kaiſer gegeben, weil man dieſem kriegeriſchen Könige keinen bedeutenden Feldherrn entgegen zu ſetzen hätte, und er alſo der Einzige, der Unentbehrliche bliebe; wodurch dann auch der Haß, in welchem ganz Deutſchland wegen ſeiner Erpreſſungen, ſeiner Tirannei, und der Verheerungen ſeiner Truppen, gegen ihn entbrannt war, ihm zu keinem Nachtheil gereichen könne.

Über dies Alles aber war ein Ereigniß eingetreten, das Öſterreich mit Frankreich unmittelbar in einen Krieg verflocht. Es war nämlich der Herzog von Mantua und Montferrat, Vincenz II. aus dem Hauſe Gonzaga, kinderlos geſtorben, und Herzog Carl von Nevers, ſein nächſter Agnat, wollte ſich alſogleich in den Beſitz dieſer reichen Erbſchaft ſetzen, ohne um die oberherrlichen Lehenrechte des Kaiſers und Reiches ſich zu kümmern. Es meldeten ſich indeſſen zu dieſen erledigten Herzogthümern zugleich auch die Prinzen von Guaſtalla, die dem Hauſe Gonzaga entſproſſen waren; die Herzogin von Lothringen, eine Schweſter Vincenzens; und eben ſo behauptete der Herzog von Savoyen, als ein Abkömmling der Montferratiſchen Erbtochter, ein Recht auf das Herzogthum Montferrat. — Der einzige rechtmäßige Erbe jedoch war der Herzog Carl von Nevers; und wiewohl die Spanier es ſehr ungern ſahen, daß dieſer, dem franzöſiſchen Intereſſe ganz ergebene Prinz

von zwei Seiten Mailands Nachbar werden ſollte, und überdies bei dieſer Gelegenheit der ſo bequem gelegenen Feſtung Caſale ſich gern bemächtiget hätten, ſo hätte dennoch der Kaiſer, der es beſchworen hatte, die kaiſerliche Oberhoheit aufrecht zu erhalten, ihn mit dieſen Fürſtenthümern belehnt, wenn anders der Herzog ſich bequemt hätte, um die Belehnung derſelben anzuſuchen, und dem Kaiſer den Lehenseid zu leiſten, zumal er ſelbſt ſeine rechtmäßigen Prätenſionen erkannte, und auch die Kaiſerin, die aus Mantuaniſchem Geblüte entſproſſen war, für ihren Vetter Fürſprache that. Doch pochend auf Frankreichs und Venedigs Unterſtützung, drängte Névers ſich ſelbſt ein. Nun gab aber der Kaiſer ſeinem Commiſſarius, dem Grafen Johann von Naſſau Befehl, Mantua und Montferrat als Adminiſtrator in Sequeſtration zu nehmen, bis der Herzog Carl der Ordnung ſich fügen würde; was er ihm auch, wiewohl vergeblich, bedeuten ließ.

Indeſſen bemächtigten ſich die Spanier, ohne Vorwiſſen des Kaiſers, der Feſtung Caſale. Vieles wurde in dieſer Sache, doch ohne Frucht, hin und hergeſchrieben. Endlich griffen Spanien und Venedig zu den Waffen; der König von Frankreich ſelbſt zog mit einer Armee über die Alpen; Cardinal Richelieu aber führte als Obergeneral das Commando, und zwang den Herzog von Savoyen zu einem Vergleich; worauf die Spanier ſich genöthiget ſahen, die in Montferrat beſetzten Plätze zu räumen. Nun ſäumte aber auch der Kaiſer nicht länger, zum Schwerte zu

greifen, ſeine Gerechtſame zu vertheidigen. Ein ſtattliches Armeecorps unter den Grafen Merode und Colalto eilten mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit über den Luzienſteig und Chur nach Italien, überſchwemmten das flache Land, bemächtigten ſich der feſten Plätze und nahmen Mantua mit Sturm ein; über welchen Sieg der Kaiſer wehmüthig trauerte, die Kaiſerin aber das Te Deum mit ihren Thränen begleitete; daß ihr geliebtes Vaterland ſo ſchwer heimgeſucht, und, wegen des eigenſinnigen Ungehorſams Carls von Nevers und der gehäſſigen Ränkeſucht Frankreichs, alles Elend eines Krieges erfahren mußte, der Deutſchland bereits ſeit eilf Jahren verheerte. In dieſem hartnäckigen italieniſchen Kriege verlor der alte Held Spinola den Verſtand, der Herzog von Savoyen aber das Leben vor Kränkung. Endlich ward am Frieden gearbeitet. Die Mit-Erben wurden mit Geldſummen abgefertigt; doch dauerten die Verhandlungen noch bis zum 22. Juni 1631 fort; wo Carl von Nevers, ſeines widerſpenſtigen Trotzes ungeachtet, ſich endlich bequemen mußte, den Kaiſer um Verzeihung zu bitten und die Belehnung über die beiden Herzogthümer Mantua und Montferrat auf den Knien zu empfangen.

Als der Kaiſer von den Ceremonien der Inveſtitur in ſeine Wohnzimmer zurückkehrte, ſprach er zur Kaiſerin: »Der Herzog von Mantua hat mir nicht trauen, und ſeine Freiheit verfechten wollen. Jetzt ſieht er, was er gewonnen hat; da er zuvor ein reiches, anſehnliches, herrliches Land, ſo er auch ruhig

hätte haben und poſſediren können, als ein armes, elendes, voll Jammer und Noth haben muß. Und, wie ich fürchte, ſo wird ſeine Freiheit hinführo nicht wie eines Reichs-, ſondern wie eines bedrängten, unvermöglichen Fürſten ſeyn; weil Frankreich in Caſale ſeine Beſatzung legen, und die Venediger ihm auf Mantua, — doch mit dem Beding, daß er ihre Beſatzung einnehmen ſoll, — Geld leihen wollen. Das heißt nicht die Freiheit verfechten, ſondern aus der Freiheit in die Dienſtbarkeit verfallen.« —

Unterdeſſen hatte, auf das Drängen der (heimlich von Richelieu geleiteten) Churfürſten von Mainz, Trier, Cöln, Bayern, und anderer katholiſcher Herren und Stände, ſo wie auch auf die Zuſprache ſeiner eigenen Räthe, Ferdinand das Reſtitutionsedict wirklich erlaſſen, das den Proteſtanten gebot, die geiſtlichen Güter, die ſie ſeit dem Paſſauer Vertrag reichsgeſetzwidrig an ſich geriſſen hätten, zurück zu geben; »da ſolche Einziehung null und nichtig ſei. Denn wären ihnen auch die Stifter, Klöſter und geiſtliche Güter, die ſie vor dem Paſſauer Religionsfrieden innegehabt, gelaſſen, und in dem Frieden mitbegriffen worden, ſo wäre ihnen doch nicht erlaubt geweſen, die noch uneingezogenen auch anzufallen; ſondern es heiße inclusionem unius esse exclusionem alterius; und es ſpräche der Text des Religionsfriedens klar de praeterito, keineswegs aber von noch beſtehenden geiſtlichen Stiftern und Gütern; weßhalb denn die proteſtantiſchen Reichsſtände dieſe, ungerechter Weiſe beſitzenden Güter bei Strafe der Acht

den kaiſerlichen Commiſſarien alsbald herausgeben ſollten.«

Dies Edict war allerdings für die Proteſtanten ein ſchwerer Donnerſchlag. Sie proteſtirten vielfältig dagegen; behaupteten, die Sache ſei noch im Streit und führten allerlei Gründe an, warum ſie zu dieſer Herausgabe der geiſtlichen Güter ſich nicht verſtehen könnten. Doch der eigentliche und wahre Grund war der, welchen Schiller ſelbſt offenherzig angibt: »Kein einziger proteſtantiſcher Fürſt war, dem dieſe (doch wahrlich nur gerechte) Zurückforderung der geiſtlichen Güter nicht einen Theil ſeiner Lande nahm ... Mancher Fürſt verdankte dieſen Erwerbungen (?) einen großen Theil ſeiner Einkünfte und Macht. »Gerade dies aber war's, was der Kaiſer und die katholiſchen Churfürſten und Stände den Proteſtanten vorwarfen *).

*) Der Kaiſer ſprach geradezu in einem Antwortſchreiben an den Churfürſten Johann Georg von Sachſen, »Es ſei ſeine Pflicht, dem bedrängten katholiſchen Theile in ſo klaren Sachen, ungeachtet aller Recurſe an den Reichshofrath und an das Kammergericht, die Juſtiz gegen die unrechtmäßigen Spoliatores zu adminiſtriren. Auch ſei es nicht zu ermeſſen, welche Zerrüttung nothwendig erfolgen müſſe, wenn Jedem die Freiheit gelaſſen würde, unter allerhand geſuchtem Schein und erwecktem Disput, den Andern des Seinigen zu ſpoliren, und ihn hernach an weitläufiges Recht und unſterbliche Reviſionen zu weiſen; und in einerlei facto (als denn faſt alle ſolche spolia, — unan=

Hierauf wurden kaiſerliche Commiſſarien ernannt, das Reſtitutionsedict in Ausführung zu brin-

---

geſehen des klaren Buchſtabens, des Religionsfriedens und anderer Reichsconſtitutionen, wie nicht weniger dießfalls in contrarium ergangener Urtheile, vornehmlich mit der landesfürſtlichen Territorial-Jurisdiction und denſelben inhärirenden Rechten wollen beſchleuniget werden) ohne ſolche unendliche Proceſſe keine Juſtitien gelten, endlich aber überdem hochverpönten funtamentalibus legibus und constitutionibus, ſo in ihrem Inhalt ſich ſelbſt auslegen, und ihren Verſtand mit ſich führen, — da alles dasjenige bei Aufrichtung derſelben bedacht worden, was anjetzo in zankſüchtigen Disputat gezogen wird, neue Gloſſen und Senſus zu erdichten. Dies habe die Erfahrung bisher genugſam mit ſich gebracht.«

Eben ſo ſchrieben auch die katholiſchen Churfürſten und Stände: »Das Reſtitutionsedict ſei nichts anders als eine klare Wiederholung und Beſtätigung des Religionsfriedens. Sie (die Katholiken) hätten, ob ihnen auch die Puncte jenes Paſſauer Vertrags, weit ſchwerer als den Herren Proteſtanten gefallen, ſolche dennoch getreu erfüllt, und wünſchten, daß die proteſtirenden Churfürſten und Stände ein Gleiches thun möchten. Der Vorſchlag dieſer Herren ſei ein Extrem, und kein Mittel zum Frieden; die katholiſchen Stände könnten auch denſelben nicht eingehen, weil ſolcher ſowohl dem Religionsfrieden als dem Paſſauer Vertrag zuwider ſei; da ſie der geiſtlichen Güter, welche ſie dieſem Vertrag und andern des heil. römiſchen Reiches Fundamentalgeſetzen zur Ungebühr eingezogen, ewiglich ſich begeben müßten.«

gen; und es ward ihnen befohlen, bei der Uebernahme der geiſtlichen Güter mit möglichſter Schonung vorzugehen. Zu Augsburg erſchien der Freiherr Ferdinand Kurz von Senftenau als kaiſerlicher Commiſſarius und trug dem Senat die Wiederherſtellung der geiſtlichen Jurisdiction des Biſchofs und die Abſchaffung der proteſtantiſchen Religionsübung auf, mit dem Beiſatze, es würden ſonſt bewaffnete Executoren kommen. Der Senat gehorchte; die proteſtantiſchen Prediger, zehn an der Zahl, wurden entlaſſen, und den Katholiken die Kirchen wieder zurückgeſtellt, welche die katholiſch gewordenen Inwohner bis dahin ihnen genommen hatten. Daſſelbe geſchah auch zu Kaufbeuren, zu Ulm, zu Regensburg, und beinahe überall in Franken und Schwaben. Die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion ging an vielen Orten ziemlich ruhig vor ſich, und eben ſo gab es auch manche edle proteſtantiſche Fürſten und Stände, die dem Frieden zu Liebe in die Zurückgabe der geiſtlichen Güter willigten, deren rechtmäßigen Beſitz ſie ſelbſt ſtark in Zweifel zogen. — Doch liefen auch von andern Seiten ſo vielfältige Vorſtellungen, Klagen und Bitten um die Suspenſion des Edictes und um die Abhilfe von den unerträglichen Kriegsbedrückungen ein, daß der Kaiſer ſich bewegen ließ, die Vollziehung des Reſtitutionsedicts noch auf ein Jahr zu verſchieben, und außerdem einen Compoſitionstag abhalten zu laſſen, den Klagen beider Theile abzuhelfen, gegenſeitiges gutes Vertrauen zu ſtiften und

dem länderverheerenden Kriegsweſen ein Ende zu machen.

Es hatten aber die Biſchöfe von Bamberg, Würzburg, Eichſtätt, Coſtnitz und Augsburg kaum erfahren, daß die proteſtantiſchen Stände Geſandte an den Kaiſer abgeordnet hatten, als ſie ſämmtlich an ihn ſchrieben, und ihm dringend vorſtellten, ihrer Bitte nicht zu willfahren. Denn erſtens, ſprachen ſie, hätten Ihre Kaiſerliche Majeſtät dies, auf alle Reichsconſtitutionen und den Religionsfrieden ſelbſt wohlfundirte Edict bereits im ganzem Reiche erlaſſen; zweitens auch bereits Commiſſarien ernannt, und die Ausführung glücklich begonnen. Würde aber mit der Execution dieſes Edicts bis zu einem Compoſitionstage gezögert, ſo hätten die Katholiken von dem Gegentheil nichts als neue Streitigkeiten und großen Nachtheil zu gewarten; da doch nach allen frühern Entſcheidungen die katholiſchen Reichsſtände nicht verpflichtet wären, ſich weiter in unnöthigen Disput mit ihnen einzulaſſen. Dazu ſei es auch gewiß, daß von den proteſtirenden Beſitzern der Erzſtifter und Stifter nie etwas in Güte zu erhalten geweſen, wie alle gerichtlichen Reichsacten bezeugten; und daß ſie auch immer darauf ausgegangen wären, die Katholiken zu verkürzen, und allerlei Ausflüchte ſuchten, ſie zu bevortheilen.

Es war aber auch, abgeſehen von den Gründen dieſer Prälaten, gewiß, daß die proteſtantiſche Partei, wofern ſie noch ein volles Jahr im Beſitz dieſer Mittel blieb, dem Kaiſer und der Ligue aufs neue

ſehr gefährlich werden konnte; zumal da Richelieu vielfältige Machinationen in Bewegung ſetzte, und ſie durch ſeine Vermittlnng mit ihren auswärtigen Freunden, mit Schweden, deſſen Abſichten und Rüſtungen bekannt waren, mit Dänemark, Frankreich, der proteſtantiſchen Schweitz, mit England und den Generalſtaaten ſich feſt vereinigen, und der Macht des Kaiſers und der geſammten Ligue Trotz bieten konnten; da hingegen der Kaiſer, falls er die Vollziehung des Edicts mit ernſter Milde und Nachdruck, und dem guten Erfolg fortſetzte, wie er dieſelbe begonnen hatte, die allgemeine Ruhe allmälig befeſtigt und ein dauerndes Einverſtändniß zu Stande gebracht hätte.

Doch der Kaiſer hatte indeſſen den Proteſtanten ſein Wort gegeben, und er hielt es ihnen getreu; denn ſeine Abſicht war aufrichtig und väterlich. Es bereiteten alſo die Churfürſten und die übrigen Reichsſtände die Gegenſtände zu den Verhandlungen auf den Compoſitionstag vor, von welchem vorhin die Rede war, und auf welchem der Kaiſer perſönlich erſcheinen wollte. Dieſer denkwürdige Verſammlungstag ward am 3. Juni 1630 zu Regensburg eröffnet. Die Churfürſten von Mainz, Trier, Cöln und Bayern erſchienen dabei in eigener Perſon; die Churfürſten von Sachſen und von Brandenburg aber ordneten, ungeachtet wiederholter Einladungen, nur ihre Geſandten dahin ab. Außer den erwähnten Churfürſten befanden ſich noch ſehr viele Fürſten und Herren beider Religionen, ſo wie auch nicht wenige Emiſſäre

Frankreichs und Schwedens dabei ein. Die Wünſche, Beſtrebungen, heimliche Intriken und Rückſichten durchkreuzten ſich in vielfältigem Gewirre. Darin jedoch kamen alle überein, die Kriegesmacht des Kaiſers zu brechen, — der ſelbſt in den friedfertigſten Abſichten gekommen war, — und ſeines größten Feldherrn ſo wie des beſten Theiles ſeiner Armee ihn zu berauben. Er ſelbſt hatte auch einen und zwar ſehr ſehnlichen Wunſch, nämlich ſeinen Sohn und Nachfolger Ferdinand zum römiſchen König erwählen zu laſſen.

Doch ein unſichtbarer feindlicher Genius ſchwebte über dieſer Verſammlung und hatte dieſelbe bereits inſpirirt noch ehe ſie zur Berathung ſich vereint hatte. Dies war der argliſtige Geiſt Richelieus, der die Vorſätze der Churfürſten, die ſie ſchon auf dem frühern Convent zu Heidelberg gefaßt hatten, zur Reife brachte: Wallenſtein zu entſetzen; und der den Katholiken eine Verbindung mit Frankreich vorſpiegelte, um ſie ſowohl gegen dieſen gefürchteten Feldherrn als gegen die Proteſtanten zu ſchützen; — ſich ſelbſt hingegen den tapfern, ehrſüchtigen und jugendlichen Guſtav Adolph von Schweden (er zählte damals erſt 36 Jahre) zum Heerführer der deutſchen Proteſtanten erſah. Dieſem Könige die Hände frei zu machen, der mit Pohlen im Kriege begriffen war, wußte der ſchlaue Miniſter einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre zu vermitteln, Rußland indeſſen gegen Pohlen aufzuhetzen, und den Fürſten von Siebenbürgen durch vertraute Perſonen zu einem abermaligen Frie-

densbruche zu bewegen. Schon hatte er auch dem König von Schweden ein Bündniß mit Frankreich aufgedrungen und zahlte ihm in geheim Subſidien: deutſches Blut zu vergießen. Ueberdies unterhandelten ſeine Emiſſäre in ganz Deutſchland mit den proteſtantiſchen Ständen, ihnen ſchwediſche Hilfe anzubieten, und ſie zum Widerſtand gegen das Religionsedict und zu lauten Klagen über Wallenſteins Gewaltthätigkeiten zu reizen.

Die erſte Angelegenheit Aller, wiewohl aus verſchiedenen Abſichten, war, den vorzüglichſten Stein aus dem Bret zu heben, um dem Kaiſer Schach bieten zu können. Allerdings hatte der Herzog von Friedland mehr als gegründete Urſache zu Klagen gegeben; das unglückliche Deutſchland war unter den Hufen des Kriegsgottes zertreten worden. Was die Ritterſchaft in Schwaben, das konnten beinahe alle Reichsſtände ohne Ausnahme von ſich ſagen. »Wenn Eure Kaiſerliche Majeſtät, ſprachen ſie, die Laſten und unerſchwinglichen Auflagen uns nicht förderlichſt abnehmen laſſen, ſo erfolgt nunmehr für uns der Garaus. Denn ob wir auch zu Eurer Kaiſerlichen Majeſtät Dienſt nach allem Vermögen anerbietig, ſo ſind wir doch gänzlich untauglich; dahero forthin Eurer Kaiſerlichen Majeſtät wir anders nicht als mit unſerm Leibe zu dienen wiſſen; weil wir und unſere armen Unterthanen bis auf den Grund erſchöpft, faſt nichts mehr übrig haben als daß wir endlich in Kurzem Weib und Kinder, Haus und Hof verlaſſen und das Elend bauen müſſen; und, bei land-

kundigem Geldmangel, neben dem unſre Haab' und Güter ohne das mit unzählbaren Schulden beſteckt; da wir gleich aller unſer Haab' und Gut, ja den Leib ſelbſten verſchreiben wollten, einiges Anleihen in unſern höchſten Nöthen nicht zu erwerben noch aufzubringen wiſſen; zu welchem verderblichen Stand und Unvermögenheit nicht geringe Urſache gibt, daß viele anſehnliche Rittergüter unſerm corpori von höhern Ständen entzogen und wider Recht, altes Herkommen und alle Schuldnergebühr, den vielfältigen kaiſerlichen Befehlen entgegen, unſere Ritterkaſſen benommen worden;« u. ſ. w. — Khevenhiller erzählt ſogar mehr als einen Fall, wo die rohe Soldateska ſelbſt auf Befehl ihrer Officiere die Inwohner in buchſtäblichem Sinne des Wortes bis aufs Hemd auszogen, die Contributionen einzutreiben.

Hierzu kamen auch noch andere Klagen. Laut und öffentlich wurde in der Verſammlung geſprochen: »die Churfürſten, Ihrer Majeſtät vornehmſte Glieder, von welchen die kaiſerliche Dignität herrühre, ſeien faſt alles Anſehens und Reſpectes beraubt, und müſſen ſich den Kriegescommandanten unterwerfen, die ihnen Standes halber nicht zu vergleichen; ihrer Gewalt, Bedrohung, ihrem Ehr- und Geldgeitz weichen; viel höhniſche, ſpöttliche und verkleinerliche Reden verſchmerzen; und unzählbare Drangſale ihrer von Gott habenden Land und Leute ſtillſchweigend über ſich ergehen laſſen. Aus dem löblichen Churfürſtenthum Brandenburg ſeien in kurzer Zeit bis in die **vierzig Millionen** Goldes erzwungen

und erhoben worden; und wie die armen Unterthanen dabei mit Schlägen und Streichen tractirt, Frauen und Jungfrauen geſchändet, auch Viele dabei gar todtgeſchlagen werden, das ſollte auch ein Stein nicht unerbarmt hören können.«

War auch Wallenſtein nicht Urheber alles dieſes Elendes, ſo war es doch bekannt, daß er ſeinen Truppen Alles erlaubte, und die Stände, welche die lauteſten Klagen über ihn führten, am härteſten bedrückte. In katholiſchen Ländern entſchuldigte er ihre Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten durch die Nothwendigkeit, das Heer gut zu unterhalten, das für die katholiſche Sache ſtreite; in den proteſtantiſchen dagegen durch die leidige Kriegesſitte. Nun waren aber dieſe Schilderungen ſo wahr als gräßlich und auch an ſich geeignet, den biederſinnigen Kaiſer zu der Forderung der Churfürſten und Reichsſtände wenigſtens vorzubereiten: Wallenſtein abzudanken, der als der Urheber aller dieſer furchtbaren Drangſale allgemein gehaßt und verflucht ward; und überdies das kaiſerliche Heer bedeutend zu vermindern. Denn dies wars, was Alle und zwar vor allen Dingen forderten. Und gab Ferdinand ihnen hierin nicht nach, ſo konnte leicht der Verdacht ſich erheben, der Kaiſer ſei in geheim mit Wallenſtein einverſtanden, und dieſe unerhörten Erpreſſungen, Räubereien und Ausſchweifungen der Wallenſteiniſchen Truppen geſchähen auf des Kaiſers Befehl; da er ſeinen Verboten bisher durch keine ſtrengen Strafen Nachdruck gegeben hatte. Alle, ſowohl Katholiken als Prote-

ſtanten, klagten über dieſes Feldherrn unerträglichen Satrapenſtolz, über ſeine unbeſchränkte Macht und ſeine Gelderpreſſungen.

Dazu kam aber auch noch ein anderer, nicht minder wichtiger Umſtand, der nicht wenig dahin wirkte, ihn vom Commando zu entfernen. Bevor nämlich Wallenſtein auftrat, war der Churfürſt Maximilian die Seele der katholiſchen Ligue geweſen, und hatte dem Kaiſer die weſentlichſten Dienſte gethan; ſeit aber dieſer Feldherr im Reiche dominirte, ſtand Maximilian im Schatten und Aller Augen ruhten auf dem Herzog von Friedland; der von Stufe zu Stufe höher geſtiegen, nun den Titel eines Herzogs von Mecklenburg führte; der Churfürſtenwürde am nächſten ſtand, und auch kein Geheimniß daraus machte, daß er es bis zur Königskrone bringen wolle. Dies reizte Maximilians Eiferſucht aufs höchſte, und er war entrüſtet, daß er nun entbehrlich und überflüſſig ſchiene.

Wallenſtein erfuhr genau was auf der Verſammlung vorging; er wußte, wie ſchwer es dem Kaiſer fiel, ſeines einzigen Feldherrn ſich beraubt zu ſehen, und in der mißlichen Wahl zu ſchwanken, entweder ihn zu entfernen, oder von dem Churfürſten von Bayern und von dem größten Theil der Ligue verlaſſen zu werden; und kam wider Vermuthen ſelbſt nach Regensburg. Dort zeigte er dem Kaiſer die Dinge in ihrer wahren Geſtalt, und entlarvte Maximilians wahre Abſichten; aber wie ein neuerer Schriftſteller ſpricht, ſein Pomp, welcher dem allgemeinen

Elend Hohn ſprach, und die ungeheure Pracht, mit der er erſchien und welche jene ſeines eigenen Kaiſers, der Churfürſten und angeſehenſten Fürſten Deutſchlands ſo wie auch der Botſchafter der erſten Kronen Europas verdunkelte, empörte alle Gemüther wider ihn, und gab jenen Klagen ein doppeltes, anſchauliches Gewicht. Der allgemeine Haß der Verſammlung duldete ihn nicht lange in dieſer Reichsſtadt.

Mit ſchwerem Herzen hatte endlich der Kaiſer nachgegeben und 18000 Mann, den Kern ſeiner Reiterei entlaſſen, die nun meiſt bei den Feinden ſich unterſtellte; aber noch ſchwankte er wegen des Herzogs von Friedland, des Schöpfers ſeiner Armee, der allein ein ganzes Heer aufwog, und im Fall einer feindlichen Coalition durch keinen andern zu erſetzen war. Was aber der ganzen Reichsverſammlung nicht gelungen war, das gelang der ſchlangenklugen Politik Richelieus durch einen, dem Anſchein nach ſchlichten Capuziner von ehrwürdigem äußerlichem Anſehen. Dieſer Mann, Pater Joſeph genannt, der den franzöſiſchen Geſandten Brulard gleichſam als Hauskaplan nach Regensburg begleitete, wo auch die, damals noch nicht beendigte Angelegenheit des Herzogs von Nevers zur Sprache kam, hatte den Auftrag von dem Cardinal-Miniſter, den Kaiſer zur Abſetzung Wallenſteins zu beſtimmen. Es kannte nämlich Richelieu des Kaiſers große Frömmigkeit, und er ſuchte ihn bei derſelben wie bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen; weil er wohl wußte, wie hoch Ferdi-

nand fromme Prieſter, beſonders Ordensleute in Eh-
ren hielt; und daß er gern mit ihnen ſich unterredete,
und über manche wichtige Dinge ſie zu Rathe zog.
Wirklich auch wußte P. Joſeph die Liebe und das
Vertrauen des Kaiſers zu gewinnen, der ſich ſehr
oft und vertraulich mit ihm beſprach. Mit großer
Gewandtheit hob der Mönch die hohen Vorzüge
Öſterreichs bei jeder Gelegenheit hervor, lobte den
Kaiſer höchlich wegen ſeines weiſen Benehmens in
der Mantuaniſchen Angelegenheit, und richtete ſei-
nen Auftrag meiſterhaft aus. »Alle Gemüther, ſprach
er, als einſt die Rede auf dieſen Gegenſtand gekom-
men war, ſind gegen den, wiewohl hochverdienten
Herzog von Friedland aufs Äußerſte erbittert, und
es ſteht beinahe zu beſorgen, dieſe Erbitterung dürf-
te, wenn er noch länger im Dienſte Eurer Majeſtät
verbleibt, Sie um die Liebe der Völker bringen. Er
und Maximilian werden ſich nimmermehr mit ein-
ander vertragen. Verlieren aber Eure Majeſtät den
Churfürſten, ſo verlieren Sie mit ihm den größten
Theil der Ligue; an Friedland dagegen verlieren
Sie nur einen Dienſtmann. Geben Sie hierin den
Churfürſten und Reichsſtänden nach, ſo gewinnt dies
Eurer Majeſtät unfehlbar Aller Herzen, und gern
werden Sie Ihnen dann auch zu Willen ſeyn und Ih-
ren Sohn, den König Ferdinand zum römiſchen Kö-
nig erwählen. Dazu iſt ja auch die Gefahr bei wei-
ten nicht ſo groß, als Manche dieſelbe ſchildern wol-
len; da der Reichstag eben darum verſammelt iſt,
an einem allgemeinen Frieden zu arbeiten, wozu

auch Frankreich gern die Hand bieten wird. Was Schwedens Rüſtungen betrifft, iſt dieſer Krieg kein Gegenſtand von Bedeutung; das Land iſt weit entfernt, arm, und durch den achtjährigen Krieg mit Pohlen ohnedies ſchon erſchöpft. Sollte aber, trotz aller Vermuthungen, dieſer Krieg dennoch eine ernſtliche Geſtalt gewinnen, oder irgend ein neuer Krieg ausbrechen, ſo ſind ja Eure Majeſtät reich und mächtig genug, dieſen Feldherrn abermal für Ihre Dienſte zu gewinnen, der es ohnehin einſieht, daß Sie nur der Nothwendigkeit nachgegeben haben; und ſich leicht wieder beſänftigen laſſen wird, ſobald nur der erſte Sturm vorüber iſt.« Dies ſprach der Pater mit ſo treuherziger Redlichkeit und ſo überzeugender Suade, daß der Kaiſer ſich nicht erwehren konnte, ihm beizuſtimmen, und daß er die Entfernung Wallenſteins nun ernſtlich beſchloß.

Nun war es aber keine leichte Aufgabe, den Herzog von Friedland dahin zu ſtimmen, daß er ſelbſt den Commandoſtab freiwillig niederlegte. Denn alſo war es der Wille des Kaiſers, der mit Recht fürchtete, dieſen hochmüthigen Feldherrn zu beleidigen; da er ihm als Feind höchſt gefährlich werden konnte. In dieſer Abſicht alſo ſandte er des Herzogs vertrauteſte Freunde, den Hofkanzler von Werdenberg und den Hofkriegsrath von Queſtenberg zu ihm nach Memmingen, mit dem Auftrag, ihn allmälig, mit allem Glimpf und unter Verſicherung fortwährender kaiſerlicher Gnade zu dieſer Nachricht vorzubereiten. Sonach begaben ſich dieſe Herren zu ihm und fingen an

ihren Antrag einzuleiten. Der Herzog aber, der bereits durch ſeinen Vetter, den Grafen Maximilian von Wallenſtein genau unterrichtet war, unterbrach ſie mit kaltem Stolze, zeigte ihnen eine Schrift, worin die Nativitäten des Kaiſers und des Churfürſten von Bayern aufgezeichnet ſtanden, und ſprach: »Ihr Herren, aus dem Geſtirn könnet ihr ſelbſt ſehen, daß ich euern Auftrag gewußt habe, und daß des Churfürſten von Bayern Spiritus den des Kaiſers dominirt, daher ich auch dem Kaiſer keine Schuld geben kann; nur thut es mir wehe, daß Ihre Majeſtät ſich meiner ſo wenig angenommen hat; aber ich will Gehorſam leiſten!« Hierauf übergab er ihnen ein Schreiben, in welchem er ſein bisheriges Betragen vertheidigte und den Kaiſer erſuchte, ſeiner Gnade ihn nicht zu berauben, und ihn bei ſeinen erlangten Würden zu beſchützen. Die Abgeordneten entließ er mit wahrhaft königlichen Geſchenken.

Sowohl der Kaiſer als die Churfürſten erſtaunten über die Leichtigkeit, mit welcher dies mißliche Geſchäft abgelaufen war. Ein Grund mag wohl in der vermeintlich glücklichen Conſtellation liegen. Wallenſtein nämlich und ſein Aſtrolog Seni, der die geheimen Einwirkungen der Geſtirne in Gegenwart und Zukunft mit ihm berechnete, wollten herausgebracht haben, ſein Ziel ſei bei weitem noch nicht vollendet, und es harre ſeiner eine noch weit glänzendere Laufbahn. Ein anderer und zwar wichtigerer Grund aber war, daß er mit dem Kaiſer es nicht verderben wollte; weil ſein erworbener Reichthum

in den öſterreichiſchen Staaten, und alſo in der Gewalt des Kaiſers lag; und daß es ihm auch ein Leichtes war, vorzuſehen, ein Feind wie der kriegsluſtige, weiſe und tapfere Schwedenkönig werde den Kaiſer bald in die Nothwendigkeit verſetzen, ihm gute Worte zur abermaligen Übernahme des Generalates zu geben. Er zog ſich alſo in ein glänzendes Privatleben zurück, das, wie Hormayr ſpricht, die empfindlichſte Verſpottung ſeiner vermeinten Erniedrigung war. »Hundert Häuſer, erzählt dieſer Schriftſteller, mußten weggeriſſen werden, um vor den ſechs Thoren ſeines Pallaſtes geräumige Plätze zu bilden. Seine Vorzimmer füllten eigene Garden. Eine eben ſo zahlreiche als prächtige und übermüthige Dienerſchaft, ſechzig Pagen und zwanzig Kammerherren von Adel erwarteten unterwürfig des gebietenden Winkes ſeiner finſtern Augenbraunen. Manche hatten den kaiſerlichen Kammerherrenſchlüſſel zurück gegeben, um in dieſelben Dienſte bei Wallenſtein zu treten. Zwölf Patrouillen hielten bei Tag und bei Nacht jeden Lärm entfernt; die Gaſſen wurden mit Ketten geſperrt, um das Geraſſel der Caroſſen abzuhalten. Seine weitläufigen Beſitzungen beſuchte er von Zeit zu Zeit mit einem Gefolge von zwei hundert Wagen!«

Der Kaiſer glaubte ſich nun der Erfüllung ſeines Lieblingswunſches nahe. Er hatte die größten Opfer gebracht, und hoffte, die verſammelten Churfürſten würden nun zur Wahl ſeines Sohnes Ferdinand zum römiſchen Könige ſchreiten. Aber die Ab-

tretung der Pfälziſchen Lande an Bayern, wodurch der Churfürſt Maximilian von Bayern beſänftiget war, hatte die fremden Potentaten gereizt. Andererſeits hatte die Abdankung eines ſo ſtarken Corps der beſten Waffengattung, das ſo leicht nicht zu erſetzen war, zu nichts gedient, als ſeine Armee zu einer höchſt kritiſchen Zeit zu ſchwächen; die Entlaſſung ſeines trefflichſten Feldherrn aber, hatte ſo großen Unmuth und ſo allgemeines Murren in der Armee erregt, daß der beſte Theil ſeiner Officiere mit ihren Leuten ſogleich aus dem kaiſerlichen Dienſte traten. Endlich hatte Ferdinands Nachgiebigkeit hinſichtlich einiger Puncte des Religionsedicts die Katholiken ſchwer gekränkt, ohne die Proteſtanten zu befriedigen; und es ſchien, als hätten die verſammelten Fürſten und Stände ihn immer nur von einer Gewährung zur andern gelockt, um dann mit ſchnödem Trotz ſeinen einzigen billigen Wunſch ihm zu verſagen. Sie antworteten kalt und trocken, die römiſche Königswahl könne an dieſem Churfürſtentag nicht vorgenommen werden, weil ſolcher nicht deßwegen zuſammen berufen worden. Die Sache fordere Zeit und Überlegung; die Wahl müſſe der goldenen Bulle gemäß zu Frankfurt vorgenommen werden; geſchehe ſolche jetzt, ſo würde unfehlbar das Gerücht ſich verbreiten, ſie ſei unter den kaiſerlichen Waffen durch Gewalt und Furcht erzwungen worden. Unmuthig ſagte der Kaiſer zum Fürſten von Eggenberg: »Dieſer Capuziner hat uns durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und nicht weniger als ſechs Churhüte in

ſeine enge Capuße geſchoben!« — Um aber doch den Kaiſer nicht ganz leer ausgehen zu laſſen, erzeigten, wie Khevenhiller berichtet, die Churfürſteu ihm die Höflichkeit, ſeine kaiſerliche Gemahlin Eleonore mit der Kaiſerkrone zu krönen.

Die Entlaſſung des Herzogs von Friedland erregte Erſtaunen in ganz Europa; es erſchienen ſogar verſchiedene Schriften darüber im Druck. Niemand aber erfreute darüber ſich herzlicher als der König von Schweden, der dieſen Feldherrn nach ſeinem ganzen Gehalt zu würdigen wußte, und ihm durch den alten Unruheſtifter, Grafen Mathias von Thurn, condoliren ließ, »daß ſeine ſo treuen Dienſte, anſehnliche Victorien, ſeine Aufſetzung Guths und Bluts für ihrer kaiſerlichen Majeſtät Kron und Scepter ſo ſchlecht belohnet, und ihm dafür mit lauter Undank vergolten werde; welches einem ſolchen tapfern Helden zu ertragen unmöglich falle. Wo er ihm nur Alles Liebes und Guthes werde erweiſen können, würde er in allen vorfallenden Occaſionen willig ſeyn.« Dies Schreiben verräth die Abſicht des Königs zu Genüge, dieſen Feldherrn für ſich zu gewinnen. Auch bei einer andern Gelegenheit ließ er ihm ſagen, »ſofern es von ihm abhinge, wolle er gern eine Königskrone auf dieſes Haupt ſetzen, das derſelben ſehr würdig ſei.«

Nach Wallenſteins Abſetzung erhob ſich nun die Frage, an wen der Oberbefehl über das kaiſerliche und liguiſtiſche Heer zu übertragen ſei. Einige erachteten, beide Armeen ſollten unter Einem Befehlsha-

der ſtehen, und ſchlugen den Churfürſten von Bay= ern als einen erfahrenen, ſiegreichen und mit dem Kaiſer verwandten Herrn, als den geeigneteſten da= zu vor. Andere hingegen beſorgten, es würde in ſol= chem Falle der Kaiſer ganz von der Willkühr Bay= erns abhängen; und trugen darauf an, das Ober= commando dem Kronprinzen Ferdinand zu überge= ben, der bereits zum König von Ungarn und Böh= men gekrönt war. Aber auch dies ward als gefähr= lich betrachtet. Nach langen Verhandlungen ward es endlich als ein Mittelweg betrachtet, die höchſte Feldherrnſtelle dem Grafen Tilly anzuvertrauen; wie= wohl auch ſo die Hauptdirection des Krieges, ſo lan= ge Tilly lebte, in den Händen des Churfürſten von Bayern blieb. Überhaupt wurde durch Wallenſteins Abdankung nichts gewonnen. Andere, deren Ver= dienſte tief unter den ſeinigen ſtanden, erwarteten wenigſtens eben ſo große Belohnungen als dem Her= zog von Friedland zu Theil geworden waren.

Während deſſen war Guſtav Adolph gelandet und nach Pommern vorgedrungen. Schon im Mai= monat (1630) hatte er, nach Einwilligung ſeiner Stände, ſeiner vierzehnjährigen Tochter den Eid der Treue ſchwören laſſen; wegen der Regierung des Königreiches Schweden die nothwendigen Vor= kehrungen getroffen; und war im Juni mit ſeinen Generalen, dem Rheingrafen Otto Ludwig, Ban= ner, Torſtenſon, Baudiſſin, Kniphauſen, Horn, Wrangel und andern, worunter auch der alte Graf Mathias Thurn, der eigentliche Urheber dieſes

furchtbaren, dreißigjährigen Rebellionskrieges, den man umſonſt mit dem Namen eines Religionskrieges zu ſchmücken bemüht war, — an der Pommer'ſchen Küſte gelandet. Seine eigentliche Streitmacht beſtand in 15000 Mann kernhafter Truppen. Es ſammelte ſich aber auch bald, was noch von den zerſtreuten Überreſten der Mannsfeld'ſchen und Chriſtian'ſchen Truppen hin und wieder umher irrte, und ſogar nicht wenige Soldaten des abgeſetzten Herzogs von Friedland unter ſchwediſche Fahnen; ſo daß Guſtav Adolph in kurzer Zeit ein furchtbares Heer und, durch die Allianz mit dem alten und ſchwachen Bogislaus, Herzog von Pommern, *) auch eine deutſche Hauptfeſtung, die trefflich gelegene Stadt Stettin beſaß.

Gleich nach ſeiner Landung hatte der König zwei

---

*) Bogislaus XIV. war der Letzte ſeines Hauſes und kinderlos. Erbfolger in ſeinem Lande war der Churfürſt von Brandenburg, dem Pommern auch bereits gehuldigt hatte. Der Schwedenkönig ſchloß aber mit dieſem zagenden Herzog ſeine Allianz dahin, daß ſolche nicht wider den Kaiſer und das Reich gelten ſollte; — wogegen der König ſich vorbehielt, nach des Fürſten Tode, Pommern ſo lange in Sequeſtration zu behalten, bis der Succeſſionspunct gänzlich berichtigt und ratificirt wäre, und der Nachfolger der Krone Schweden die Kriegskoſten bezahlt hätte; welcher ſonderbare Vertrag eigentlich nichts anders hieß, als das Herzogthum Pommern für ſich in Beſitz nehmen. Und dies war die erſte Heldenthat dieſes großmüthigen Beſchützers ſeiner proteſtantiſchen Brüder!

Manifeſte erlaſſen, in deren einem er erklärte, »er komme, ſeine Glaubensgenoſſen, die Proteſtanten, in der alleinſeligmachenden Religion zu beſchützen, den unrechtmäßig beraubten Herzogen von Mecklenburg, ſeinen Vettern, Brüdern und Gevattern wieder zu ihren Rechten zu helfen; das bedrängte Deutſchland von der verhaßten, verdammlichen und ungerechten Gewalt und Servitud zu befreien.« In dem andern gab er als Urſache des Krieges Dinge an, von welchen ſchon ſeine eigenen Stände und Kriegsräthe ihm geſagt hatten, daß ſolche zu einer Kriegserklärung unzulänglich wären; nämlich: »1) Die Stadt Strahlſund habe ihn gegen die unerträglichen Bedrückungen der kaiſerlichen Truppen zu Hilfe gerufen; 2) man habe im J. 1626 ſeine Briefe an den Fürſten von Siebenbürgen aufgefangen und mit Verdrehungen öffentlich bekannt gemacht; 3) den Frieden zwiſchen Schweden und Pohlen verhindert, und den Pohlen Hilfstruppen geſchickt; 4) der Kaiſer habe ſchwediſchen Kaufleuten ihre Waaren abnehmen laſſen und ſich einer Herrſchaft über die Oſtſee angemaßt; 5) auch habe er ſeine Freunde und Nachbarn ihrer Länder beraubt; und 6) ſeine Geſandten ſchimpflich von den Friedensverhandlungen zu Lübeck abgewieſen. Die wahre und eigentliche Abſicht des ehrſüchtigen Königs bei dieſem Kriege werden wir im Verlauf desſelben deutlich kennen lernen.

Bei des Königs Ankunft mit einem ſo zahlreichen Heere zog der kaiſerliche General **Torquato Conti**, der mit noch etwa 8000 Mann in den dortigen Ge-

genden ſtand, ſich nach dem Brandenburgiſchen zurück, woſelbſt er noch die wenigen Truppen des Grafen von Schaumburg an ſich zog. Unterdeſſen aber nahm Guſtav Adolph nach einander Stargard, Anklam, Ukermünde und Wolgaſt; vertrieb die Kaiſerlichen aus Greifenhagen und Garz, und ſchritt dann weiter gegen das Herzogthum Mecklenburg vor, das er bis auf wenige Städte ſeinen vorigen Beſitzern, die in ſeinem Gefolge zogen, neuerdings unterwarf; worauf er ſie mit großem Pomp unter Glockengeläute und Kanonendonner wieder in ihre Hauptſtadt einführte. Dieſe Herzoge hatten ihm Truppen geworben und ſolche dem Commando des Herzogs Carl von Sachſen-Lauenburg untergeben; den aber der heranziehende Pappenheim nöthigte, mit ſeiner ganzen Mannſchaft ſich gefangen zu geben.

Dieſe reißenden Fortſchritte des fremden Königs auf deutſchem Boden verbreitete Schrecken unter den katholiſchen Fürſten und Ständen, welche der Schneemajeſtät geſpottet hatten, die, wie ſie meinten, im Norden die Kälte noch zuſammenhielte, die jedoch immer mehr ſchmelzen würde, je näher ſie dem Süden käme. Aber auch den proteſtantiſchen Fürſten war Guſtav Adolph ſiegreicher geweſen als ihnen lieb war; ſie traten zu einem Bündniſſe in Leipzig zuſammen. Tilly erhielt Befehl, nach Niederſachſen aufzubrechen; doch die Armee der Ligue war größtentheils zerſtreut, aufgelöst; das Einverſtändniß der Liguiſten weſentlich geſtört. Mit Noth und Mühe brachte der neue Generaliſſimus in ſechs Monaten 20,000

Mann im Jülichſchen, in Oſtfriesland, Bremen, Schwaben und Franken zuſammen, und erſchien endlich im Anfang des Jahres 1631 zu Frankfurt an der Oder. Aber ſeine Truppen waren in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß auch der beſte General nichts mit ihnen hätte ausrichten können. Den wenigen, die er noch im Brandenburgiſchen antraf, fehlte es an Proviant, an Geſchütz, Pulver, Zugvieh, und natürlich auch an Muth; und dennoch wollte Tilly auf den König von Schweden ſelbſt losziehen, der indeſſen immer weiter um ſich griff; Colberg, nach Strahlſund die feſteſte Stadt, durch Hunger bezwang, und hierauf Demin belagerte und ſo heftig beſchoß, daß der kaiſerliche General, Herzog von Savelli endlich, zu Tilly's großem Verdruß, die Feſtung mit Accord übergab.

Als dieſer General von Demin abzog, beſprach ſich der König ſehr freundlich mit ihm, lobte ihn, daß er Roms Herrlichkeiten verlaſſen habe und nach Deutſchland in den Krieg gezogen ſei; endlich bot er ihm zum Abſchied die Hand und ſagte, es werde ihn allzeit erfreuen, ihn an der Spitze der Kaiſerlichen ſich gegen über zu ſehen. Als der Herzog abgezogen war, ſprach der König zu ſeinen Kriegesoberſten: »er möchte ſeinen Kopf mit dem des Savelli nicht vertauſchen, der, wenn er ſein Diener wäre, ohne weiters ſpringen müſſe; doch dürfte ihm kaum etwas Leides widerfahren; denn der Kaiſer ſei allzu gut; und dieſe Leute verließen ſich auf ſeine Milde.« Nichts deſto weniger ward Savelli bei ſeiner Ankunft in Wien

wegen ſeiner ſchlechten Vertheidigung einige Monate enge verhaftet.

Tilly hatte während deſſen einige Verſtärkungen erhalten und griff nun Neubrandenburg an, das er im Sturm eroberte; da die ſchwediſche, aus 400 Mann beſtehende Beſatzung ſich zu keinem Accord verſtehen wollte und bis auf den letzten Mann ſich wehrte; ſo daß außer dem verwundeten General Kniphauſen, keiner mit dem Leben davon kam. Seine Abſicht war nach Vorpommern einzudringen. Als er aber erfuhr, der König ſei bei Schwedt über die Oder gegangen und habe eine ſo vortreffliche Stellung genommen, daß die Kaiſerlichen ihn nicht leicht angreifen, er hingegen ihnen immer in den Rücken fallen könnte, ob ſie diesſeits oder jenſeits der Oder vordrängen, beſann er ſich nicht lange, gab die Wiedereroberung Pommerns und Mecklenburgs auf, und zog ſich nach der Elbe zurück, Schleſien zu decken und in dieſer Abſicht Magdeburg zu erobern; das den, vom Kaiſer abgeſetzten Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm von Brandenburg wieder aufgenommen, und den König von Schweden ſelbſt eingeladen hatte, der ihnen indeſſen den ſchwediſchen Oberſten von Falkenberg als Commandanten zuſandte. Auch hoffte Tilly durch dieſe Maßregel den König zum Entſatz der Feſtung herbei zu locken; und ihn zu einem Haupttreffen zu nöthigen.

Guſtav Adolph, dem nicht weniger als dem kaiſerlichen Generaliſſimus an dieſer Stadt gele-

gen war, die er ſich längſt zu einem trefflichen Waffenplatz erſehen hatte, wollte es gleichwohl nicht wagen, ſeinen ganzen Ruhm durch eine Schlacht auf das Spiel zu ſetzen; noch auch weiter vordringen, bis er nicht zuvor die proteſtantiſchen Fürſten zu Freunden und Bundesgenoſſen gewonnen hätte. Zwar verließ er ſein feſtes Lager vor Schwedt; doch nur um Frankfurt an der Oder einzunehmen, das eben nicht ſehr ſtark befeſtiget war, doch eine Beſatzung von 8000 Mann zur Vertheidigung hatte. Er nahm die Stadt durch einen dreimaligen Sturm ein; die Kaiſerlichen, die zwar tapfern Widerſtand thaten, aber wegen der ſchwachen Feſtungswerke außer Stande waren, die Stadt gegen Guſtavs mächtiges Heer zu behaupten, hatten bereits zwei Mal Chamade geſchlagen; doch die Schweden verwarfen jede Capitulation, und hieben was nicht unter Begünſtigung der Nacht auf Abwegen ſich flüchten konnte, ohne Barmherzigkeit nieder. Neubrandenburgiſch Quartier! war das Loſungswort der Schweden während dieſes Blutbades; denn alſo wollte der König durch den Mord von acht Tauſend tapfern Kriegern den Tod der 400 Schweden rächen, die bei dem Sturm von Neubrandenburg gefallen waren. Hierauf gab er, der Beſchützer der Proteſtanten, dieſe ganz proteſtantiſche Stadt einer dreiſtündigen Plünderung preis, während welcher die, durch ihre Mannszucht ſo gerühmten Schweden ſo himmelſchreiende Exceſſe begingen, daß der König und die Kriegesoberſten am Ende ſelbſt mit

Schwert und Prügeln drein ſchlagen, einige Soldaten niederhauen, andere aufknüpfen mußten, dem Würgen und den ſchändlichſten Ausſchweifungen ein Ziel zu ſetzen. Zum Schluß dieſer Barbarei wurden noch ſechzehn Häuſer in Aſche gelegt; und hierauf ſechs Regimenter bei den Bürgern einquartirt. Die Sanftmuth, mit welcher proteſtantiſche Schriftſteller über dieſe Heldenthat des frommen Vandalenkönigs hinausgehen, iſt in der That bewunderungswürdig. — Von hier aus ſchrieb Guſtav an die Magdeburger, ermuthigte ſie zur Standhaftigkeit und vertröſtete ſie auf baldigen Entſatz.

Tilly war auf die erſte Nachricht, Guſtav Adolph ſei nach Frankfurt aufgebrochen, in Eilmärſchen zur Rettung dieſer Stadt fortgezogen, deren Schickſal er leicht vorausſehen konnte, wofern der Feind mit ſeiner ganzen Armee auf ſie losbrach. Aber ſchon unter Weges erfuhr er, welches Blutbad der König dort angerichtet, und daß er nun ſeinen Marſch gegen Landsberg gewendet habe, das noch von den Kaiſerlichen beſetzt war. Alles glaubte, er werde nun eilen, Magdeburg zu beſchützen; Guſtav Adolph jedoch blieb ſeinem Grundſatze getreu, früher den Rücken frei zu haben; unterhandelte noch einmal mit dem Churfürſten von Brandenburg, der die Acht des Kaiſers fürchtete, den König aber wegen Pommern von Herzen haßte, und ſich weder zu einem Bündniſſe mit ihm verſtehen, noch auch ſeinem Begehren ſich fügen wollte, die Feſtungen Cüſtrin und Span-

dau ihm einzuräumen. Dieſe Weigerungen entflammten den Zorn des Schwedenkönigs; er nahm ſeinen Marſch nach der Spree und rückte endlich mit einem Theil ſeiner Armee nahe vor Berlin, dasſelbe zu belagern; bis endlich der Churfürſt ihm entgegen kam und, nach langen Unterhandlungen, endlich ſich bewegen ließ, die Feſtung Spandau ihm ſo lange einzuräumen, bis Magdeburg entſetzt und der König wegen des Rückzuges geſichert wäre.

Dieſe Beiſpiele ſchreckten die übrigen proteſtantiſchen Fürſten. Der Churfürſt Johann Georg von Sachſen ſah an Pommern und den wichtigſten Plätzen in Preußen, deren Guſtav ſich bemächtiget hatte, und die er noch immer beſetzt hielt, was er ſelbſt von dieſem Beſchützer der proteſtantiſchen Sache zu erwarten hatte; und wollte ſich durchaus nicht zu einem Bündniſſe mit ihm, noch auch zu einem Darlehen von einigen hundert tauſend Thalern herbeilaſſen, die Guſtav Adolph von ihm verlangte, im Falle er keine Allianz mit ihm ſchließen wollte. Seine eigentliche Abſicht war, die Macht des Kaiſers und des Königs von Schweden im Gleichgewichte zu halten, und unter den Proteſtanten ein drittes Bündniß zu errichten, an deſſen Spitze er ſich ſelbſt ſtellen wollte; und ſchon hatten auch, wie bereits früher erinnert wurde, die proteſtantiſchen Fürſten und Stände zu Leipzig ſich verſammelt, und ein Schreiben an den Kaiſer geſandt, worin ſie ihm den jammervollen Zuſtand des gleich-

ſam in den letzten Zügen liegenden deutſchen Reiches mit großer Wemuth vorſtellten, und nicht nur auf die gänzliche Abſtellung des Religionsedicts und aller dießfälligen Commiſſionen und Executionen, ſondern auch auf die ſchnelle Aufhebung der »unerhörten, grauſamen Kriegspreſſuren, capitulations- und reichsconſtitutions-widrigen Contributionen, Werbungen, Durchzüge, Einquartierungen, Plünderungen, Verwüſtungen, Exceſſe und Inſolentien« antrugen, und ſeinen kaiſerlichen Schutz in dem feſten Vertrauen anflehten, »er werde, wofern ſie von der Soldateska wieder vergewaltiget werden ſollten, es ihnen nicht verdenken, wenn ſie ſich und ihre Lande und Leute durch die, von Gott und der Natur, auch den Reichsgeſetzen in alle Wege zugelaſſene Defenſion beſtens verwahren.«

Ein ähnliches Schreiben ſandten ſie auch an die katholiſchen Churfürſten mit der dringenden Bitte, ihrer ſich anzunehmen und den Frieden zurück bringen zu helfen. Hierauf beſchloſſen ſie, nach Maßgabe der Kreisordnungen ſich in eine gewiſſe Verfaſſung zu ſetzen und mit ihrer Ritterſchaft und dem Ausſchuß des Landvolkes in guter Bereitſchaft zu halten, »jedoch in den Schranken der Defenſion und der Reichs- und Kreisordnungen zu verbleiben; es mit einander treulich zu meinen, und auf den Fall, daß einer oder der andere Kreis wider die Wahlcapitulation, die Reichsgeſetze oder die geſchriebenen Rechte ohne Urſache vergewalti-

get werde, demſelben auf ſein vorhergegangenes Erſuchen Hilfe zu leiſten.«

Es kam aber dem Kaiſer und der Ligue höchſt ungelegen, gerade jetzt mit ſolchen Beſchwerden behelligt zu werden, wo die Schweden immer weiter vordrangen. In den ſtärkſten Ausdrücken verwies der Kaiſer dieſer Verſammlung ihre ſchnöden Aeußerungen über den Krieg, den er nothgedrungen führen mußte, und wobei die Durchzüge und andere, von einem Kriege unzertrennlichen Laſten ſeine eigenen Länder nicht minder ſchwer trafen; ſie aber eine Defenſionsordnung gegen ſeine Truppen aufrichteten, gleich als wäre er der erklärte Feind des Reiches. — Er erließ alſo mehrere Monitorialſchreiben und ſendete einen eigenen Commiſſarius nach Dresden ab, dem Churfürſten wegen dieſes ſo ganz unerwarteten Betragens der proteſtantiſchen Stände ernſte Vorſtellungen zu thun. Doch vergeblich. Eben ſo wenig fruchteten alle kaiſerlichen Avocatorien an die übrigen proteſtantiſchen Fürſten und Stände, ihre Werbungen einzuſtellen. Die katholiſchen Churfürſten und Stände verſammelten ſich nun mit den übrigen Liguiſten, und hielten einen Convent zu Dünkelſpühl; wo ſie beſchloſſen, zu dem Beiſtand des Kaiſers in noch ſtärkere Verfaſſung ſich zu ſetzen. Sie antworteten den Proteſtanten ſehr mißbilligend, mahnten ſie von allen Kriegesanſtalten und Feindſeligkeiten ab, und thaten ihnen den Vorſchlag, den Termin des Compoſitionstages, der bereits für Frankfurt am Mayn beſtimmt war, bis

zum 7. Auguſt zu verlängern. Aber auch ſie richteten nichts aus; die Proteſtanten fuhren fort ſich zu rüſten. Ganz Deutſchland ward ein neuer Werbe- und Muſterplatz; zagend ſah man neuen, ſchrecklichen Verwüſtungen und blutigen Auftritten zwiſchen Deutſchen und Deutſchen entgegen.

Der Kaiſer, welcher ſah, daß der Schwedenkönig auf deutſchem Boden ſich mächtig ſtärkte, mit Frankreich in öffentlichem Bündniſſe ſtand, und daß auch immer mehrere proteſtantiſche Stände ſich an ihn anſchmeichelten und ein Trutz- und Schutzbündniß mit ihm ſchloſſen, caſſirte durch einen reichsoberhauptlichen Machtſpruch den, der katholiſchen Ligue feindlich gegenüberſtehenden Leipziger Bund, und löste denſelben durch die Waffen auf. Graf Fürſtenberg, der eben mit einem Armeecorps von dem Mantuaniſchen Kriege aus Italien zurückkehrte, vollzog das diesfällige kaiſerliche Mandat mit erſtaunlicher Schnelligkeit. Nachdem er Kempten und Memmingen bezwungen, mit kaiſerlichen Truppen beſetzt, und von jeder dieſer Städte 50,000 Gulden für Abwendung der Plünderung erhoben hatte, brach er mit 24,000 Mann ins Würtembergiſche ein. Der Adminiſtrator des Herzogthums raffte Soldaten zuſammen ſo viele er konnte; doch der größte Theil derſelben beſtand aus ungeübtem Landvolk. Er erwartete Hilfe aus Franken, und erſuchte auch den Markgrafen von Baden-Durlach und die übrigen proteſtantiſchen Reichsſtände eilig um Truppen. Aber ehe er Antwort von ihnen empfing,

ſtand die ganze kaiſerliche Armee bei Tübingen ihm gegenüber. Mit 16000 Mann meiſt ungeübten Landvolkes den 24000 alten und geübten kaiſerlichen Kriegern eine Schlacht zu bieten, lief gegen alle Klugheit; er ſchloß alſo mit Fürſtenberg einen Vergleich, worin er dem Leipziger Bunde entſagte, für das kaiſerliche Heer Quartiere und Unterhalt bewilligte, Treue und Gehorſam verhieß, und ſeine Truppen verabſchiedete.

Würtembergs Beiſpiele folgten Ulm und andere Städte; die fränkiſchen Kreisſtädte warteten Fürſtenbergs Ankunft nicht einmal ab; ſie ſandten ihm Abgeordnete entgegen, erboten ſich den kaiſerlichen Monitorialien zu gehorchen, dem Bunde zu entſagen, und die geforderte Kreishilfe von 72 Römermonaten zu entrichten. Und ſo war der Leipziger Bund in ganz Schwaben und Franken in weniger als zwei Monaten vernichtet.

Während dieſer Zeit war Tilly vor Magdeburg gezogen und hatte dieſe feſte, reiche und auf ihre Freiheit eiferſüchtig pochende Stadt belagert, welche vor zwei Jahren Wallenſtein ſich vergeblich bemüht hatte, ſelbſt durch eine halbjährige Sperrung dahin zu vermögen, entweder kaiſerliche Truppen in die Winterquartiere aufzunehmen oder eine bedeutende Summe dafür zu bezahlen. Mit großem Übermuth hatten die Magdeburger Tillys und ſeiner Truppen geſpottet, als er von ihrer Stadt abgezogen war, Frankfurt an der Oder zu Hilfe zu eilen; aber doppeltes Entſetzen kam nun über ſie, als ſie ſahen,

wie dieſer Feldherr ernſtliche Anſtalten zur Belagerung traf. Nachdem er der Vorwerke nach einander ſich bemächtiget hatte, ſandte er einen Trompeter mit drei Schreiben an den Magiſtrat, an den Adminiſtrator und an den ſchwediſchen Commandanten von Falkenberg ab, ſtellte ihnen wohlmeinend alles Elend vor, welchem ſie durch eine Belagerung ſich ausſetzten, und ermahnte ſie zur Übergabe, weil es im Fall eines Sturmes, auch mit dem beſten Willen nicht in ſeiner Macht ſtehe, ſie vor dem Grimm ſeiner erbitterten Soldaten zu ſchützen.

Doch ſie ließen ihm ſagen, Eher würden ſie ſterben als ſich ergeben; erſuchten ihn jedoch, er möchte ihnen geſtatten, Geſandte an die beiden Churfürſten von Sachſen und Brandenburg zu ſchicken; was jedoch unter dieſen Umſtänden Tilly nicht zugeben konnte. Es fehlte auch den Magdeburgern in der That nicht an Willen zum Widerſtand, wohl aber fehlte es ihnen an Streitkräften; und darum auch mußten ſie, weil ſie dieſelben nicht behaupten konnten, die beiden Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt abbrennen. Nichts deſto weniger ſchoſſen ſie von den Wällen heftig in das kaiſerliche Lager, und richteten dadurch nicht geringen Schaden an. Sie thaten ſogar einige Ausfälle, verloren jedoch dabei ihr beſtes Volk.

Den Mangel an Truppen auf gewiſſe Weiſe zu erſetzen, wurden die Bürger bewaffnet. Doch da zeigte ſich ein kleinlicher Eigennutz, eine Uneinigkeit und Gleichgültigkeit, die mit dieſer allgemeinen Noth und Bedrängniß ſonderbar contraſtirte. Nichts woll-

ten die Bürger thun noch geben ohne bare Bezahlung. Statt ſelbſt zu erſcheinen und Alles zu wagen, ſchickten die Reichern ihr Geſinde und ihre Diener auf den Wall; Keiner wollte mehr thun als der Andere *), und die wachehabenden Bürger wußten den Bierkrug beſſer als die Waffen zu gebrauchen. Falkenberg ſah dieſen gänzlichen Mangel an Gemeinſinn und Patriotismus mit höchſter Beſtürzung; und hatte vollauf zu thun, die Gemüther durch Zureden und eigenes Beiſpiel zu ermuthigen.

Tilly eilte, denn ſchon war Guſtav Adolph von Berlin zum Entſatz der Stadt aufgebrochen. Noch einmal ließ dieſer Feldherr die Belagerten zur Übergabe auffordern und ernſtlich ermahnen, »durch ihre continuirliche Halsſtarrigkeit und Obſtinacität es nicht zu den äußerſten Extremitäten kommen zu laſſen;« erhielt aber die vorige Antwort. — Falkenberg ließ ſich keine Mühe verdrießen und arbeitete Tag und Nacht. Eben ſo unermüdlich arbeitete Pappenheim in den Schanzgräben. Als nun Alles zum Sturm fertig war, ſandte Tilly zum letzten Male einen Trompeter mit drei Schreiben in die Stadt, von welchen jenes an den Markgrafen Chriſtian alſo lautete.

---

*) Khevenhiller erzählt, ſie hätten ſogar in dieſer allgemeinen Noth das Bier aus Gewinnſucht verfälſcht; worauf Viele krank geworden; und der löbliche Magiſtrat habe das Schießpulver, das der Stadt angehörte, bis auf die letzte Stunde vorbehalten.

»Ob er zwar nicht ungeneigt geweſen, die bewußten Päſſe begehrter Maßen zu überſenden, alldieweilen aber Ihro fürſtlichen Gnaden ſelbſt ſähen und ſpüreten, daß es mit berührter Stadt nunmehro ſchon zu ſolchen Extremitäten gerathen, daß die Sache keine Verzögerung, viel weniger dergleichen Verſchickungen erleiden könnte, ſondern bei ſo beſchaffenen Dingen das beſte Mittel wäre, ſich der kaiſerlichen Majeſtät, hindangeſetzt aller andern Conſiderationen und Einbildungen zu ſubmittiren, als hätte er bemeldte Magdeburger nochmals ihrer Schuldigkeit treuherzig erinnern wollen, maßen ſie Ihro fürſtlichen Gnaden ſolches zweifelsohne vorbringen würden.«

»Demnach dann Ihro fürſtl. Gn. vernünftig zu ermeſſen hätten, zu was großer Gefährlichkeit dieſes Werk unfehlbar ausſchlagen würde, wofern ſich die Submiſſion länger verzögern ſollte, als hätte er nicht unterlaſſen können, Deroſelben ſolches aus aufrichtigem Gemüthe und rechtſchaffener Intention nochmals zu Herzen zu führen, und Dieſelben zu erſuchen, Sie, als ein geborener vornehmer Reichsfürſt, wollten Dero fürſtlichen Stamm und Namen, welche hierunter nicht wenig periclitirten, neben angezeigter Gefahr wohl betrachten, und von ſich ſelbſt eine kurze und ſolche Reſolution faſſen, auch mehr gedachte Magdeburger zu ihrem eigenen Beſten dergeſtalt beweglich ermahnen, daß man in effectu verſpüren könne, daß ſie zu friedlichen Actionen, allermeiſt aber das bevorſtehende Unglück durch ſchuldigen Gehorſam abzuwenden geneigt wären.«

Statt dieſen dreimal wiederholten, herzlichen Vorſtellungen Tillys Gehör zu geben, behielten nun die Magdeburger den Trompeter zurück, den ſie erſt am dritten Tage abfertigen wollten, den Sturm wenigſtens bis dahin aufzuhalten und dem Schwedenkönig Zeit zu vermitteln, bis dahin zum Entſatz der Stadt herbei zu kommen. Aber gerade dies beſtimmte den Generaliſſimus, die Eroberung zu beſchleunigen. Daß ihm das nahe Schickſal Magdeburgs zu Herzen ging, iſt außer Zweifel. Er ſchwankte ſogar einige Zeit, und hoffte noch immer die Magdeburger würden bei dem Anblick der Vorkehrungen zum Sturm ſich zu einer Capitulation herbei laſſen. Endlich ſchwiegen die Batterien. Die in der Stadt ſahen ſogar, daß er einige Kanonen von der abgebrannten Vorſtadt Sudenburg abführen ließ, geriethen dadurch auf den Gedanken, die Kaiſerlichen ſchickten ſich zum Abzuge an, blickten ſchon rings in die Ferne, ob ſie nicht den Anzug der ſchwediſchen Waffen blitzen ſähen, und weil auch die ganze Nacht hindurch keine einzige Bombe geflogen kam, erachteten ſie, es ſei nichts mehr zu befürchten, und begaben ſich gegen Anbruch des Tages unbeſorgt nach Hauſe, der lange entbehrten Ruhe zu pflegen.

Doch am Vorabende dieſer ſchrecklichen Ruhe hatte Tilly noch einmal ſeinen Kriegsrath zuſammen berufen, wo der feurige Pappenheim durch ſeine überzeugende Beredſamkeit alle Feldoberſten hinriß, den Sturm noch in der Nacht ſelbſt zu beginnen, der jedoch durch den Generaliſſimus um fünf Uhr früh (10. Mai 1630) angeſetzt ward. Zwei Kanonenſchüſſe ſollten

das Zeichen zum Angriff geben. Die Sturmkolonnen ſtanden bereit und harreten mit Ungeſtüm des Signals. Kaum hatte dasſelbe gedonnert, ſo erſtiegen ſie von vier Seiten zugleich die Mauern der unglücklichen Stadt. Falkenberg ſtrengte ſeine letzte Kraft an, er fiel; mit ihm viele Tapfern; Magdeburg war verloren; denn ſtatt eines feſten Planes zum Angriff, herrſchten Angſt, Verwirrung und beſinnungsloſe Verzweiflung. Alle Thore wurden aufgeriſſen und mit fürchterlichem Kriegeslärm ſtürzten die wilden Heere der Wallonen und Croaten ergrimmt und gierig nach Beute herein.

Und nun, ſpricht Schiller, »fing eine Würgeſcene an, für welche die Geſchichte keine Sprache, und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreie Kindheit, nicht das hilfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt; und das wehrloſe Geſchlecht hat blos das Vorrecht einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu werden.« u. ſ. w. Tief ergreifend iſt allerdings ſeine feurige Schilderung dieſer gräßlichen Blutſcenen, und muß jedes Gemüth mit Grauſen erfüllen; zumal aber muß der bekannte Beiſatz jedes Herz zu Haß und Abſcheu gegen den Generaliſſimus Tilly anregen.« Einige liguiſtiſche Officiere, von dieſem grauſenvollen Anblick empört, unterſtanden ſich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun laſſen. Kommt in

einer Stunde wieder, war ſeine Antwort; ich werde dann ſehen was ich thun werde; der Soldat muß für Gefahr und Arbeit etwas haben!« — Nur ſcheint dieſer gefeierte Schriftſteller in ſeiner gerechten Ereiferung einiger Umſtände bei dieſer Eroberung zu vergeſſen. Daß Plünderung und empörende Ausſchweifungen bei der Erſtürmung feindlicher Städte gewöhnlich ſind, iſt eine bekannte Sache; doch nicht eben ſo ſind es Würgen und Morden; hierzu muß der Krieger durch gerechte Rache gereizt werden. Nun erzählt aber die Geſchichte von dieſer Eroberung: »Die Wuth der Kroaten Iſolani's und der Wallonen Pappenheims kannte keine Gränzen, als aus allen Fenſtern Steintrümmer, Kugeln, Dachziegel, Feuerbrände und ſiedendes Waſſer fielen; als Gaſſe für Gaſſe durch einzelne Stürme mit neuem Blutvergießen mußte gewonnen werden.« — Darf uns daher dieſe furchtbare Raſerei roher Kriegesleute ſonderlich wundern? Denn was die Deutſchen betrifft, läßt Schiller allerdings ihrer Menſchlichkeit Gerechtigkeit widerfahren.

Dann erzählt dieſer nämliche Schiller: »Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerſtand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verſchiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob ſich ein Sturmwind;« u. d. Ü. Dieſe nämliche Begebenheit erzählt eine andere aufrichtige proteſtantiſche Feder alſo: »Pappenheim hatte das Feuer von der einen, die Bürger von der andern Seite angelegt; jener um den Widerſtand der Bürger zu hemmen; dieſe, um dem

Feinde die Beute zu entreißen *);« woraus hervorgeht, daß die Bürger ihre Barſchaft und beſte Habe in einige Häuſer geflüchtet und dieſe Häuſer in Brand geſteckt hatten; damit der Soldat keine Beute fände; was natürlich den, durch einen ſo ſchrecklichen Empfang ohnedies aufs höchſte entrüſteten Krieger noch mehr erbittern mußte. — Auch vergaß Schiller, dem doch Khevenhillers Annalen nicht fremd waren, daraus anzuführen, daß eben dieſer fühlloſe Tilly bei dem Anblick des verödeten Magdeburg, weinend über den Untergang einer ſo ſchönen, alten und mächtigen Stadt klagte, die, trotz ſeiner ſo biederſinnigen wiederholten und ergreifenden Warnungen, durch ihre Obſtinacität und den Fanatismus ihrer Prediger zu Grunde gegangen war. Denkwürdig auch iſt's, daß dieſer nämliche hartherzige Tilly über tauſend Menſchen, welche drei Tage und zwei Nächte ohne Eſſen und Trinken, unter beſtändiger Todesangſt im Dom zugebracht hatten, nicht nur begnadigte, ſondern auch tröſtete und, weil der entſetzliche Brand beinahe die ganze Stadt in Aſche gelegt hatte, und keine Speiſen zu finden waren, Commißbrote unter ſie vertheilen ließ, das Einzige was für den Augenblick ihm zu Gebote ſtand. Sehr bündig auch ſpricht Hormayr: »Warum immer Magdeburg und nur Magdeburg, als wäre dies der einzige Platz, der der Erſtürmung, der eines warnenden Beiſpiels fürchterliche Folgen

---

*) Heinrich in Gutri und Grey. 93. B.

erfuhr? Warum nie von Barcellona, Xativa, von Oczakow, und Praga, von der Vendee, von Arezzo, Calabrien, Lübeck, Saragoſſa? — Warum rechnet man nur einer Partei an, was doch beide gethan haben, und was aufs billigſte genommen, ſich höchſtens aufhebt? Warum vergißt man in den Büchern, was das Volk noch nicht vergeſſen hat, das Schwedenlied und das Schwedenfeſt?«

Dies klägliche Loos Magdeburgs erregte lautes Murren unter den Proteſtanten über das Zaudern des Schwedenkönigs; und die Schutzſchrift die dieſer König erließ, ſein Betragen zu rechtfertigen, nützte den Magdeburgern wenig; und war auch eben nicht geeignet, dieſen Flecken aus dem Glanze ſeines Ruhmes zu tilgen. »Die Stadt, ſprach er, habe, auch gegen genugſame Verſicherung und auf die beweglichſte Erinnerung und das fleißigſte Erſuchen, zur Werbung einer ziemlichen Armee keine erklecklichen Gelder vorſtrecken, ja ſeiner königlichen Würde nicht einmal die geringſten Dienſte leiſten, noch Ihren Soldaten Quartiere geben wollen, bis nicht der Feind ihnen auf dem Hals geweſen wäre. Dann habe es auch der König nicht wagen können, von der Oder ſich zu entfernen; weil der General Schaumburg mit einem ſtarken Armeecorps ihm im Rücken geſtanden, Tilly aber an Truppen ihm weit überlegen geweſen wäre; überdies auch der Churfürſt von Brandenburg mit Einräumung der Feſtungen Cüſtrin und Spandau gezaudert, und der Churfürſt von Sachſen ihn weder mit Truppen, noch mit Lebensmitteln und Kriegsbe-

dürfniſſen habe unterſtützen wollen; ſondern beide vielmehr ſich alſo gegen ihn betragen hätten, daß er ihnen nicht habe trauen können.«

Wirklich war der Churfürſt von Brandenburg, und zwar, wie wir ſchon früher ſahen, nicht ohne Urſache, über den König erbittert. Sicher auch hätte er ihm dieſe beiden Feſtungen nicht zur Verfügung überlaſſen, wofern nicht Guſtav Adolph ernſtlich Miene gemacht hätte, Berlin zu beſchießen. Sachſens Geſinnungen aber waren zweideutig. Die ſchnöden und hochfahrenden Antworten, die der Churfürſt Johann Georg dem Generaliſſimus, Grafen Tilly, ſeit einiger Zeit ertheilte, ließen dieſen ſeine wahren Abſichten vermuthen. Schwer nämlich hatte dieſen Fürſten ins beſondere das kaiſerliche Reſtitutionsedict getroffen, wegen welches er den Leipziger Convent veranſtaltete, deſſen Beſchlüſſe Ferdinand durch einen kaiſerlichen Machtſpruch caſſirt hatte. Noch tiefer hatte es ihn gekränkt, daß, nachdem das Capitel des ehemaligen Erzſtiftes Magdeburg ſeinen Sohn, den Prinzen Johann Auguſt, zum Adminiſtrator (eigentlich Landesherrn) begehrt hatte, Kaiſer Ferdinand, der dies, früher katholiſche Erzbisthum wiederherſtellen wollte, in dieſer Abſicht ſeinen eigenen Sohn, den Erzherzog Leopold, vom Papſte zum Erzbiſchofe daſelbſt hatte ernennen laſſen. Der Churfürſt liebte den Schwedenkönig nicht; aber dieſe Vorgänge entfernten ihn auch vom Kaiſer, gegen welchen er bisher eine ſo große Anhänglichkeit bewieſen hatte, daß ſogar manche Katholiken darüber ſich wunderten.

Dieſe Spannung zu einem völligen Bruche zu ſteigern, gab der unruhige ſächſiſche Feldmarſchall Arnheim ſich alle Mühe. Er hatte früher unter Wallenſtein gedient, und ſtand noch immer in innigſtem Einvernehmen mit dieſem, über ſeine, wiewohl glänzende Zurückgezogenheit unzufriedenen und nach Rache und Thätigkeit lechzenden Fürſten.

Es betrieb alſo der Churfürſt Johann Georg ſeine Rüſtungen beſtändig fort, ohne darüber ſich näher zu erklären. Tilly, dem dies nicht gleichgültig ſeyn konnte, fertigte Abgeordnete an ihn ab, ihn um den Zweck dieſer Rüſtungen zu befragen; und ließ ihn zugleich erſuchen, ſeinen Truppen Einlaß in Sachſen zu geben, und die geworbenen Landtruppen zu entwaffnen, oder aber ſolche mit den kaiſerlichen zu vereinigen. Zugleich rückte er, dieſen Antrag zu unterſtützen, auf die ſächſiſchen Gränzen vor. Zu ſpät kam dieſem Feldherrn ein Schreiben von dem Churfürſten von Bayern zu, worin derſelbe ihm bedeutete, gegen den Churfürſten von Sachſen mit möglichſtem Glimpf vorzugehen, und keine Gelegenheit zu verſäumen, die Sache durch Unterhandlungen beizulegen. — Johann Georg antwortete den Abgeordneten, »er hoffe wohl nicht, ſtatt der verheißenen und wohl verdienten Belohnung für ſo viele, dem Kaiſer und Reiche geleiſteten Dienſte vergewaltigt und mit dem Ruin ſeiner Lande bezahlt zu werden.« Auch ſprach er während des glänzenden Gaſtmahles, das er den Abgeordneten gab, zu ihnen: »Ich merke wohl, man will das ſächſiſche, bisher aufgeſparte Confect zuletzt aufſetzen;

aber, ihr Herren, es ſind Nüſſe darunter; gebet Acht, daß ihr die Zähne euch nicht daran ausbeißet!«

Gewiß iſt's, daß der, von Natur ängſtliche Churfürſt, als er einmal von der Unmöglichkeit überzeugt war, eine dritte Partei zu bilden, unentſchloſſen wankte, ob er an den Kaiſer oder an den König von Schweden ſich anſchließen ſollte; und daß Tilly's Begehren ſeiner Wahl den Ausſchlag für den Schwedenkönig gab. Nun aber ließ der Generaliſſimus auch das, bisher verſchonte Sachſen alle Strenge des Krieges empfinden, zog noch das Fürſtenbergiſche Armeecorps an ſich, das ſo eben aus Schwaben zurückkehrte, und rückte mit einem Heere von 40,000 Mann bis nach Halle vor; worauf er die Städte Weiſſenfels, Freiburg, Merſeburg, Naumburg, Zeitz, und andere Plätze beſetzte, die entweder geplündert wurden, oder aber durch bedeutende Summen ſich loskaufen mußten. Am 2. September brach er nach Leipzig auf, und wiederholte von dort aus ſeinen Antrag an den Churfürſten; der ihm jedoch in ſeinem Antwortſchreiben die bitterſten Vorwürfe über ſeine grauſamen Feindſeligkeiten machte. Tilly ließ ſich nun in ſeinen Operationen nicht länger aufhalten und forderte von den Leipzigern Proviant und die Einnehmung einer kaiſerlichen Beſatzung. Da aber die Stadt erklärte, ſie könne ohne Befehl des Churfürſten nichts bewilligen, fing er an, einige Bomben in die Stadt zu werfen. Doch Bürger und Soldaten vereinigten ſich, ſetzten ſich tapfer zur Wehr, erwiederten ſeine Kanonade wacker von den

Wällen, und ſteckten, noch ehe ſie förmlich belagert waren, ſelbſt die Vorſtädte in Brand. Nun zeigte Tilly größern Ernſt, ſetzte mit Granaten und Feuerkugeln ihnen immer heftiger zu, und forderte ſie durch das warnende Beiſpiel Magdeburgs zur Capitulation auf, die ſie auch endlich unterzeichneten, und in Folge welcher ſie dem Generaliſſimus die Stadt öffneten und eine Brandſchatzung von 200,000 Thalern bezahlten.

Während deſſen war Guſtav Adolph bei Wittenberg über die Elbe gegangen, wo der Churfürſt von Sachſen, der früher ſeine Anträge abgewieſen hatte, ihm nun den Triumph gewährte, ihn ängſtlich um Hilfe anzuflehen. Stolz und kalt, aber mit heimlicher Freude empfing der König den Feldmarſchall Arnheim, der im Namen des Churfürſten gekommen war, und ſprach achſelzückend, er bedaure den Churfürſten; dies Unglück wäre ihm nicht widerfahren, wenn er ſeinen Worten geglaubt hätte; er habe nun andere Diſpoſitionen mit ſeinen Truppen getroffen. Indeſſen wolle er ihm dennoch zu Hilfe kommen, wofern er ihm Wittenberg zum Rückzug einräumen, ſeinen älteſten Sohn als Geißel ins Lager ſchicken, dem ſchwediſchen Heere einen dreimonatlichen Sold ausbezahlen, und ſeine untreuen Rathgeber ausliefern oder ſelbſt beſtrafen wolle. Der zagende Churfürſt verhieß Alles und noch mehr als dies; er ſelbſt erbot ſich, nebſt ſeinem Churprinzen und ſeiner ganzen Familie in das ſchwediſche Lager ſich zu begeben,

und den letzten Heller an die gemeinſame Sache zu ſetzen.

Zu Torgau hielt der König in Gegenwart der beiden Churfürſten von Sachſen und von Brandenburg großen Kriegsrath. Bei Düben hatte die ſächſiſche Armee mit der ſchwediſchen ſich vereint. Die Abſicht des Königs war nicht, ſogleich eine Schlacht zu liefern; ſondern erſt den Feind rings zu umgeben, und ihn aus ſeiner vortheilhaften Stellung ins freie Feld zu locken. »Wagen wir jetzt eine Schlacht, ſprach er, ſo ſetzen wir eine Krone und zwei Churhüte auf das Spiel. Meine Krone zwar iſt hinter einer Schanze wohl verwahrt; geht aber die Schlacht verloren, dann dürften eure Churhüte gewaltig wanken; da der Feind euch auf dem Halſe liegt.« Doch Johann Georg, deſſen Land auch durch den unglücklichſten Ausgang eines Treffens nicht härter konnte mitgenommen werden als nun, wo es zwei zahlreiche Armeen zu tragen hatte, beſtand feſt und leidenſchaftlich auf einer Schlacht, und erklärte, wofern der König nicht einſtimme, werde er mit ſeinen Sachſen allein fechten. Endlich gab der König ſeinen Vorſtellungen nach.

Tilly, der an demſelben Tage Leipzig erobert und dadurch eine ſichere Stellung erhalten hatte, beſchloß auf die erſte Nachricht der Annäherung des vereinten feindlichen Heeres, bei Leipzig ſich zu verſchanzen, und das Treffen ſo lange zu vermeiden, bis die Armeecorps Tiefenbachs, Altringers und des Grafen Fugger, die er täglich erwartete, ſich mit

ihm vereint hätten, und ſandte indeſſen den tapfern, aber allzu feurigen und verwegenen Pappenheim mit 2000 Kuiraſſieren auf Recognoscirung aus; gab ihm aber das ſtrengſte Verbot, auf irgend eine Weiſe mit dem Feind in ein Treffen ſich einzulaſſen. Pappenheim traf auf einige ſächſiſche Truppen, warf ſolche zurück, und ſandte dem Tilly eine Botſchaft um die andere, er möchte mit der ganzen Armee avanciren; die Sachſen ſeien allein; der König habe ſich mit dem Churfürſten noch nicht vereint, und er könne es weder bei Gott, noch bei dem Kaiſer noch bei dem Churfürſten von Bayern verantworten, dieſe ſchöne Gelegenheit zu verlieren, das ſächſiſche Heer auf das Haupt zu ſchlagen. Doch plötzlich prallte er wegen ſeines kurzen Geſichtes auf die ſchwediſche Reiterei, und ward in ein Scharmützel verflochten, aus welchem er ſich nicht heraus winden konnte. In Eile kam ſein Adjutant heran geſprengt und meldete, ſein General verlange noch 2000 Mann Reiter, ſonſt könne er mit den erſten ſich nicht mehr zurückziehen. »Um Gotteswillen! rief der alte Tilly, und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, der Menſch bringt mich noch um Ehre und Reputation, und den Kaiſer um Land und Leute!« Gegen ſeinen Willen verließ nun Tilly ſein feſtes Lager, Pappenheim zu retten, und brach mit ſeinem ganzen Heere auf, das er bei Breitenfeld in Schlachtordnung ſtellte. Seine Streitkraft beſtand aus 35000 Mann; die Schweden und Sachſen hatten ihm kaum eine größere Anzahl entgegen zu ſtellen; aber die Schlacht

war verloren, noch ehe ſie begann; da Tilly dieſelbe nicht frei anordnen konnte; ſondern darauf beſchränkt war, nach den ſtrategiſchen Bewegungen des Feindes ſich zu richten.

Die Schlacht begann mit einem furchtbaren zweiſtündigen Kanonenfeuer. Der Wind, der von Abend kam, trieb den Schweden dicke Wolken Staubes und Pulverrauches ins Angeſicht. Dies bewog den König, gegen Norden zu ſchwenken. Da verließ Tilly die Hügel, auf welchen ſein Geſchütz aufgepflanzt war, und ſtürmte mit aller Macht auf das Centrum der Schweden ein. Da aber die todſpeiende Gewalt ihres Geſchützes allzu ſchreckliche Verheerungen anrichtete, warf er ſich mit ſolchem Ungeſtüm auf die Sachſen, daß er ſie bald zum Weichen brachte und endlich gänzlich in die Flucht ſchlug. Der Churfürſt ſelbſt floh, und kam erſt zu Eulenburg wieder zur Beſinnung. Schon ſollten Kuriere mit der Siegesbotſchaft nach Wien und nach München fliegen. Indeſſen war noch das Treffen nichts weniger als entſchieden; denn nicht ſo glücklich als Tilly focht Pappenheim auf dem rechten Flügel, den der König ſelbſt befehligte. Sieben Mal ſtürmte er mit ſeiner ganzen Reiterei auf die Schweden ein; und ſiebenmal ward er zurückgeſchlagen, bis er endlich zum Weichen gebracht wurde. Indeſſen rieb Tilly die Sachſen vollends auf und brach nun mit ſeinen Kerntruppen in den linken Flügel der Schweden ein. Kaum erſah dies der König, ſo ſandte er augenblicklich drei Regimenter zur Verſtärkung dahin ab; und Guſtav

Horn, der hier commandirte, that der kaiſerlichen Reiterei kräftigen Widerſtand. Der König, der, nachdem Pappenheim ihm das Feld geräumt, keinen Feind mehr vor ſich hatte, benützte dieſen Augenblick die Hügel zu gewinnen, auf welchen das grobe Geſchütz der Kaiſerlichen ſtand, eroberte dasſelbe in kurzer Zeit, und beſchoß ſie nun ſelbſt damit in Flanke und Rücken. Nun erſt trennte ſich das nie überwundene Tillyſche Heer. Nur vier Regimenter verſuchter Veteranen, die nie einem Feinde gewichen waren, hieben ſich feſtgeſchloſſen mitten durch die Sieger hindurch. Tilly, ihr Vater, in ihrer Mitte, und gleich ihnen dem Tode trotzend, ſah mit Thränen in den Augen, wie ſeine alten Siegesgefährten zur Rechten und zur Linken fielen, und weigerte ſich ſtandhaft, ob auch von drei Kugeln verwundet, einem ſchwediſchen Rittmeiſter ſich gefangen zu geben, der im Begriff war, ihm das Haupt zu ſpalten, als eben noch zur rechten Zeit ein Piſtolenſchuß des Herzogs Rudolph von Sachſenlauenburg ihn zu Boden ſtreckte. Die Schlacht war entſchieden; ſie hatte bis in die Nacht gedauert. Neuntauſend Leichen bedeckten das Schlachfeld, worunter einige Generale und viele tapfere Officiere. Tilly allein zählte 7000 Todte und 3000 Vermißte; der Schweden waren nicht über 700 gefallen.

Dieſer Sieg gab dem Stand der Dinge einen gewaltigen Umſchwung. Der Kaiſer und die katholiſche Ligue wurden durch den Verluſt der Schlacht erſchüttert. Die Proteſtanten zwar frohlockten; aber

ſelbſt die Freude der Verbündeten des Königs war nicht ungetrübt. Die erſten mußten gerechte Sorge für ihre Erblande tragen; den zweiten erſchien der König größer als es in ihren Wünſchen und Berechnungen gelegen hatte; er behandelte ſie als Vaſallen; und Deutſchland mußte nun einem Fremden die Gelder, Kräfte und Hilfe ſpenden, die es ſeinem Kaiſer verweigert hatte. Die Heiterkeit hatte den alten Tilly auf immer verlaſſen. Aus ſieben und dreißig Schlachten war dies die erſte, die er verloren hatte; und er konnte ſich nicht tröſten, daß er von dem feurigen Pappenheim ſich hatte überreden laſſen. Aber oft hatte der Graf ſeine Waffenthaten bei dem Churfürſten verkleinert; und wich er der Schlacht aus, ſo mußte er beſorgen, einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit beſchuldigt zu werden.

Indeſſen hatte Tilly ſeine zerſtreuten Truppen bei Halberſtadt bald wieder geſammelt, und durch die Verſtärkungen, welche Altringer, Graf Fugger und der Herzog von Lothringen ihm zuführten, auch bald wieder eine Armee beiſammen, die an Anzahl derjenigen nichts nachgab, welche er vor der Leipziger Schlacht befehliget hatte; nur daß ſie nicht ſo kriegsgeübt noch auch von gleichem Muthe beſeelt war. — Guſtav Adolph aber, der auf proteſtantiſchem Boden überall als Sieger begrüßt, mit Jubel empfangen, und mit beinahe abgöttiſcher Verehrung bewundert wurde, war, nachdem er Merſeburg und Halle, — der Churfürſt von Sachſen aber Leipzig wieder erobert hatte, mit dieſem Fürſten Eins gewor-

den, den Kaiſer und die Ligue in ihren eigenen Ländern anzugreifen; denn gegen Tilly in Niederſachſen loszuziehen, hielten beide für baren Zeitverluſt; und dann wollten ſie auch den dortigen Proteſtanten die Drangſale eines neuen Krieges erſparen. Gewiß hätte Guſtav Adolph, wenn er geraden Weges über die Lauſitz, durch Schleſien und Böhmen nach Wien gezogen wäre, den Kaiſer in die ſchwerſte Verlegenheit gebracht; da Ferdinand den eindringenden Schweden keine Armee entgegenſtellen konnte, und befürchten mußte, daß ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, die noch immer in großer Anzahl waren, dem Könige mit Freuden zufielen. Doch der König überließ die leichte Aufgabe, in das von Truppen unbeſetzte Schleſien und Böhmen zu ziehen, dem Churfürſten von Sachſen, deſſen Tapferkeit er bei ſeiner Flucht in der Leipziger Schlacht kennen gelernt hatte; er ſelbſt wollte durch Thüringen und Franken in Bayern eindringen.

Ohne ſonderlichen Widerſtand öffneten die meiſten Städte in Franken dem König die Thore; einige empfingen ihn ſogar mit Enthuſiasmus. Würzburg zwar that einigen Widerſtand; mußte jedoch capituliren; das Schloß hingegen wurde nach viertägiger Belagerung mit Sturm genommen, und die Beſatzung von 1500 Mann, nebſt einigen Mönchen auf Befehl des Vandalenkönigs ohne Pardon niedergehauen! — Er mußte eilen; denn Tilly war bereits mit ſeinem überlegenen Heere im Anzug; kam jedoch zu ſpät, Würzburg zu entſetzen. Unmuthig hier-

über, gab dieſer Feldherr den ganzen Maynſtrom preis, wendete ſich ſeitwärts Frankens nach Rothenburg und Windesheim, und rückte dann nach Anſpach und Gunzenhauſen; mußte jedoch von Nürnberg abziehen.

Viele wunderten ſich, daß er mit ſeinem überlegenen Heere den Feind nicht aufſuchte und zu einem entſcheidenden Treffen nöthigte; aber der Hauptgrund lag zum Theil darin, daß er auf den Muth ſeiner Truppen nicht ſonderlich ſich verlaſſen konnte, die größtentheils neu geworben, und in der rauhen Jahreszeit ſchlecht gekleidet, durch lange beſchwerliche Märſche und durch Hunger, Elend und Krankheiten meiſt entkräftet waren; da ſie beinahe an keinem Orte Lebensmittel fanden, welche man dem König von Schweden und deſſen Truppen im Ueberfluß brachte. Ein anderer noch weſentlicherer Grund aber war Tilly's Mißmuth; denn ſehnlich hatte er gewünſcht, ſeine Ehre zu retten; hatte oft und dringend gebeten, eine Schlacht liefern zu dürfen, und mit ſeinem Leben für den guten Erfolg ſich verbürgt; immer aber von dem Churfürſten die Antwort erhalten, »nichts weiter zu avanturiren, weilen ſonſt keine Reſerve mehr vorhanden wäre.« Khevenhiller erzählt ſogar, er habe hierüber ſich mit Thränen in den Augen beklagt und ſich geäußert, das Unglück bringe ihn ins Grab, daß er ſich nicht revangiren dürfe; zumal da er unthätig zuſehen müſſe, wie der König des ganzen Frankenlandes ſich bemächtige.

Auf ſolche Weiſe wird es allerdings begreiflich,

wie Guſtav Adolph Alles am Mayn und am Rhein ſo leicht ſich unterwarf, und gleichſam einen Triumphzug durch das ganze deutſche Reich hielt. Sein ſchnelles Vordringen ſcheuchte auch den Compoſitionstag aus einander, der am 5. September zu Frankfurt war eröffnet worden; wiewohl die abreiſenden Commiſſarien ſich erklärten, daß ſie ihre Unterhandlungen dadurch nicht als abgebrochen betrachten, ſondern dieſelben auf einer anderweitigen Verſammlung fortſetzen wollten.

Gleichwohl war auf Befehl des Churfürſten von Bayern Tilly abermal nach Franken aufgebrochen, die Stadt Bamberg wieder zu erobern und von den Schweden zu befreien; was er auch ohne ſonderliche Mühe that, und die Schweden bei Schweinfurt verfolgte. Guſtav Adolph, der eben damals im Sinne hatte, Heidelberg und Philippsburg zu erobern, verließ alsbald er dies erfuhr, dieſen Plan für den Augenblick, dem Grafen Tilly mit ſeiner ganzen Macht entgegen zu gehen. Da indeſſen Tilly es nicht als rathſam erachtete, den König zu erwarten, der, ſeit Alles ſeinen Fahnen zulief, bedeutend ſich geſtärkt hatte, zog er in Eilmärſchen aus Franken über die Donau und ſpielte dadurch den Krieg an Bayerns Gränzen.

Unterdeſſen waren auch die Sachſen in Böhmen eingedrungen, und Arnheim hatte ſich der Städte und Ortſchaften Schluckenau, Teſchen, Auſſig, Töplitz, Leutmeritz und anderer Plätze ohne Widerſtand bemächtigt, und war ſelbſt vor Prag gerückt, wo die

Einwohner, weil ſie keine genugſame Beſatzung zur Gegenwehr hatten, ihm ohne Schwertſtreich die Thore öffneten. Mit leichter Mühe hätten die Sachſen weiter vordringen können, wenn nicht die fortwährenden Eroberungen Guſtav Adolphs die Eiferſucht des Churfürſten erregt und ihn allmälig wieder auf öſterreichiſche Seite geneigt hätten. In dieſen Geſinnungen beſtärkte ihn ſelbſt ſein General Arnheim, den der König perſönlich beleidiget hatte, und der mit Wallenſtein fortwährend in innigſter Verbindung ſtand.

Noch vor der Leipziger Schlacht, hatte dieſer ehr- und rachſüchtige Feldherr, der ſeine Abſetzung noch immer nicht verſchmerzen konnte, dem Schwedenkönig, welcher, wie wir geſehen, ihm ſchmeichelnd entgegen gekommen war, durch den alten Grafen Mathias Thurn den Antrag gethan, wofern er ihm ein Corps von 15000 Mann, nebſt einer bedeutenden Artillerie überlaſſen wolle, werde er mit eben ſo vielen Truppen dazuſtoßen, Böhmen und Mähren erobern, den Kaiſer ſelbſt in Wien belagern, und ihm auch durch die bekannte feurige Thätigkeit Bethlen Gabors Ungarn ſelbſt entreißen. Nur ſollte Guſtav Adolph ihm den Titel eines Herzogs von Mecklenburg auf Lebenszeit laſſen, und ſeine Güter in Böhmen und Mähren, ſo wie alles was er noch erobern werde, zu einem ſouverainen Fürſtenthum erheben. — Der beſonnene Guſtav Adolph hörte dieſe Botſchaft aufmerkſam; zweifelte jedoch theils an der Aufrichtigkeit dieſer Anträge, theils an der Ausführbarkeit derſelben; ließ aber, dieſen außerordentlichen

Mann ſich nicht zum Feinde zu machen, im Allgemeinen ſeine Unterſtützung ihm zuſichern, und ihm auch verheißen, daß er ſeiner Seits es an nichts wolle fehlen laſſen, ihn zum Könige zu machen. Wallenſtein hierüber entzückt, brütete nun Tag und Nacht über ungeheuern Planen, und ſann, wie er an dem Kaiſer und ſeinem ganzen Hauſe, ſo wie an allen ſeinen Feinden die empfindlichſte Rache nehmen könnte.

Als er jedoch nach der Leipziger Schlacht abermal in den König drang, die verlangte Mannſchaft ihm zu ſenden, ließ dieſer, der eben auf ſeinem Zuge nach Franken begriffen war, ihm antworten, er habe im Reiche noch einen ſtarken Feind vor ſich, und könne daher von ſeinen Truppen nicht mehr als höchſtens drei Regimenter entbehren; endlich verwies er dieſer Sache wegen ihn an den Churfürſten von Sachſen. Aeußerſt beleidigt über dieſe Weigerung, begann nun Wallenſtein, den König nicht weniger als den Kaiſer zu haſſen. Indeſſen lud er dennoch, ſeinen Plan nicht gänzlich aufzugeben, die Sachſen in das unbeſetzte und unvertheidigte Prag ein, das Ein ernſtliches Wort der Ermunterung aus ſeinem Munde bewaffnet und den Feinden unzugänglich gemacht hätte; und unterredete ſich einige Meilen von dieſer Hauptſtadt, auf dem Schloſſe Kaunitz (10. Nov. 1631) mit Arnheim, um dieſen General in ſein Intereſſe zu ziehen. Arnheim aber ſtimmte den Planen ſeines Freundes und Gönners nicht bei; und beredete ihn, unter der Hand abermal um das Obercommando der kaiſerlichen Heere ſich zu bewerben, und

mit dem Schwedenkönig zu brechen, da man auf ihn ſich nicht verlaſſen könne.

Übrigens ſtanden die Dinge ſo, daß dem ſchwer bedrängten Kaiſer nirgend Hilfe erſcheinen wollte. Der Schwedenkönig war von Frankreich gleichſam contractmäßig gedungen, Oeſterreich zu verderben; Spanien hatte vollauf zu thun, in den Niederlanden ſich zu erhalten, wo es einen Platz nach dem andern verlor; Frankreich arbeitete mit aller Hinterliſt daran, die geiſtlichen Churfürſten, die ganze Ligue und ins beſondere Maximilian von Bayern unter dem Vorwand der Neutralität von dem Kaiſer zu trennen. Schon hatte es auch den Churfürſten von Trier gänzlich für ſich gewonnen, und ſelbſt Maximilian hatte ſich ſchon in Correſpondenz mit dem franzöſiſchen Hofe eingelaſſen; nun waren vollends die Sachſen in Böhmen eingefallen, und gewann Guſtav Adolph dem Tilly noch eine Schlacht ab, ſo war der Schwedenkönig im Herzen von Oeſterreich.

In dieſer höchſt bedenklichen Lage entſchloß ſich, auf die Vorſtellungen ſeiner Räthe, Ferdinand zu dem ſchweren Schritte, dem abgeſetzten Herzog von Friedland den Oberbefehl einer Armee wieder antragen zu laſſen, die er erſt aus nichts erſchaffen, größtentheils durch eigene Mittel ausrüſten und durch ſeinen Namen in Anſehen ſetzen ſollte; da er allein Kriegserfahrenheit, Reichthum und Zutrauen genug bei Officieren und Gemeinen beſäße, ein ſo ungeheures Werk auszuführen. Es ward alſo (im Dec. 1631) Wallenſteins vorzüglichſter Freund, der Fürſt

von Eggenberg zu ihm nach Znaim geſandt, vorerſt ſeine Geſinnungen zu erforſchen. Wallenſtein, der dieſe Sendung längſt gierig erwartet hatte, benahm ſich mit ſchneidender Kälte; ſprach von den großen Dienſten, die er dem Kaiſer geleiſtet, und von dem ſchweren Undank, mit welchem ihm wäre vergolten worden. Auch fügte er bei, »er ſehe nicht ein, warum er gut machen ſollte was Andere verdorben hätten; er habe ſich längſt aller Ambition entſchlagen und ſich zur Ruhe begeben; hoffe auch derſelben von dem Feinde zu genießen.« — Eggenberg bot ſeine ganze Beredſamkeit auf, den Kaiſer zu entſchuldigen, den man beinahe zu dieſer Entlaſſung gezwungen hätte. Immer aber habe er ihn hochgeachtet; und auch damals ſchon geſagt, was nachmals eingetroffen ſei, er habe den köſtlichſten Edelſtein aus ſeiner Krone verloren. Die Fehler und Unglücksfälle ſeiner Nachfolger gereichten ihm, (Wallenſtein) zu um ſo größerer Ehre, da er nun zeigen könne, daß er der Einzige wäre, der ſolche wieder verbeſſern könne. — Nach langem Zureden und vielfältigen, verſtellten Weigerungen Wallenſteins, erklärte dieſer endlich, ihm, ſeinem Freunde Eggenberg zu Liebe, wolle er ſich herbei laſſen, dem Kaiſer noch einmal zu dienen und ihm ein Heer zu erſchaffen; aber mit dem Obercommando ſollte man ihn Ein- für allemal verſchonen.

Und ſieh da, in einer Friſt von drei Monaten ſtand ein Heer von beinahe 50,000 Mann auf den Beinen! — Der ungläubige Schwedenkönig hörte es

und rief ſtarr vor Erſtaunen aus: Das kann nur Oeſterreich und Wallenſtein! — Freilich wurden die öſterreichiſchen Unterthanen dabei hart mitgenommen; allein das Heer ſtand in voller Rüſtung da, und war, wohl angeführt, im Stande dem Feinde kräftig die Spitze zu bieten. — Alle ſahen es allzu deutlich ein, daß dieſe Schöpfung ohne ihren Schöpfer ein lebloſes Automat, ein großer Rumpf ohne Haupt ſei; um ſo mehr drang man daher mit Vorſtellungen und Bitten in ihn, das Obercommando über dasſelbe anzunehmen.

Lange weigerte ſich Wallenſtein dem Scheine nach; endlich gab er unter folgenden ungeheuren und beinahe unglaublichen Bedingniſſen nach. »Er verlange, ſprach er, ein völlig unabhängiges Commando über die deutſchen Heere des Hauſes Oeſterreich und Spanien; denn gleich einem Könige wolle er dem Schwedenkönig gegenüber ſtehen. Der Kaiſer ſelbſt ſollte nichts mit dieſer Armee zu ſchaffen haben, und auch niemals dabei erſcheinen. In Confiscations- und Begnadigungsſachen ſollte er, Herzog von Friedland, völlig frei zu disponiren haben. Bei künftigen Friedensverhandlungen ſollte ſein Intereſſe, beſonders wegen des Herzogthums Mecklenburg wahrgenommen, in den Frieden mit eingeſchloſſen, und ihm überdies zur Belohnung ein kaiſerliches Erbland gegeben werden. Endlich ſollte man ihm zur Fortſetzung des Krieges alle Koſten und Mittel verſchaffen, und für den Fall eines Rückzuges die kaiſerlichen Erbſtaaten allenthalben offen laſſen«. — So ungeheuer die-

ſe Forderungen waren, ſo gefährlich die Bewilligung derſelben, ja ſo demüthigend ſie für den Kaiſer ſelbſt waren, mußte man ſich dennoch dazu bequemen; da Wallenſtein durchaus nicht davon abging, und er nach dem einſtimmigen Urtheil der kaiſerlichen Räthe der Einzige war, der der zerrütteten Sache des Kaiſers wieder aufhelfen konnte.

Sobald Wallenſtein das Obercommando übernommen hatte, machte er ſich ungeſäumt auf nach Böhmen zu ziehen. Zwar bat der Churfürſt von Bayern dringend, und der Kaiſer mit ihm, Wallenſtein möchte Maximilian gegen den Schwedenkönig zu Hilfe kommen. Doch zu ſchwer hatte der Churfürſt Wallenſtein durch die Forderung ſeiner Abſetzung beleidigt. Er antwortete dem Kaiſer, vor allen Dingen thue es noth, die Sachſen aus Böhmen zu vertreiben; und zog dann auch ohne Zeitverluſt nach Prag, warf einige Bomben in die Stadt und ließ die ſchwache Beſatzung, die er leicht hätte vernichten können, mit ihrem Gepäcke abziehen; was Viele ihm übel nahmen; weil ſolches größtentheils aus geraubten böhmiſchen Koſtbarkeiten und Gelde beſtand. Aber Wallenſtein hatte ſeine Gründe, warum er es mit den Sachſen nicht verderben wollte; und unterhielt noch immer verdächtige Unterhandlungen mit Arnheim, den er ebenfalls bei Leutmeritz leicht hätte aufheben können. Hierüber von dem Kaiſer befragt, gab er zur Antwort, ſeine Abſicht ſei, Sachſen von dem verderblichen Bunde mit Schweden abzubringen.

Während dieſer Zeit war Guſtav Adolph vor Donauwerth gerückt, das er ungeachtet des tapfern Benehmens ſeines Commandanten, des Herzogs von Sachſenlauenburg, eroberte. Somit alſo hatte er feſten Fuß auf dem jenſeitigen Donauufer gewonnen. Nur noch der Lech trennte ihn von den Landen ſeines mächtigen und unverſöhnlichen Feindes, des Churfürſten von Bayern.

In dieſer augenſcheinlichen Gefahr begab ſich Maximilian ſelbſt zu Tilly ins Feld, ließ alle Brücken abwerfen, alle Plätze bis Augsburg beſetzen und lagerte ſich zwiſchen den Lech und die Aicha bei dem Städtchen Rain, in einem wohl verſchanzten, von drei Waſſern umgebenen Lager. Ihm gegenüber stellte ſich der König mit ſeinem überlegenen Heere auf; beſchoß das Lager kreuzweiſe aus ſeinen Redouten, und legte während der Nacht an einer Krümme des reißenden Waldſtroms eine ſogenannte Bocksbrücke an. Dieſe Arbeiten dem Anblick der Bayern zu entziehen, unterhielt er einen dicken Rauch von Pech und andern rauchenden Materialien. Als die Brücke gelegt war, ſandte er 300 Finnländer hinüber, die er für das Wageſtück reichlich beſchenkte. Dieſe warfen alsbald, ſogar im Angeſichte des Feindes und trotz ſeiner heftigen Kanonade, eine Schanze auf. Auch fand die ſchwediſche Reiterei eine Fuhrt durch das Waſſer. Es entſpann ſich ein mörderiſches Gefecht, wobei General Altringer durch einen Streifſchuß ſchwer am Kopf beſchädigt, Tilly aber, der ungeachtet der Abmahnung des Churfürſten, zur Beobachtung des

Feindes ſich zu weit gewagt hatte, von einer Falko-netkugel, durch den dicken Theil des Schenkels tödlich verwundet wurde. Da nun dieſe beiden oberſten Befehlshaber außer Stand geſetzt waren, gehörig zu commandiren, und das Heer anfing, darüber kleinmüthig zu werden, brach Maximilian noch in derſelben Nacht mit dem Lager auf und zog ſich in beſter Ordnung nach Ingolſtadt zurück. Als am folgenden Tage der König das Lager in Augenſchein nahm, ſprach er hochverwundert: »Wäre ich der Bayer geweſen, wahrhaftig, und hätte mir auch eine Stückkugel Haare und Bart weggenommen, nimmermehr hätte ich einen Poſten wie dieſen da verlaſſen!«

Wenige Tage nach ſeiner Ankunft zu Ingolſtadt ſtarb Tilly unter den heftigſten Schmerzen im 73. Jahre ſeines Alters. Noch auf ſeinem Todbette klagte der gottesfürchtige Held, »daß nach der Leipziger Schlacht die Hände ihm wären gebunden geweſen, mit dem Volke, das er wieder zuſammengebracht, und das aus Italien zu ihm geſtoßen, den Feind anzugreifen; da er doch Mittel, Gelegenheit und Macht gehabt hätte, mittelſt göttlicher Hilfe ſeinen erlittenen Schaden wieder durch eine anſehnliche Victoria einzubringen.« — Allein gleichwie er ſtrenge Subordination, (ohne welche keine Ordnung beſtehen kann,) von ſeinen Untergebenen forderte, alſo leiſtete er ſie auch ſelbſt aufs pünctlichſte; und nimmer überſchritt er das Verbot ſeines Vorgeſetzten, des Kaiſers oder des Churfürſten, welchen großen Vortheil er auch dadurch gewinnen konnte. Kurz vor ſeinem Tode ließ er

den Churfürſten von Bayern ermahnen, Ingolſtadt und Regensburg zu verwahren, und dann außer Sorgen zu ſeyn, ſein Land zu recuperiren. Er ſtarb mit dem Blick auf das Cruzifix, unter dem Ausruf: »Auf dich, Herr, habe ich gehofft, und werde ewiglich nicht zu Schanden werden!« — Die ganze Armee betrauerte ſeinen Tod wie den eines geliebten Vaters. Seine Zeitgenoſſen ertheilten ihm einſtimmig das Lob eines ſehr tugendhaften Mannes, von unbeſcholtenen Sitten, großmüthigem Herzen und zarter und aufrichtiger Frömmigkeit. Öfters ſagte er vor der Leipziger Schlacht gleichſam ſcherzweiſe, »nie habe er Wein getrunken, nie ein Weib berührt, und nie eine Schlacht verloren.« Sein Geiſt ſchien Ingolſtadt zu beſchützen, wo zum erſtenmal die Kraft des Schwedenkönigs gebrochen ward.

Dieſer hatte alsbald nach dem Rückzuge des Churfürſten, mit ſeiner ganzen Armee über den Lech geſetzt, ſeinen Marſch nach Augsburg genommen, und dieſes wichtigen Platzes ſich bemächtiget, den der bayriſche Commandant, auf Verlangen des Magiſtrats und der proteſtantiſchen Bürgerſchaft, gegen ſeinen Willen hatte übergeben müſſen. Unbeſchreiblich war der Jubel der Proteſtanten bei dem feierlichen Einzuge des Königs. Zu ihrer namenloſen Freude hob er daſelbſt nicht nur das Reſtitutionsedict auf; ſondern ſetzte auch den katholiſchen Stadtrath und alle katholiſchen Stadtbeamteten ab, ernannte Proteſtanten an ihrer Stelle, und nahm auch den

Katholiken die Kirchen wieder ab, welche die Lutheraner ihnen ſchon früher entriſſen, das Reſtitutionsedict ihnen aber zurückgeſtellt hatte. Darum auch feierten ſie die Ankunft ihres hochgeprieſenen Befreiers durch herrliche Feſte, brachten ihm reiche Geſchenke, und prieſen ſich glücklich, in dem Namen der Stadt: Auguſta durch ein Anagramm den Namen Guſtava zu finden.

Auffallend war es indeſſen dennoch dieſen, durch die Gegenwart ihres ſo großmüthigen Retters ungemein hochbeglückten Augsburgern, daß derſelbe von der ganzen Bürgerſchaft der freien Reichsſtadt ſich feierlich ſchwören ließ: »ihm und der Krone Schweden treu zu bleiben, deren Nutzen und Beſtes zu befördern, Schaden und Nachtheil aber zu verhüten, und überhaupt Alles zu thun was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu thun ſchuldig ſind.« Dieſe Thatſache, die im Augenblicke durch ganz Deutſchland ſich verbreitete, zeigte nun den Beſchützer und Erhalter der deutſchen Freiheit und evangeliſchen Religion in ſeinem wahren Lichte, und beſtätigte die Gerüchte von der Verleihung verſchiedener geiſtlichen Fürſtenthümer an ſeine Generale und vorzüglichſten Anhänger. Alle ſeine Reden und Plane verriethen ſeinen feſten Vorſatz, die Krone Deutſchlands, Böhmens, Ungarns und Polens mit der ſchwediſchen auf ſeinem Haupte zu vereinigen; und ſeine Geſandten hatten ſogar ſchon geheime

Aufträge zu diesfälligen, behutſamen Eröffnungen *).

Nachdem nun der König Augsburg für die ſchwediſche Krone in Beſitz genommen, rückte er mit ſeinem Heere nach Ingolſtadt. Doch hier kehrte das Kriegsglück ihm den Rücken; er fand verzweifelten Widerſtand. Mehrere Stürme auf die Brückenſchanze wurden abgeſchlagen, viele Tapfere fielen; der Markgraf Chriſtoph von Baden-Durlach fiel, von einer Kanonenkugel durchſchoſſen; das Schlachtroß des Königs ſelbſt ſtürzte ihm unter dem Leibe zu Boden, und er ward, wiewohl ohne Schaden, in den Staub geſtreckt. Gleich dem Fuchs in der Fabel ſprach er hierauf: »Der Apfel iſt noch nicht reif!« — Nach ſeinen vergeblichen Verſuchen auf dieſe Feſtung ſandte er den Feldmarſchall Guſtav Horn mit einigen Tauſend Mann gegen Regensburg, den Stand dieſer Stadt zu recognosciren; und ſie wo möglich zu beſetzen. Aber des ſterbenden Tillys treuem Rathe gemäß, war Maximilian ihm zuvorgekommen. Er mußte alſo auch von dort unverrichteter Dinge abziehen; der Ruf ſeiner Unbeſiegbarkeit war dahin.

---

*) Khevenhiller führt einige denkwürdige Poſtulate des Schwedenkönigs an Bayern und andere katholiſche Stände, zur Aufrichtung eines Friedens in Deutſchland an, unter welchen das zehnte alſo lautet: »Ihro Königlichen Würden von Schweden, weil Sie das Reich vom Untergang gerettet, ſollen zum Römiſchen König erwählt werden.«

Von Regensburg zog nun der König geraden Weges nach München. Der Hof hatte ſeine Schätze nach Werffen geflüchtet, und der Adel und die vornehmſten Perſonen hatten ſich entfernt. Auf dem Wege nach dieſer Hauptſtadt nahm der König noch einige kleine Städte ohne Widerſtand ein; und auch die Hauptſtadt ſandte ihm Abgeordnete mit den Stadtſchlüſſeln entgegen, die Plünderung und Einäſcherung zu verhüten. Der König hielt ſeinen Einzug mit einem glänzenden Gefolge, worunter die Herzoge Wilhelm und Bernard von Weimar, der Herzog Johann von Holſtein, der Winterkönig Friederich und verſchiedene andere Fürſten und Grafen. Als er am folgenden Tage das Zeughaus beſah, und durch Verrätherei erfahren hatte, wo die großen Stücke vergraben ſeien, trat er an den Ort hin und rief: Surgite a mortuis et venite ad judicium! (Stehet auf ihr Todten und kommet zum Gerichte!) Alſogleich grub man nun daſelbſt nach, und es fanden ſich 140 treffliche, große Kanonen vom ſchönſten Metall, in deren einer ein Schatz von 30,000 Ducaten enthalten war; worüber der König eine ungemeine Freude bezeugte. Dann waren daſelbſt noch zwölf große ſilberne Standbilder der Apoſtel, und andere Koſtbarkeiten vom hohem Werthe vergraben, die er ſämmtlich abführen ließ. Überdieß forderte er von der Stadt 400,000 Reichsthaler Brandſchatzung, und gab die Häuſer Derjenigen preis, die ſich aus der Stadt entfernt hatten.

Schwerlich hätte indeſſen Guſtav Adolph es gewagt, bis nach Augsburg und München vorzudringen, wenn nicht Wallenſtein dem Churfürſten von Bayern ſeine Unterſtützung verſagte; — geſchah es aber deſſen ungeachtet, ſo wäre es doch dem Churfürſten möglich geweſen, zur Rettung ſeiner Reſidenz herbei zu eilen. Wiederholt ſchrieb und bat Maximilian, ermahnte und befahl der Kaiſer; Wallenſtein ließ beide ſchreiben, bitten, ermahnen und befehlen, ohne ſich zu rühren; er wollte den Churfürſten ſeine Rache bitter empfinden laſſen. Längſt ſchon waren aus Böhmen die Sachſen vertrieben, von welchen ohnehin nichts zu befürchten war, und noch überließ er den Churfürſten von Bayern ſeiner Angſt. Endlich nachdem er dies Spiel lange genug getrieben, ließ er es ſich gefallen, mit ſeinem Heere aufzubrechen. Maximilian erwartete, er würde, wie es in der Natur der Sache lag, gegen die Donau hin marſchieren und ſich in Bayern mit ihm vereinigen, doch er irrte; Wallenſteins Vereinigung mit dem bayriſchen Heere geſchah in der Oberpfalz, und ſtatt nach Bayern, führte er ſeine Truppen nach Nürnberg, das vor kurzer Zeit den König Guſtav mit abgöttiſcher Verehrung in ſeinen Mauern aufgenommen hatte. Als nun dieſer die Bewegungen des kaiſerlichen und bayeriſchen Armeecorps ſah, brach er ſelbſt in die Oberpfalz auf, ihre Vereinigung zu hintertreiben, mußte ſich jedoch abermal unverrichteter Dinge bis nach Heeresbruck zurückziehen. Anfangs hatte er geglaubt, es gelte den Sachſen; da er aber ſah, daß es auf ihn

ſelbſt abgeſehen war, und daß die kaiſerlich-bayeriſche Armee ihm nun weit überlegen war, ſuchte er an einem ſichern Orte ſich zu verſchanzen, wo er weder zu einem Treffen noch zum Rückzuge könne gezwungen werden. Hierzu dünkte ihn Nürnberg vor allen andern geeignet; und weil er ohnehin wußte, daß Wallenſtein ſeine Schäflein gern in jenen fetten Triften geweidet hätte, eilte er, ihm den Vorſprung abzugewinnen und die Stadt zu beſchützen; was er auch nothwendig thun mußte, wenn er nicht alle mit ihm verbundenen Städte in Kleinmuth ſtürzen und von ſich abwenden wollte. Wallenſtein folgte ihm nach wenig Tagen dahin, ſchlug ſein Lager bei Zierndorf an der Rednitz unfern dem Lager des Königs auf, und beide Lager verſchanzten ſich einander gegenüber.

Es läßt ſich kaum begreifen, warum Wallenſtein den König nicht zu einem Treffen herausforderte, da ſeine Streitmacht aus 40,000, die des Königs dagegen kaum aus 20,000 Mann beſtand. Überhaupt möchte man aus dem Umſtand, daß er den beſten Gelegenheiten auswich, wo er als Feldherr ſich auszeichnen konnte, und gewöhnlich nur bei einzelnen Gelegenheiten ſich zeigte, wo eben keine große Gefahr im Spiele war, den Schluß folgern, er habe nur eine Armee auf die Beine zu bringen, aber ſie nicht zu gebrauchen gewußt; und ſei ein trefflicher Corpscommandant, aber kein großer Feldherr geweſen; wenn er nicht zuweilen eine Ausnahme von der Regel gemacht hätte. — Alles was nun beide Oberbefehlshaber thaten, beſtand darin, daß ſie einander

die Lebensmittel abſchnitten; wodurch Einer den Andern aufzureiben oder zum Abzug zu nöthigen hoffte. Bis in den dritten Monat blieben ſie einander alſo gegenüber; und es iſt ſchwer zu begreifen, wie zwei ſo große Armeen ſo lange Zeit in dieſer Gegend ſich erhalten konnten; zumal da, wie ein Augenzeuge berichtet, außer der ſtreitenden Mannſchaft (nach damaliger Sitte) noch 15000 Weiber, beinahe eben ſo viele Troßbuben, Fuhrknechte und über 30,000 größtentheils Packpferde in Wallenſteins Lager ſich befanden.

Der König, der, wegen ſeiner, um die Hälfte ſchwächeren — Armee allerdings mehr Urſache als Wallenſtein hatte, ſich wohl zu verſchanzen, zog während dieſer Zeit einige Regimenter Sachſen, und außerdem ſeine meiſten andern Truppen an ſich, die hin und wieder im deutſchen Reiche vertheilt waren, und die Banner, Wilhelm und Bernard von Weimar, der Landgraf von Heſſen und der Pfalzgraf von Birkenfeld nach einander herbeiführten; wodurch er eine Macht von beinahe 70,000 Mann bekam. Kaum aber hatte er dieſelbe beiſammen, ſo ſtellte er ſie, ohne lange zu feiern, in Schlachtordnung auf, und bot Wallenſtein ein Treffen an, das ein Gegenſtück zur Schlacht bei Leipzig werden ſollte. Aber Wallenſtein blieb hinter ſeinen Verſchanzungen unbeweglich.

Von der Hungersnoth gedrängt, die bei ſeinem ſtarken Heere täglich mehr überhand nahm, und unmuthig, daß Wallenſtein das Treffen abgewieſen hatte, beſchloß er nun einen allgemeinen Sturm auf

Wallenſteins, von der Natur und Kunſt ſtark befeſtigtes Lager, das überdieß durch eine treffliche Artillerie beſchützt war. Am 24. Auguſt (1632) bei Tagesanbruch begann der Sturm gegen den furchtbaren Hügel, der aus ehernen Schlünden Tod und Verderben auf die unerſchrockenen Heldenſchaaren losſchleuderte, die es wagen wollten, ihn zu erklimmen. Fürchterlich gellt das Kriegesgeſchrei der hinanſtrebenden Deutſchen, Finnen, Schweden, Sachſen unter einander; fürchterlicher ſtöhnt das Aechzen der Verwundeten und Sterbenden. Die Erde zittert unter dem Gebrüll der Karthaunen; der ganze Berg iſt mit Feuer und Rauch wie mit einem Siegesgewande angethan. Zehn Mal wird das blutige Gefecht wiederholt; alle Regimenter kommen zum Angriff; ſchrecklich mäht der Tod; der tapfere Fugger fällt, Wallenſtein und Bernard von Weimar verlieren die Streitroſſe unter dem Leibe; den König ſelbſt beſtreift eine Kugel am Fuße. Endlich macht die Nacht dem zehnſtündigen Gefecht ein Ende. Zweitauſend Schweden ſind im Kampfe gefallen, drei tauſend verwundet, und der König, den das Kriegsglück ſeit Ingolſtadt verlaſſen, wagt es nicht mehr, den Kampf am folgenden Tage zu erneuern, und führt beſiegt, ſeine Truppen über die Rednitz zurück. Wallenſtein ſchrieb an den Kaiſer, »er habe ſeine Tage kein ernſtlicheres Treffen geſehen; der König habe vermeint, die Kaiſerlichen zum Abzug zu zwingen, habe aber zuletzt erfahren müſſen, daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät unüberwindlich verblieben ſind.«

Kurz hierauf führte Guſtav Adolph ſein ganzes großes Heer, das in dortigen Gegenden ſich nicht mehr erhalten konnte, nach Nordſchwaben ab; vier Tage ſpäter Wallenſtein das ſeinige nach Sachſen. Maximilian und die übrigen Befehlshaber ſuchten ihn auf alle Weiſe dahin zu vermögen, die Schweden zu verfolgen; doch er war nicht dazu zu bewegen; vielmehr wich er ihnen in Franken noch einmal aus und zog ſich ins Koburgiſche, indeß Arnheim die Sachſen nach Schleſien führte. Wahrſcheinlich lag es in Wallenſteins Abſicht, die Winterquartiere in den Meißniſchen Landen zu beziehen, und Sachſen ſeinem Lieblingsplan gemäß, — zu einem Separatfrieden zu nöthigen; ob indeſſen Bayern zu Grunde ginge oder nicht, daran war ihm wenig gelegen; denn ſeine furchtbare Rachſucht kannte keine Verſöhnung. Schon hatte er auch den Entſchluß gefaßt, nach Dresden vorzurücken, als die plötzliche Erſcheinung des Königs bei Erfurt ihn nöthigte, ſtatt der Offenſive, die Defenſive zu ergreifen; da das ſchwediſche Heer ihm bedeutend überlegen war. Unverzüglich muſterte er nun ſeine Truppen und ſandte Eilboten über Eilboten an Pappenheim, augenblicklich mit ſeinem Armeecorps aufzubrechen und zu ihm zu ſtoßen. Dieſer thätige General, den Guſtav Adolph vorzugsweiſe den Soldaten zu nennen pflegte, hatte indeſſen in Niederſachſen und Weſtphalen ſich trefflich gehalten, die Heſſen bei Volksmarſen aus dem Felde geſchlagen, die Schweden unter dem General Baudis gezwungen, die Belagerung von Kolberg aufzuheben; ja ſeine Tapferkeit hatte ihn ſogar nach Maſtricht

getrieben, das die Holländer belagert hatten, und er vielleicht entſetzt hätte, wenn nicht die eiferſüchtigen Spanier dieſe glänzende Waffenthat ihm mißgönnt hätten.

Durch ſeine Ankunft wurde Wallenſteins Heer auf 25,000 Mann verſtärkt. Nun rückte er damit vor Leipzig, zwang ſowohl dieſe Stadt als Pleiſſenburg zur Übergabe, forderte 50,000 Thaler Brandſchatzung, und nahm alle Waaren in Beſchlag, die daſelbſt niedergelegt waren und den Kaufleuten von Nürnberg, Augsburg und andern Städten angehörten, die es mit den Schweden hielten. Hierauf nahm er bei Weiſſenfels eine ſehr vortheilhafte Stellung und beſetzte die Engpäſſe, um daſelbſt den König zu erwarten, und bei dieſem gefährlichen Durchzug ihn mit aller Macht anzugreifen. Aber Guſtav Adolph wollte das Treffen nicht früher wagen, bis nicht der Herzog von Lüneburg zu ihm geſtoßen wäre, und wendete ſich indeſſen gegen Naumburg, wo er, dem Anſcheine nach, ſeine ermüdeten Truppen in die Winterquartiere legte. Wehmüthig und mit banger Ahnung nahm er zu Erfurt Abſchied von ſeiner Gemahlin, die auf einen Beſuch zu ihm gekommen war.

Die Vorkehrungen des Schwedenkönigs brachte Wallenſtein, — den ſein Aſtrolog Seni verſichert hatte, es regiere im November ein, dem Könige feindſeliger Planet, — auf den Gedanken, der König wolle für dieſen Winter nichts mehr unternehmen, — und ſandte, da ſeine eigenen Truppen der Ruhe gar ſehr be-

durften, nun Pappenheim der bedrängten Stadt Köln zu Hilfe, die gerade in dieſem Augenblicke unter dem Grafen Berg von den Holländern belagert wurde. — Es hatte aber der König kaum erfahren, daß das Pappenheimiſche Armeecorps von dem Herzog von Friedland ſich getrennt habe, als er, ohne den Herzog von Lüneburg zu erwarten, augenblicklich aufbrach, ihn anzugreifen. Schon war Pappenheim in Halle und hatte die Moritzburg erobert, als plötzlich einige wiederholte Allarmſchüſſe vom Schloſſe zu Weißenfels Wallenſtein den Anmarſch der Schweden verkündigte. Nur 12,000 Mann hatte er dem König entgegen zu ſtellen, der mit mehr als 20,000 ihm entgegen kam. Dennoch traf er ſchnelle Anſtalten zu einem Treffen, und ſandte eine Staffete um die andere an Pappenheim, ihn eiligſt zurück zu berufen. Unterdeſſen ſtellte er ſein Fußvolk hinter breite Gräben auf, die in Eile aufgeworfen wurden, und vertheilte das grobe Geſchütz zu ihrem Schutze zwiſchen ſie; die Flügel deckte die Reiterei. Beide Armeen ſtanden die Nacht hindurch in Schlachtordnung unter dem Gewehre. Wallenſtein hatte ſich in die große Ebene von Lützen gezogen, und ſuchte bis zu Pappenheims Ankunft das Treffen zu vermeiden; die ſchwediſche Armee aber rückte bei der Nacht heran und ſtellte ſich der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber.

Ein dichter Nebel begünſtigte Wallenſteins Abſicht, das Treffen zu verzögern, und hielt den Angriff bis gegen die Mittagsſtunde hin. Der König ließ, ſeiner ſehr lobwürdigen Gewohnheit gemäß,

den Morgenſegen ſprechen, und gab dann das Zeichen zum Angriff mit den Worten: »Nun wollen wir daran: das walt der liebe Gott!« — Die Schlacht begann. Unter dem Wirbeln der Trommeln und klingendem Spiel eilen die ſchwediſchen Brigaden im Sturmſchritt gegen die Gräben, die das Centrum des erſten Treffens bilden. Ganze Reihen fallen unter dem Donner des mörderiſchen Musketenfeuers und der ehernen Feuerſchlünde. Andere ſteigen ihnen nach, bemächtigen ſich der Kanonen, die hinter den Gräben aufgepflanzt ſind, und müſſen ſolche nach heißem, blutigem Kampfe abermal verlaſſen. Nicht ſo ſchnell will die Cavallerie über die breiten Gräben ſetzen. Unwillig wiederholt der König den Befehl, und ſetzt ſelbſt zuerſt in kühnem Sprung hinüber; ihm folgt das ſmolenskiſche Regiment; dieſem die übrige Reiterei. Schon ſind Wallenſteins Truppen im Begriff zu weichen, da fliegt der Herzog wie ein Gott aus dem feurigen Pulvergewölk; ſein allgewaltiger Blick lohnt mit Beifall den Tapfern, hält die Fliehenden, ermuthigt die Verzagten, ſtraft die Feigen, belebt Alle mit neuem Muthe; und feuriger als je beginnt das Treffen. Ein feindlicher Kugelregen, der ihn ſelbſt umſauſt, reißt manchen Tapfern von ſeiner Seite. Abermal werfen ſeine Fußknechte die ſchwediſchen über die Gräben zurück, indeß ſeine trefflich bediente Artillerie Guſtavs linken Flügel in Unordnung bringt.

Kaum hat der König dies erſehen, ſo ſprengt er mit dem Herzog Franz Albrecht von Sachſenlauen-

burg *) und den Stenbockſchen Kuiraſſieren im Galopp gegen den Ort der Gefahr, gemeſſene Befehle zu ertheilen; aber ſeine edle Hitze und ſein kurzes Geſicht treibt ihn zu weit; ein Musketenſchuß zerſchmettert ihm den Arm. Da erhebt ſich ein verworrenes Geſchrei: der König blutet! der König iſt todt! — Guſtav Adolph nimmt ſeine letzte Kraft zuſammen und ruft: »Es iſt nichts, Kinder! nur mir nach!« Doch nicht lange, und der Ohnmacht nahe, bittet er den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Treffen zu führen. Der Herzog eilt; aber da ſprengt eine Schwadron Piccolominiſcher Kuiraſſiere auf ſie los; und zwei Piſtolenſchüſſe, der eine durch den Leib, der andere durch den Kopf krönen das Leben des tapfern Königs durch einen Heldentod. Er ſinkt vom Pferde und ruft ſterbend: »Ich habe genug, Brüder, rettet euch!« Sein ledernes Kollet und ſeine goldene Kette, beide von ſeinem Blute gefärbt, wurden dem Kaiſer Ferdinand zugeſandt, dem bei dem Anblick derſelben, Thränen in die Augen traten, und der ſeinen Tod aufrichtig betrauerte **).

Aber der Tod des Königs ſetzt dem Gefecht keineswegs Gränzen; vielmehr gerathen über dieſen unerſetzlichen Verluſt die Schweden in Wuth, und

---

*) Dieſer Fürſt war ſo wie der bayeriſche General Cratz zu den Schweden übergegangen.

**) Siehe letztes Buch §. 21.

dringen mit ſo grimmiger Entſchloſſenheit in die Kaiſerlichen ein, als ob alle an Einem Tage mit ihrem heldenmüthigen und geliebten Könige ſterben wollten. Ihr rechter Flügel, angeführt von dem Oberſten Stahlhanſch, ſchlägt den linken der Wallenſteiniſchen in die Flucht; dasſelbe thut der linke Flügel unter dem Herzog Ferdinand von Weimar, der nach dem Tode des Königs das Commando übernommen hat. Zu gleicher Zeit rückt das Hintertreffen des Generals Kniphauſen im Sturmſchritte heran; und gleichſam im Bunde mit ihm, ergreift ein Zufall die kaiſerlichen Pulverwagen. Nun fliegen Granaten und Bomben von rückwärts her; die Mannſchaft erachtet im erſten Schrecken, ſie ſei im Rücken von den Sachſen angefallen und ſchon iſt ſie im Begriff, allgemein die Flucht zu ergreifen. Aber in demſelben Augenblick erſcheint Pappenheim mit acht Regimentern Kuiraſſieren und Dragonern. Seine Ankunft erhebt den ſinkenden Muth der Kaiſerlichen. Mit beflügelter Schnelligkeit dringt er auf die Schweden ein; zwei der berühmteſten Regimenter fallen unter den ſcharfen Klingen ſeiner Reiter; die andern fliehen und ziehen ſich zurück. Wo iſt der König! ruft der tapfere Held. Auf dem rechten Flügel! ertönt eine Stimme; — denn noch war es nicht allgemein bekannt, daß er gefallen war. — Brennend vor Begierde, an dieſem heißen Tage mit dem König ſelbſt ſich zu meſſen, fliegt er dahin und ſtürzt in ſeinem Fluge, von zwei Musketenkugeln in die Bruſt getroffen, vom Pferde. Mit Gewalt muß man

ihn aus dem Schlachtgewühl entfernen. Indeſſen erſchallt der Ruf zu ihm, Guſtav Adolph liege todt auf dem Schlachtfelde. Da erheitert ſich ſein brechender Blick. »Saget dem Herzog von Friedland, ruft er aus, daß ich nun mit Freuden ſterbe, da dieſer unverſöhnliche Feind der katholiſchen Kirche noch vor mir gefallen iſt!«

Pappenheims Fall bringt neue Beſtürzung in die kaiſerlichen Truppen; aber bei weitem die meiſten halten Stand. Noch dauert das Gefecht mit aller Lebendigkeit fort; beide Heere fechten mit Löwenmuth; keines weicht, keines will dem andern den Sieg, keines das Schlachtfeld überlaſſen. Nur Nacht und Nebel ſetzen dem grimmigen Kampfe ein Ziel; und jedes zieht unüberwunden aus dem Gefecht. Neun tauſend Tapfere ſind gefallen; ohne Vergleich größer iſt die Anzahl der Verwundeten. Nun ſchmettern die Trompeten zum Abzug; und ſtill trennen die Heere ſich von einander.

Am folgenden Morgen kehrte Bernard von Weimar auf das Schlachtfeld zurück und holte die Kanonen ab, die beide Heere auf dem Schlachtfelde zurück gelaſſen hatten. Wallenſtein war abgezogen. Die Feinde erklärten dies für eine Flucht; aber Wallenſtein hatte durch den Tod des Schwedenkönigs ſeinen Sieg gewaltig erwieſen, und fand nun Wichtigeres zu thun als einige Kanonen abzuholen, von welchen die Pferde ſich verlaufen hatten. Seine Krieger hatten mit ſo heroiſchem Muthe und ſo entſchloſſener Tapferkeit gefochten, daß kaum ein Einziger unter ihnen unver-

wundet war; und es verdient Bewunderung, daß er mit 8000 Verwundeten unverfolgt und unangefochten mitten durch feindliche Länder ziehen konnte.

Guſtav Adolphs Tod wirkte mächtig, aber verſchieden auf die Gemüther. Mit Recht ſagt Schiller: »Sein ſchneller Abſchied von der Welt ſicherte dem deutſchen Reiche die Freiheit, und ihm ſelbſt ſeinen ſchönſten Ruhm; wenn er ihm nicht gar die Kränkung erſparte, ſeine eigenen Bundesgenoſſen gegen ihn bewaffnet zu ſehen.« — Offenbar kämpfte er nicht für ſie, ſondern für ſich; und hätte er länger gelebt, ſo hätte die Welt nur einen gemeinen ehr- und ländergeitzigen Eroberer an ihm geſehen. Zu frühe und zu deutlich hatte er ſeine Abſichten in Pommern, im Brandenburgiſchen und zu Augsburg verrathen. Schon ſtand Sachſen abermal im Begriff, ſich von ihm zu trennen; und als die Nachricht von ſeinem Übergang über den Lech zu Paris eintraf, ſprach Ludwig XIII. zu dem Venetianiſchen Geſandten: »Nun iſt es Zeit, dem ſchnellen Fortgang dieſes Gothen Einhalt zu thun!« — Bald werden wir ſehen, wie Oxenſtierna, der ganz in ſeinem Geiſte handelte und das Werk ſeines Herrn fortſetzte, den Meiſter in Deutſchland ſpielt; und wie dieſer Schwede mit unumſchränkter Gewalt und unerhörtem Übermuth über deutſche Länder verfügt. Feſt auch hatte er beſchloſſen, den geächteten Pfalzgrafen und Winterkönig Friederich, dem Kaiſer zum Trotz, abermal in die Pfalz einzuſetzen, als dieſer unglückſelige Fürſt ſei-

nem Protector, dem Schwedenkönig, vierzehn Tage ſpäter im Tode nachfolgte.

Wahrſcheinlich wären ohne Oxenſtierna's arroganten, aber dabei großen und thätigen Geiſt, die ſchwediſchen Angelegenheiten erloſchen; denn die Proteſtanten, die in Guſtav Adolph ihr Haupt verloren hatten, waren muthlos geworden, und hielten nun ihre Sache für verloren; das ſchwache Band, das ſie bisher zuſammen hielt, war im Begriff ſich aufzulöſen. Dazu kam auch noch, daß die ſchwediſchen Feldherren allenthalben mit ihren einzelnen Corps zerſtreut ſtanden; daß keiner von dem Andern abhängen wollte, und daß die empörenden Grauſamkeiten, Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen der ſchwediſchen Truppen zum Sprichwort geworden waren. Nicht ſchwer wäre es unter ſolchen Umſtänden Wallenſtein geworden, die getrennten Schweden einzeln aufzureiben, die katholiſche Sache nachdrücklich zu verfechten, durch glänzende Siege Deutſchlands wahrer Retter zu werden, und einen unſterblichen Namen ſich zu erwerben; doch ſein finſterer, furchtbar ſtolzer und unbeugſamer Sinn brütete über ganz andern Planen.

Bei dieſen zerrütteten Verhältniſſen der Dinge ergriff der ſchwediſche Hofkanzler Oxenſtierna, den Frankreich mächtig unterſtützte, die Zügel, und berief eine allgemeine Verſammlung der proteſtantiſchen Fürſten und Stände, — die Guſtav Adolph noch zu Ulm angeſagt hatte, — nach Heilbronn zuſammen. Vor Allem bemühte er ſich, den Churfürſten von

Sachſen zu gewinnen, der ſich aber ſehr kalt gegen die Schweden erwies, und ernſtlich geneigt war, mit dem Kaiſer einen Separatfrieden zu ſchließen. Denn abgeſehen von Anderm, war es dieſem Fürſten unerträglich, daß ein Ausländer das Directorium über die deutſchen Proteſtanten führen ſollte. Von Guſtav Adolph hatte er es ſich gefallen laſſen, weil damals die Umſtände es nicht anders erlaubten. Aber er hatte gehofft, man werde nach des Königs Tode dieſe oberſte Leitung an Sachſen zurückgeben. Da jedoch Oxenſtierna dieſelbe an ſich riß, und auch der franzöſiſche Geſandte ſich erklärte, ſein König ſehe nicht ab, wie man ſolche dieſer Krone mit Grund und Nutzen entziehen könne, war der Churfürſt auf keine Weiſe zu einer beſtimmten Erklärung wegen der Fortſetzung des Krieges zu bewegen; ſondern ſuchte unter däniſcher Vermittlung Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen. Dagegen gelang es dem Reichskanzler, wenigſtens für den Augenblick, den Churfürſten von Brandenburg zu gewinnen.

Am 8. März (1633) eröffnete der Reichskanzler in Gegenwart der Stände der vier obern Kreiſe Franken, Schwaben, Ober= und Niederrhein, und des franzöſiſchen Geſandten Feuquières die Verhandlungen über das allgemeine Bündniß gegen den Kaiſer, über die Armee, das nothwendige Geld, die Kriegsbedürfniſſe und die Kriegsdisciplin. Die Abgeordneten wollten dem Herkommen gemäß Alles langſam und ſchriftlich verhandeln, und es dauerte zehn Tage bis ſie ihre Erklärung über die erſte Propoſition einreich=

ten. Darüber ward der ſchwediſche Miniſter höchſt unwillig und erklärte, er werde künftig nur mündlich mit ihnen conferiren, weil ſonſt Jahr und Tag vergienge, bis etwas Fruchtbares zu Stande käme. Eben ſo unzufrieden war er mit ihren Anträgen und ſagte rund heraus, daß er zwar die Generaldirection dankbar übernehmen wolle, doch keinen Gegenſchreiber oder Controllor ſich an die Seite ſetzen laſſe. Hierüber wurden die Geſandten etwas betroffen; Oxenſtierna aber antwortete nach ſeiner gewöhnlichen hochfahrenden und gebieteriſchen Weiſe, ſie ſollten ſich nur frei erklären, daß ſie hierauf ſich nicht einlaſſen wollten; könnten ſie auf andere Weiſe ſich helfen, ſo wünſche er ihnen Glück dazu, wolle ſie auch weiter nicht aufhalten, und das Beſte ſeiner Krone allein wahrnehmen. Aber die Fürſten und Stände erſuchten den Schweden »freunddienſtlich und ganz unterthänig Alles nach ſeiner hohen Einſicht zu leiten.« In der That benahmen ſich dieſe deutſchen Fürſten, Grafen und Herren, die noch vor einiger Zeit ihrem Kaiſer gegenüber mit ſo großem Stolz auf ihre Freiheit gepocht hatten, nun ſo ganz unterthänig gegen den ſchwediſchen Miniſter, daß ſie mit entblößtem Haupte ihm die Speiſen und das Waſchwaſſer reichten, ihre eigenen Zimmer ihm einräumten; und — gefiel es ihm, Mittagsruhe zu halten, — zu Fuße gingen und die Gaſſen mit Ketten abſperren ließen, um ſeine ſüße Ruhe ja nicht zu ſtören.

Es ſchaltete und waltete aber auch dieſer nordiſche Vice-Monarch mit einer Gewalt, die kaum je-

mals ein römiſcher Kaiſer ſich erlaubt hatte, und verſchenkte die deutſchen Länder an wen es ihm wohlgefiel. Schon Guſtav Adolph hatte manche der eroberten kleineren Länder an ſeine Generale und Officiere theils verſchenkt, theils verheißen; und kaum war auch nun ein proteſtantiſcher Reichsſtand oder ein halbwegs ausgezeichneter Officier, der nicht einige Abteien, Ämter oder Herrſchaften verlangte. Oxenſtierna übertraf ſeinen Meiſter und verſchenkte fremdes Eigenthum mit wunderſamer Großmuth. So erhielt der Landgraf Wilhelm von Heſſen die Stifter Paderborn, Münſter, Fulda und Korvei; der Herzog Eberhard von Würtemberg die Grafſchaften Sigmaringen, Baar und Hohenberg; der Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld, u. ſ. w. Dem Herzog Bernard von Weimar, der das oberſte Commando über die Armee mit dem Titel eines Generaliſſimus begehrte und erhielt, fertigte er zu Heidelberg eine Schenkungsurkunde über die beiden Biſthümer Würzburg und Bamberg im Namen der Königin von Schweden aus, und ließ ihn feierlich in den Beſitz dieſer Länder einſetzen, die den Titel eines Herzogthums bekamen. Nachdem er nun auf ſolche Weiſe Viele ſich verpflichtet hatte, fingen die Kriegsoperationen an, die im Elſaß, in der Pfalz, in Schwaben, in Bayern, in Weſtphalen, in Schleſien und in den katholiſchen Fürſtbisthümern reißend nach einander fortgingen.

Wallenſteins Benehmen ſetzte Freunde und Feinde in gleiches Erſtaunen. Der Kaiſerhof, Spa-

nien und das ganze katholiſche Deutſchland harreten in geſpannter Aufmerkſamkeit, was er nun, nach dem Tode ſeines großen Gegners, des Schwedenkönigs, im deutſchen Reiche thun würde, wo Alles ihn zu wichtigen Waffenthaten einlud; und er that — nichts; ſondern lag mit ſeiner Hauptmacht in Böhmen ſtill, ließ die Feinde nach Herzensluſt hauſen und Oxenſtierna mit den deutſchen Fürſten ihre Intriken ruhig zu Stande bringen. Endlich brach er im Mai mit ſeinem Heere auf. Jedermann glaubte, er würde nach Sachſen oder nach Oberdeutſchland rücken; er aber ging nach Schleſien; wagte aber auch da, zum Erſtaunen Aller nichts, wich trotz ſeiner großen Überlegenheit den Treffen aus, die zu Strehlen und zu Münſterberg ihm angeboten wurden, und trat mit Arnheim in Unterhandlungen. Er erklärte ſich, es ſtände in ſeiner Macht, einen dauerhaften Frieden zu ſchließen; dem Kaiſer, ſprach er, ſei nicht zu trauen; man müſſe ihn mit Gewalt zum Frieden zwingen; und dazu wiſſe er unfehlbare Mittel und Wege. Alle Privilegien müßten wiederhergeſtellt und aufs neue beſtätiget werden. Die Jeſuiten ſollten aus dem ganzen römiſchen Reiche als Friedensſtörer vertrieben, Sachſen und Brandenburg durch geiſtliche Stifter entſchädigt, das pfälziſche Haus wieder eingeſetzt werden. Schweden (was Oxenſtierna am meiſten entrüſtete), ſollte kein deutſches Land, ſondern nur die Erſtattung der Kriegskoſten erhalten, und bis dahin im Beſitz der eroberten Feſtungen bleiben; das Kriegsvolk aber ſollte

durch den Krieg mit den Türken beſchäftiget werden. Er ſelbſt forderte für ſeine großen Dienſte das Königreich Böhmen; Mähren aber wolle er zum Erſatz für Mecklenburg annehmen. Dieſen Frieden mit Nachdruck zu fördern, ſollten die beiden Armeen der Schweden und Sachſen unter ihm nach Wien ziehen, den Kaiſer dazu zu zwingen.

Dieſe Anträge ließ er durch den alten Grafen Thurn an Orenſtierna, durch Arnheim aber an den Churfürſten von Sachſen gelangen. — Orenſtierna ſchüttelte den Kopf, traute dem ganzen Handel nicht, und konnte nicht klug werden, ob Wallenſtein das Haus Öſterreich zu verrathen, oder ob er die Schweden und Sachſen ſicher zu machen ſuche; oder aber ob er wahnſinnig geworden ſei. Indeſſen wies er ihn dennoch nicht geradezu ab, befahl aber dem Grafen Thurn, mit den Tractaten ſich nicht zu übereilen, ſondern erſt zu ſehen, was eigentlich im Hintergrunde verborgen ſei. Der Churfürſt von Sachſen hingegen theilte dem Feldmarſchall Arnheim einen andern Friedensplan mit, darüber mit Wallenſtein zu conferiren.

Während dieſer Verhandlungen, aus welchen Niemand klug wurde, und bei welchen Wallenſteins Stolz den ſchwediſchen Reichskanzler endlich aufbrachte, der durch die Niederträchtigkeit der (damaligen) deutſchen Fürſten allzu ſehr verwöhnt ward, verſtärkte ſich Wallenſteins Heer immer mehr, indeß das ſchwediſch-ſächſiſche im nämlichen Verhältniſſe abnahm; — und es ließen ſich die Dinge ſo übel an,

daß ſie mehr zu einem Bruch als zu einem Frieden ſich zu neigen ſchienen. Wallenſtein, hierüber ergrimmt, brach mit ſeiner Armee gegen die Lauſitz und gegen Meiſſen auf, und es ſchien als wollte er eines Elbepaſſes ſich bemächtigen. Schon kehrte Arnheim in Eilmärſchen nach Sachſen zurück, als Wallenſtein plötzlich nach Schleſien ſich wendete, das bei Steinau zurückgelaſſene, aus 6000 Mann beſtehende ſchwediſche Corps zu überfallen, (28. October 1653) welches er ſammt ſeinem Anführer, dem alten Grafen Mathias Thurn gefangen nahm; wobei er 60 Fahnen, 20 Kanonen eroberte, und hierauf Schleſien mit allen ſeinen Feſtungen dem Kaiſer abermal unterwarf. Sogleich ſandte er nun Eilboten an den Kaiſer, dieſen Sieg zu berichten, und ſeine Freunde erhoben ſeine Treue und Tapferkeit abermal bis zum Himmel. Offenbar aber wollte er dadurch die Schweden nur warnen, ſeinen Zorn nicht zu reizen.

Zu Wien hatte man erwartet, er würde den gefangenen Thurn, den fluchwürdigen Urheber dieſes dreißigjährigen verderblichen Krieges dahin ſenden, wo er durch Henkershände den verdienten Lohn empfangen ſollte; er aber entließ ihn reich beſchenkt und mit geheimen Aufträgen an Oxenſtierna; und antwortete auf die bittern Vorwürfe des Hofes: »Der Kaiſer ſollte mir vielmehr danken. Was wollte man denn mit dem unſinnigen Menſchen anfangen? Der Kerl iſt ein heller Narr, und wird uns als General an der Spitze der ſchwediſchen Truppen durch ſeine

Ungeſchicklichkeit weit mehr nützen als im Kerker.“ Freilich hatte er ſeine guten Gründe, warum er ihn nicht nach Wien ſandte, da er von ſeinen geheimen Anſchlägen genau unterrichtet war; wiewohl Wallenſtein aus begreiflichen Urſachen nie etwas ſchriftlich gegeben, ſondern ſeine Unterhandlungen immer durch ſeine Vertrauten: Arnheim, Illo, Wilhelm Kinsky, und Terzky gepflogen hatte.

Nach dem Siege bei Steinau, — eigentlich dem einzigen während ſeines zweiten Generalates, — ging er nun weiter, die Ungeduld des ſo oft hintergangenen Kaiſerhofes einiger Maßen zu mildern, und nahm (im Octob. 1633) Liegnitz, Großglogau, und ſogar Frankfurt an der Oder ein. Einen Theil ſeiner Armee ſandte er an die Warte, um in Pommern einzubrechen; eroberte Görlitz und Bautzen, und trug den beiden Churfürſten von Sachſen und Brandenburg abermal einen beſondern Frieden an. Da aber ſein Betragen immer voll der Widerſprüche war, und man unter allen ſeinen Anträgen verborgene Schlingen fürchtete, kam er auch nie zu dem Ziele, das er ſich vorſetzte.

Unterdeſſen hatte Spanien ein ſtarkes Armeecorps im Mailändiſchen aufgebracht, das unter dem Herzog von Feria nach Deutſchland ziehen, mit Altringer ſich vereinigen, ſowohl Konſtanz als Breyſach retten, vorzüglich aber das Elſaß wider die Schweden und Franzoſen vertheidigen ſollte. Denn Oxenſtierna hatte unter andern auch die Feſtung Philippsburg großmüthig an die Franzoſen

verſchenkt. Wallenſtein darüber ergrimmt, daß ein ſpaniſcher Feldherr neben ihm in Deutſchland commandiren, und vielleicht gar dem verhaßten Churfürſten von Bayern Hilfe leiſten ſollte, ſandte alsbald den Oberſten Deodati nach Mailand, ihren Anmarſch zu hintertreiben; weil ſolcher den Frieden vereiteln könne, den er bereits in Händen habe. Doch der Cardinal-Infant, an den er deßfalls ſich wendete, nahm auf ſeine Vorſtellungen keine Rückſicht; Feria kam nach Deutſchland und vereinte ſich auf des Kaiſers Befehl mit den Truppen des Generals Altringer, die noch durch ein bayeriſches Corps verſtärkt wurden.

Durch Altringers Abzug war nun Bayern an Truppen entblößt; die Schweden ſäumten nicht, dieſen Umſtand ſogleich zu benützen, fielen in das Land ein, und, Oeſterreich ſelbſt bedrohend, rückte der Herzog Bernard von Weimar ohne Widerſtand vor und belagerte Regensburg. Sehr dringend bat der Churfürſt den Herzog von Friedland ihm nur 5000 Mann zu Hilfe zu ſenden. Selbſt der Kaiſer ſchrieb, und fertigte ſieben Kuriere nach einander mit dem Auftrag an ihn ab, dem Churfürſten Maximilian zu Hilfe zu kommen. Wallenſtein antwortete, er könne keinen Mann entbehren. Dennoch fügte er ſich zuletzt, verſprach 12000 Mann, und ſandte dem Churfürſten ſogar die Liſte dieſer Truppen zu. Doch plötzlich gab er Gegenbefehl, und der Zug unterblieb; wodurch denn nicht nur Regensburg, ſondern auch Straubingen, Cham und andere Orte den

Schweden in die Hände fielen. — Auf wiederholte Befehle des Kaiſers brach zwar Wallenſtein auf, und rückte an die Bayeriſche Gränze, Cham zu berennen; gab aber, gegen das Gutachten aller Kriegsverſtändigen, das Vorhaben wieder auf, und kehrte nach Pilſen zurück, weil Arnheim im Anzug gegen Schleſien ſei.

Noch einmal ſandte der Kaiſer ihm ernſtliche und gemeſſene Befehle zu, ohne ferneres Zögern den Herzog Bernard von Weimar anzugreifen. Aber Wallenſtein war taub für die Befehle ſeines Kaiſers geworden, und ließ vielmehr ihm zum Trotz ſeine Truppen in Böhmen die Winterquartiere beziehen; ja als der Kaiſer dem in Oberöſterreich commandirenden General, Freiherrn von Suys den Auftrag ertheilte, mit ſeinen Truppen nach Bayern zu rücken, und durch Niemand ſich beirren zu laſſen, ſandte Wallenſtein dieſem General, der bereits bis Paſſau vorgedrungen war, Gegenbefehle zu, mit dem Bedeuten, er werde ihm den Kopf zu den Füßen legen laſſen, wofern er des Kaiſers Befehlen mehr als den ſeinigen gehorche.

Beſonders ſchmerzte es den Kaiſer, daß der vermeſſene Obergeneral die Winterquartiere abermal in den öſterreichiſchen Landen genommen hatte; da ſolche bereits im vorigen Winter ſo viel gelitten, und nach Wallenſteins mehrmaligen Verſicherungen ſich um ſo ſtärker angegriffen hatten, daß ſie dieſer Laſt für die Zukunft ſollten überhoben werden. Er ſelbſt hatte den Hofkriegsrath von Queſtenberg zu ſich ver=

langt, um ſich mit ihm über die Verpflegung der Truppen zu beſprechen. Der Kaiſer ſandte denſelben zu ihm und benützte dieſe Gelegenheit, ihm dringende Vorſtellungen thun zu laſſen. Wallenſtein aber berief ſich auf die unumſchränkte Vollmacht, mit welcher er das Commando angenommen hätte; und war auch nicht zu bewegen, dieſem Hofkriegsrathe nur die geringſten Mittheilungen über ſeine Unterhandlungen mit Schweden und Sachſen zu thun.

Endlich ermüdete des Kaiſers Langmuth. Überdrüſſig länger von den Launen ſeines Feldherrn abzuhängen, ſandte er ihm auf einmal den Befehl zu, nicht nur ungeachtet der angegebenen Motive ſeines Rückzuges, ſogleich nach der Donau aufzubrechen, ſondern auch dem ſpaniſchen Cardinal-Infant, der aus Mailand mit einem Armeecorps heranzog, das nach den Niederlanden beſtimmt war, und Mangel an Cavallerie hatte, 6000 Reiter zur Begleitung entgegen zu ſenden. Wallenſtein ſtutzte über dieſen Befehl; ſuchte darin eine Liſt des Hofes, ihn ohne Aufſehen des beſten Theiles ſeines Heeres zu berauben und das Commando ihm zum zweitenmal abzunehmen. Dies aber brachte ſeine geheimen Plane ihrer Entwickelung näher. Sogleich berief er alle ſeine Kriegesoberſten nach Pilſen und entdeckte ſein Vorhaben vor allen Andern dem General, Grafen Piccolomini, auf den er ein beſonderes Vertrauen ſetzte, weil er unter gleicher Conſtellation mit ihm geboren war. Piccolomini verbarg ſeinen Schrecken hierüber und ſtellte ihm nur die ungeheure Schwie-

rigkeit eines ſolchen Unternehmens vor; aber Wallenſtein antwortete, bei ſolchen Anſchlägen komme es blos auf Kühnheit und Geſchwindigkeit an. Zum Lohn ſeines Hochverraths verhieß er dieſem General die Grafſchaft Glatz ſammt allen Slawatiſchen Gütern, dem General Gallas aber Glogau, Sagan und die Beſitzungen des Fürſten Eggenberg; dem Grafen Colloredo und ſeinem Schwager Terzky Mähren; Alles jedoch unter ſeiner königlichen Oberhoheit. Wirklich war er von ſeinem ungeheuern Project ſo ſehr eingenommen, oder vielmehr von ſeinen aſtrologiſchen Träumen ſo ſehr erhitzt, daß er bereits alle kaiſerlichen und ſpaniſchen Erbländer vertheilte und verſchenkte *).

*) Man hat in neuern Zeiten viel dahin gearbeitet, dieſen außerordentlichen Mann von der Schuld der Verrätherei frei zu ſprechen. Man behauptete, Wallenſtein ſei durch den kaiſerlichen Hofkriegsrath, deſſen Befehle er wenig achtete, — durch die Jeſuiten, die er aus dem Reiche vertreiben wollte, — durch den Churfürſten von Bayern, der einen alten (doch gewiß nicht unverdienten) Haß auf ihn geworfen hatte, — und durch die Spanier geſtürzt worden, die er immer verachtet hätte. Möglich, daß eine oder die andere dieſer Urſachen zu ſeinem Sturze mitwirkte; wirklich auch hatte ſich Bayern erklärt, wofern Wallenſtein nicht entfernt würde, mit den Schweden ſich abzufinden. Ueberhaupt aber laſſen ſich Thatſachen nicht darum läugnen, weil ſie durch keine ſchriftlichen Documente erwieſen ſind; denn Niemand wird bei ſolchen Planen und unter ſolchen Verhältniſſen ſich ſchriftlich äußern. Uebrigens dürften auch

Als um dieſelbe Zeit der Churfürſt Johann Georg von Sachſen dem Kaiſer neue Friedensvor-

---

die wenigen Documente, die hierüber beſtehen, mehr denn zur Genüge hinreichen; nichts von ſeinem meineidigen Trotz und beiſpielloſen Ungehorſam gegen den Kaiſer zu ſagen, den Niemand in Abrede ſtellt, und der die Monarchie an den Rand des Untergangs brachte. Seine Unterhandlungen mit dem alten Rebellenhaupte, dem Grafen Mathias Thurn, und durch dieſen mit dem Schwedenkönig und mit Oxenſtierna dürften nach der Erzählung des treuen Khevenhillers, die fürwahr das Gepräge der biederſtanigſten Aufrichtigkeit an ſich trägt, ſich kaum bezweifeln laſſen; wiewohl beide an ihm irre wurden; und wenn Wallenſtein den franzöſiſchen Hof, mit dem er ebenfalls in geheimen Unterhandlungen ſtand, nicht zu hintergehen ſuchte, ſo war er wirklich entſchloſſen, das Königreich Böhmen an ſich zu reißen, wozu Frankreich ihn mit Geld und Truppen unterſtützen wollte. Man ſehe hierüber Lettres et Négociations du Marquis de Feuquières, und Khevenhiller Th. XII.

Läßt ſich ja etwas zur Entſchuldigung dieſes räthſelhaften Mannes ſagen, ſo mag man vielleicht nicht mit Unrecht behaupten, daß Wallenſteins dämoniſcher Stolz und die hieraus entſpringende, nie zu ſtillende Rachſucht entweder in wirkliche Verrücktheit übergegangen war, oder doch gewiß ſchon an einen Wahnſinn gränzte, der eine fixe Idee conſequent verfolgt. Eine ſolche Spur ſcheint unter Andern auch ſein Vetter, Maximilian Graf von Wallenſtein an ihm wahrgenommen zu haben, der in ſeinen letzten Tagen ihn beſuchte und gegen einen vertrauten Freund ſich äußerte: »Sein Vetter gefalle ihm weder an Geſundheit

ſchläge thun ließ, und Ferdinand II. ſich dazu geneigt bezeigte, und dem Churfürſten erklärte, ſeinen Geſandten in dieſer Abſicht nach Prag oder nach Wien zu ſenden, rieth Wallenſtein dieſem Fürſten, ſo wie nicht minder auch den Schweden, ihre Geſandten vielmehr nach Pilſen abzufertigen, und mit ihm ſelbſt zu unterhandeln; er wolle ihnen einen Frieden vermitteln, mit welchem ſie ſehr zufrieden ſeyn würden; denn dem Kaiſer ſei nicht zu trauen, da er allzu bigot ſei, von Jeſuiten und Spaniern ſich regieren laſſe, und ſeine Zuſagen weder halte noch auch halten könne.

Der Treue und Mitwirkung ſeiner beſten Officiere

---

des Leibes noch des Gemüthes.« Eben ſo wurden auch der ſchwediſche Reichskanzler, Arnheim und Andere an ihm irre. Auch bei weitem ſeine meiſten Biographen geriethen, ſeiner unbegreiflichen Inconſequenzen wegen beinahe unwillkührlich auf dieſen Gedanken, da er z. B. den Kaiſer beredete, ja keinen Waffenſtillſtand zu ſchließen, während er ſelbſt zweimal nach einander, und zwar zu einer Zeit Waffenſtillſtand ſchloß, wo er füglich hätte ſchlagen ſollen und können; und hingegen wieder ſchlug, wo er hätte billig Waffenſtillſtand ſchließen ſollen; u. ſ. w. Eben ſo ſcheint auch ſein übergroßes blindes Vertrauen gegen Piccolomini und viele andere Officiere, welchen er ſein Vorhaben in der ſichern Vorausſetzung ihrer Treue gegen ihn offenbarte, zu beweiſen, daß ſeine ſonſt ſo finſtere Verſchloſſenheit und ſein feſter Charakter ſich in eine Art Blödſinns und geiſtiger Blindheit verwandelt hatte.

ſich zu verſichern, ließ Wallenſtein ſie unter dem Anſchein eines Kriegsrathes zu ſich nach Pilſen berufen und ihnen, nachdem er mit den vorzüglichſten Kriegesoberſten ſich ins beſondere beſprochen hatte, durch den General Illo die Frage vorlegen, ob es möglich und rathſam ſei, bei jetziger ſtrengen Jahreszeit die Winterquartiere außerhalb der kaiſerlichen Erblande zu nehmen, die Stadt Regensburg zu belagern, und dem Cardinal-Infant 6000 Reiter zu ſenden. — Alle antworteten, dies würde unfehlbar den Ruin der ganzen Armee nach ſich ziehen. — Nun begann Illo in einem langen Lügengewebe die gehäſſigen Abſichten des Hofes mit den grellſten Farben zu ſchildern, und die Ränke der Jeſuiten und Spanier zu entſchleiern, die den Kaiſer durch ihren gewöhnlichen Betrug hintergingen, um ſelbſt zu regieren; dem Herzog nach dem Leben ſtrebten; die Contributionen der armen Leute, die für die Armee bewilligt würden, zu ihren Lüſten vergeudeten; den ſauern Schweiß der Soldaten an ihren Tafeln verpraßten, und nun gar Gelegenheit ſuchten, den Soldaten die Hälſe zu brechen. Wo die Truppen hinkämen, da wolle man ſie nicht haben, als ob ſie Türken, Tartaren oder Teufel wären. Der Herzog von Friedland, der dies Alles wiſſe, ſei nun entſchloſſen, zu reſigniren und die Armee zu verlaſſen, ehe er ſelbſt mit Schimpf und Spott zum zweiten Mal abgeſetzt würde. Nur dies Eine ſchmerze ihn, daß er nun außer Stande ſei, der Armee zu halten was er ihr verſprochen; da der kaiſerliche Hof ihm ſelbſt nicht Wort halte und über die

confiſcirten Güter anders disponire. Sie möchten alſo nun bedenken, welcher unerſetzliche Schade und welche Gefahr ihnen durch Wallenſteins Entfernung zuſtände. Sie hätten die Regimenter und Compagnien größtentheils auf Wallenſteins Zureden und aus ihrem eigenen Seckel errichtet; dafür hätten ſie nun, ſo wie für ihre treuen Dienſte nicht das Geringſte zu erwarten.

Dieſe argliſtige mit allem Feuer vorgetragene Rede und der Wein, der bei dieſer Gelegenheit in reichlichem Maße credenzt wurde, erhitzte Aller Gemüther. Die wenigſten wußten um Wallenſteins eigentliches Geheimniß; Alle aber riefen einſtimmig aus, »der Herzog dürfe die Armee nicht verlaſſen; ſie ſeien bereit, ihren letzten Blutstropfen für ihn zu geben.« Zugleich ſandten ſie eine Deputation an ihn ab, die endlich die Erklärung erwirkte, »er wolle noch ferner bei der Armee bleiben, um zu ſehen was ihr künftig für Unterhalt und Bezahlung verſchafft werde.« — Jllo und Terzky ſtellten nun den Befehlshabern vor, wie billig es ſei, daß ſie auch ihrerſeits gegen den Herzog ſich verpflichteten und ihn ſchriftlich deſſen verſicherten was ſie nun ſo einſtimmig ausgeſprochen hätten. Dies gelobten ſie denn auch; worauf jene Beiden ihnen einen, im Voraus geſchriebenen Revers vorlegten, der dies Verſprechen mit dem Zuſatz enthielt: »So lange der Herzog von Friedland in Ihrer kaiſerlichen Majeſtät Dienſten verbleibe und ſie zur Beförderung derſelben gebrauchen würde.« Alle anweſenden Officiere unterzeichneten dieſe Schrift,

da Terzky alle für meineidige Schelme erklärte, die es nicht mit Wallenſtein halten wollten.

Doch nicht dies war's, was Wallenſtein verlangte. Er wollte eine unbedingte ſchriftliche Erklärung, ſolche den Schweden und Sachſen vorzeigen zu können, um ihnen zu beweiſen, daß das Heer, das er ſelbſt erſchaffen, auch ihm allein zu Dienſten ſtehe. In dieſer Abſicht hatten Illo und Terzky eine andere Abſchrift zur Hand, in welcher jener Zuſatz ausgelaſſen war, und die ſie dem verſammelten Officiercorps nach wohlbeſetzter Tafel abermal zur Unterſchrift vorlegten. Aber hier ſcheiterte Wallenſteins Plan an dem eiſernen Pflichtgefühl der Treue gegen den Kaiſer; denn ob auch die Meiſten von Wein erhitzt, und beinahe alle durch Bande des Eigennutzes und wirklicher Dankbarkeit an den Herzog gefeſſelt waren, weigerten ſie ſich dennoch zu unterſchreiben. Nur Illo's und Terzky's Zureden brachten es mit Mühe dahin, daß ſie endlich ſich fügten; aber ſo unleſerlich unterſchrieben alle, daß es nicht wohl möglich war, ihren Argwohn zu verkennen. Ähnliche Reverſe ließ nun Wallenſtein auch an höhere Officiere anderer Orte abſenden, auf welche er glaubte, ſicher rechnen zu können.

Der Herzog hoffte nun ſeinem Ziele nahe zu ſeyn; nur Eins beunruhigte ihn dabei; daß nämlich die angeſehenſten Häupter des Heeres, die Generale Gallas, Altringer und Colloredo ſich nicht in der Verſammlung befanden. Nur der einzige Piccolomini war zugegen; berichtete aber dem Kaiſer

aufs genaueſte was vorging. Um nun ihrer Treue, oder im Weigerungsfall ihrer Perſonen ſich zu verſichern, lud er jene drei Befehlshaber ebenfalls nach Pilſen ein. Aber Altringer entſchuldigte ſich durch Krankheit und kam nicht weiter als bis Frauenberg; wo er bei ſeinem Freunde Maradas auf der Feſtung blieb. Gallas, der ſich früher mit Piccolomini einverſtanden hatte, ließ ſich von dem Herzog ſelbſt zu ihm nach Frauenberg ſenden, und als beide zu lange ausblieben, erſuchte Wallenſtein in unbegreiflicher Blindheit auch Piccolomini, ſich zu ihnen zu begeben, und beide in die Verſammlung nach Pilſen zu bringen.

Unterdeſſen veränderte er in Öſterreich und Schleſien eilig alle Commandanten, deren Treue und Ergebenheit gegen den Kaiſer ihm verdächtig waren. Da nun von vielen Orten gleichlautende Nachrichten einliefen, und dieſe Veränderung der Commandanten dem Kaiſer keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß die Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Hauſes in augenſcheinlicher Gefahr ſchwebe, gab er einigen vorzüglichen Generalen geheime Befehle, Wallenſtein und ſeine vertrauteſten Anhänger Illo und Terzky in Verhaft zu nehmen, um ſie verhören zu laſſen; und, wäre dies nicht möglich, ſich ihrer ſonſt auf eine Weiſe lebendig oder todt zu verſichern. Zugleich ſandte er dem General, Grafen Gallas, (24. Jän. 1634) ein offenes Patent zu, wodurch allen Officieren und Befehlshabern Wallenſteins Abſetzung mit dem Beiſatze kund gegeben wurde, bis zur Ankunft des Kö-

nigs von Ungarn den Befehlen des Generals Gallas zu gehorchen. Auch verhieß der Kaiſer, es ſollte Alles vergeben und vergeſſen ſeyn, was zu Pilſen vorgegangen, und nur Wallenſtein und ſeine beiden Hauptanhänger und Mitverſchworenen Jllo und Terzky ſollten zur Verantwortung und Strafe gezogen werden.

Sogleich traf Gallas die nothwendigen Vorkehrungen und nahm die Truppen aufs neue in Eid und Pflicht; Prag wurde von Suys, Linz von Piccolomini beſetzt, der hierauf mit einigen tauſend Mann gegen Pilſen heranrückte. Wallenſtein ſah zu ſeinem Entſetzen, daß er verrathen ſei. Nimmer hatte das Gefühl der heiligen Pflicht und die Treue des Eidſchwurs, der den Krieger an ſeine Fahnen feſſelt, durch alle auch noch ſo glänzenden Hoffnungen und Belohnungen überwogen werden, oder auch nur Einen dahin vermögen können, das Verbrechen ſeines meineidigen Feldherrn zu theilen und in ſeine Rebellion ſich verflechten zu laſſen. Jndeſſen verlor dennoch ſein gewaltiger, ſelbſt in ſeinem Falle noch furchtbarer Geiſt ſich ſelbſt in dieſer Stunde der höchſten Gefahr nicht. Den Anſtalten der kaiſerlichen Generale zuvorzukommen, erließ er einen Armeebefehl, Niemand ſollte unter ſchwerer Strafe, von Gallas, Altringer, Piccolomini, noch von irgend einem Andern, außer von ihm, oder von Jllo oder Terzky, Befehle annehmen. Zugleich traf er Vorkehrungen, die zunächſt gelegenen Plätze Budweis, Thabor, Königgrätz und andere zu beſetzen, und

befahl, daß alle Regimenter ſpäteſtens bis zum 25. Februar bei Prag ſich verſammeln ſollten; wo dann auch er ſelbſt eintreffen wolle. Kuriere flogen indeſſen nach Regensburg, an Oxenſtierna, an Arnheim, und von dort zurück. Alle willigten nun in die Forderungen des Herzogs, deſſen Aufrichtigkeit ſie ſo lange bezweifelt hatten; und ſchon ſchien eine Vereinigung der feindlichen Heere nahe, ſchon waren alle Anſtalten zur Abreiſe nach Prag getroffen, wo die Maske ſollte abgeworfen und die fernern Maßregeln getroffen werden, dem Kaiſer in Wien ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben oder ihn vom Throne zu ſtoßen.

Terzky war mit einigen Befehlshabern voraus geeilt; erfuhr aber unter Weges zu ſeinem Schrecken, Prag ſei bereits im Namen des Kaiſers beſetzt, Wallenſtein für einen Rebellen erklärt, und auch Leutmeritz bereits in des Kaiſers Gewalt. Dennoch verlor Wallenſtein den Muth nicht; und, ſtatt nach Prag aufzubrechen, machte er ſich nun mit einem kleinem Gefolge nach Eger, in die Nähe des Feindes, den Ausgang der Unterhandlungen mit dem Herzog Bernard von Weimar daſelbſt abzuwarten. Unterwegs begegnete ihm der Major Leslie, ein Irländer. Dieſem entdeckte er ſeinen Plan und Alles was zu Pilſen vorgegangen; und theilte ihm auch mit, daß nächſtens mehrere Oberſten mit ihren Regimentern zu ihm ſtoßen, Arnheim und der Herzog von Lauenburg zu ihm übergehen, und er innerhalb vier Wochen mit einer ſo zahlreichen Armee in Öſterreich einziehen werde, wie er früher nie eine

befehliget habe. — Leslie erſchrack über dieſe Mittheilungen, und war kaum zu Eger angekommen, als er dem daſelbſt commandirenden Oberſten Buttler und dem Oberſtlieutenant Gordon Alles berichtete, und mit ihnen zu Rathe ging, was in dieſer Sache zu thun ſei. — Ihr erſter Gedanke war, den Herzog gefangen zu nehmen, und den Vorgang alsbald nach Wien zu berichten.

Gegen Mitternacht kam ein Kurier von Prag, unter deſſen Briefen Wallenſtein auch ein Exemplar des kaiſerlichen, gegen ihn erlaſſenen Patentes erhielt. Alsbald berief er den Major Leslie und entdeckte ihm, es erübrige nun kein anderes Mittel mehr, und die höchſte Noth erfordere, die Sachſen in Böhmen einrücken zu laſſen; dem Pfalzgrafen von Birkenfeld Eger und Elnbogen einzuräumen, Cronach und Forchheim durch Illo zu beſetzen, und der Feſtung Pleſſenburg zum Rückzug ſich zu verſichern. Aus Schleſien habe er von Schafgotſch Nachricht, daß er mit 6000 Mann zu ſeinem Dienſte ſich bereit halte, Linz einnehmen, und den Grafen Colloredo in ſeine Hände bekommen werde. — Kurz hierauf langte auch ein Kurier von dem Herzog von Lauenburg an, worin dieſer berichtete, der Herzog Bernard habe in Alles gewilligt; nur müſſe er wegen Vereinigung der Truppen noch ſelbſt mit Wallenſtein ſich beſprechen. Auch dies vertraute Leslie in aller Eile dem Feſtungscommandanten und dem Oberſtlieutenant Gordon.

Nun war keine Zeit mehr zu verlieren; und ſo

wehe es ihnen that, glaubten ſie dennoch ihren erſten Plan abändern, und Wallenſtein mit ſeinen Vertrauteſten aus dem Wege räumen zu müſſen. Schauderhaft fiel es ihnen zwar, einen Mann kaltblütig zu ermorden, der ihr Wohlthäter war; deſſen Winken ſie bis nun in tiefſter Unterthänigkeit gehorcht hatten, und der bei allen ſeinen Fehlern ungemein viele Geiſtesgröße beſaß; doch das Intereſſe des Kaiſers, der Eid der Treue, die höchſte Gefahr, die mit jedem Augenblicke dringender ward, und die ungeheure Verantwortlichkeit nöthigten ſie unabänderlich zu dieſem Entſchluſſe. Alles Aufſehen zu vermeiden, lud Gordon Wallenſteins Freunde: Illo, Terzky, Wilhelm Kinsky, ſeinen alten Freund und Liebling, und den Rittmeiſter Neumann auf die Feſtung zum Abendeſſen. Alle kamen, (25. Febr. 1634) ſetzten ſich zur Tafel und waren luſtig und guter Dinge. Als ſie nun beim Deſſert die Geſundheit der neuen Allirten des Herzogs ausgebracht, und Neumann den ruchloſen Wunſch dabei geäußert hatte, ſich bald in dem Blute des Hauſes Öſterreich zu baden, trat auf ein Zeichen Leslie's der Major Geroldini und ſechs Buttler'ſche Dragoner mit dem Ausruf: Vivat Ferdinandus! ein, durchbohrten Kinsky und Terzky ſogleich, ſtießen Illo nach tapferſtem Widerſtand mit vielen Wunden nieder, und ſtreckten den frechen Neumann, der in ein Gewölbe ſich flüchtete, und um ſein Leben flehte, ebenfalls todt zur Erde nieder.

Hierauf gingen Buttler, Gordon und Leslie

noch einmal zu Rathe; und da die Gefahr mit jeder Stunde zunahm, und man es nicht wagen durfte, durch längere Zögerung das Kaiſerhaus und die Monarchie preiszugeben, ward ſein Tod unwiderruflich beſchloſſen. Seni hatte ſo eben ſeinen Herrn gewarnt und ihm geſagt, die Stunde der Gefahr ſei noch nicht vorüber. Der Herzog jedoch behauptete, ſein Vorgefühl übertäubend, ernſt und feſt: Sie iſt es; aber das leſe ich in den Sternen, ſprach er, daß du ſelbſt mit Nächſtem in den Kerker wandern wirſt!« Was freilich auch hernach geſchah; und zwar ward er nicht früher daraus entlaſſen, bis er den Soldaten die 1000 Kronen herausgab, die ſein Herr ihm noch am Vorabend ſeines Todes zum Geſchenke gegeben hatte.

Kaum hatten die drei beſagten Officiere ihren Rath geſchloſſen, als Buttler und der Rittmeiſter Deverour mit zahlreicher Mannſchaft in die Stadt eilten, alle Zugänge zu Wallenſteins Schloſſe zu beſetzen. Deveroux, mit einer Picke bewaffnet, und ſechs Hellebardiere hinter ſich, ſtürzten ſogleich nach den Zimmern des Herzogs, ſtießen auf der Treppe einen Pagen, im Vorzimmer einen Kammerdiener nieder, welche Lärm machen wollten, ſprengten dann die Thür des Schlafzimmers auf, wo der Herzog, wahrſcheinlich durch das Getöſe einiger Schüſſe, die gefallen waren, und das Geſchrei der Frauen aufgeſchreckt, in bloßem Hemde beim Fenſter ſtand. »Biſt du der Schelm, ſchreit Deverour ihn wüthend an, der das kaiſerliche Volk zum Feinde überführen,

und Ihrer Majeſtät ſelbſt die Krone vom Haupte reißen will? Dafür mußt du nun ſterben!« — Wallenſtein würdigte ihn keiner Antwort. Noch wartete Deverour einige Augenblicke ab und rief dann abermal: »Du mußt ſterben!« Wallenſtein bewegte blos die Lippen und breitete dann die Arme aus, den tödlichen Stoß der Hellebarde in der Bruſt zu empfangen. Alſo endigte das Leben dieſes welthiſtoriſchen Mannes am 25. Februar 1634, als er eben im 51. Lebensjahre war.

Das Gerücht von ſeinem Tode erregte große Theilnahme bei Freunden und Feinden; der Kaiſer ſelbſt war innig davon bewegt und ließ 3000 Meſſen für die Ruhe ſeiner Seele leſen. Auch erſchienen vielerlei Schriften, theils ihn zu beſchuldigen, theils ihn zu vertheidigen, ſo wie nicht minder viele Epitaphien, ſowohl in deutſcher als in lateiniſcher und italieniſcher Sprache *).

Buttler und Gordon berichteten ſogleich den ganzen Vorgang der Sache und die Gründe, warum ſie alſo hätten handeln müſſen, an alle Commandan-

*) Eines der gelungenſten, das Khevenhiller uns aufbewahrte, iſt folgendes:
Nobilis Miles, Dux, Imperator Caesari similis,
Hic jacet Albertus Friedlandiae Dux, victor victus, desertor desertus.
Dum Sceptrum quaerit, Feretrum invenit, disce viator,
Non semper audaces fortuna juvat.

ten der Umgegenden; und ermahnten ſie, ſorgfältig auf ihrer Hut zu ſeyn, um nicht etwa, nach den Anſchlägen überfallen zu werden, die Wallenſtein noch kurz zuvor mit dem Feinde getroffen hatte. Wirklich waren bereits, wie wir ſchon zuvor geſehen, wohl berechnete Anſtalten gemacht worden, die Armee zum Feinde hinüber zu führen, und den Kaiſer zu verrathen. Unter verſchiedenen andern Beweiſen hierüber trägt Khevenhiller folgenden vor:

»Während des Verlaufs dieſer Dinge war Herzog Franz Albrecht von Sachſenlauenburg auf der Zurückreiſe von Regensburg, und hatte durch Einen von Adel, Namens Gebhard Molka zu Illo nach Eger geſchickt, ihn des Weimar'ſchen Succurſes verſichert, und ihn auch vertröſtet, daß dieſes Volk bereits im Anmarſch ſei. Da er aber verlangte, man ſollte ihm einen Trompeter nach Priempt entgegen ſchicken, ſandten ihm denſelben Buttler und Gordon in Wallenſteins Namen, und ermahnten ihn, bald nach Eger zu kommen; ſandten ihm aber auch einen Rittmeiſter, Namens Moſer mit ſeinen Pferden entgegen, ihn einzuholen. Als nun dieſer nach Türſchenreut gekommen, erfuhr er dorten, es ſeien bereits Quartiermeiſter da geweſen, und es würden am folgenden Tage einige feindliche Regimenter eintreffen. Nachdem er einige Zeit lang in dortiger Gegend gehalten hatte, ſah er von weitem eine Partei und ſetzte auf dieſelbe zu; unter derſelben aber war der Herzog Franz Albrecht ſelbſt, der ſich dann auch alsbald zu erkennen gab, und dem Rittmeiſter zuſprach,

daß er ein Freund ſei. Da nun Moſer ſich zu ſchwach befand, ihn anzuhalten, und von allen Orten her ſtärkere Truppen von dem Feinde beſorglich erwarten mußte, befahl er ſeinen Reitern, die Waffen einzuziehen. Der Herzog befragte ihn: »Wer ihn mit dieſem Trupp commandirt?« Ferner: »ob der Friedländer ſchon mit Illo und Terzky zu Eger angekommen? wie viele Regimenter ſie bei ſich hätten?« Und da Moſer nun antwortete, Terzky habe ihn commandirt; Friedland aber ſei mit acht Regimentern angekommen, welchen noch vier andere nachfolgen ſollten, vernahm er dies mit Freuden und ſprach ferner: »Nun wäre Alles gut; der von Friedland werde zweifelsohne mit Landsberg, Frankfurt an der Oder, Großglogau, Troppau und Pilſen ſich wohl aſſecurirt und verſichert haben. Nun werden ſie ſich mit einander conjungiren; da allbereit 6000 Pferde vom Herzog Bernard von Weimar, und 4000 von Churſachſen im Anzug ſeien, welche alle pariren werden, wohin der von Friedland ſie commandiren werde. Damit wollten ſie dem Kaiſer und ſeinen Pfaffenknechten, dem Gallas und Piccolomini ſchon begegnen.«

»Während des Fortreitens erzählte er noch ferner was für anſehnliche Kriegespräparationen von den Franzoſen und andern Orten wider den Kaiſer gemacht worden, und was für anſehnliches Volk aus den Niederlanden im Anzug ſei. Nun hätten ſie auch die Reichsſtädte in ihren Händen, und werde man

in Erachtung aller Umſtände, mit den Kaiſerlichen gar bald zurecht kommen.«

»Als ſie nun ſolcher Weiſe bis nach Waldſachſen fortritten, erſah der Rittmeiſter einen bequemen Augenblick, wo er des Herzogs mächtig werden und ſeiner ſich verſichern konnte. Da winkte er ſeinen Reitern, ſetzte ihm die Piſtole auf die Bruſt, und fragte ihn, ob er ſich wolle im Guten gefangen geben; da er ſich nun zur Genüge als ein Feind Ihrer Majeſtät erklärt habe. — Der Fürſt ermahnte ihn, inne zu halten, da er ein ſolches Benehmen weder bei ſeinem Oberſten noch bei dem von Friedland werde verantworten können. — Da er aber hierauf vernahm, Friedland, Illo, Terzky, und Neumann ſeien bereits zu Eger niedergemacht worden, erſchrak er heftig über dieſe Relation; bat um Quartier; bemühte ſich auch dieſen Officier auf ſeine Seite zu bringen oder ſich loszuwinden; und verhieß ihm bei ſeiner fürſtlichen Ehre nicht nur auf der Stelle ein Löſegeld von 10,000 Dukaten, ſondern auch ein Gut in Churſachſen, und überdies ihn bei der Armee trefflich zu avanciren. Als aber dies Alles nichts verfing, ergab er ſich endlich; worauf der Rittmeiſter, trotz ſeines Bittens, ihn zu Gallas ſelbſt zu bringen, ihn nach Eger abführte.« — So weit Khevenhiller. Überhaupt zeigten ſich noch viele andere Folgen dieſer Verſchwörung; wie die Eroberung Landshuts, der Sieg der Sachſen bei Leipzig, die Wiedereinnahme Frankfurts an der Oder und anderer Orte.

Nun mußte in Eile ein neuer Generaliſſimus

für die kaiſerlich-liguiſtiſche Armee ernannt werden; und der Kaiſer erwählte dazu ſeinen älteſten Prinzen Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen. Seine Wahl hätte nicht glücklicher ſeyn können; denn der junge König war mit trefflichen Eigenſchaften begabt, und berechtigte zu großen Hoffnungen; die er auch nicht lange unbefriedigt ließ. In allen Erbländern wurden nun ſogleich friſche Truppen geworben, die Armee zu ergänzen; und dieſe Werbung ward mit ſo großem Eifer betrieben, daß der König kurz hierauf bei einer Muſterung zu Pilſen 40,000 Mann wohlbewaffnetes Volk zählte. Überdies fand er auch eine treffliche Artillerie vor. Wohlgemuthet brach er hierauf nach der Oberpfalz auf, mit Altringer ſich zu vereinigen, die Schweden zu vertreiben, und Regensburg ungeſäumt und mit ganzer Macht anzugreifen; was auch die Schweden trotz aller ihrer Bemühungen nicht verhindern konnten. Die Belagerten wehrten ſich mit ausgezeichneter Tapferkeit, ſchlugen ſieben Stürme ab, thaten 465 Ausfälle und verloren dabei über 8000 Mann. Sechs ganze Wochen mußte der König die Stadt belagern, und über 2000 Granaten und Feuerkugeln hinein werfen; und dennoch hätte ſie noch längern Widerſtand gethan, wenn ihnen das Pulver nicht zu Ende gegangen wäre. Endlich nahmen ſie dennoch die ſehr ehrenvolle Capitulation an, die der König ihnen machte, und zogen (am 16. Juli 1634) mit allen kriegeriſchen Ehren aus. Der junge König begab ſich auf eine Ebene, die Schweden ausziehen zu ſehen. Die

Generale ſtiegen vom Pferde ab; Ferdinand reichte jedem die Hand, und gab ihrer Tapferkeit das verdiente Lob. Unter ihnen befand ſich auch der alte Graf Mathias Thurn; dieſer aber machte dem König nur eine Reverenz, ohne vom Pferde abzuſteigen. Hierüber befragt, antwortete er, weil er ein Vaſall und Emigrant ſei, und wider die kaiſerliche Majeſtät diene, würde der König ihm nicht gleich den Andern die Hand geboten, ſondern ihn ſicherlich vor Allen beſchämt haben; er aber habe dieſem Schimpf und Hohn ſich nicht ausſetzen wollen.

Während König Ferdinand noch vor Regensburg lag, ſandte er den General Altringer nach Landshut, das der Herzog Bernard von Weimar belagerte, um denſelben wo möglich, ſo lange hinzuhalten, bis Regensburg erobert ſei. Aber der Herzog nahm die Stadt mit Sturm und wüthete ſchrecklich gegen die Einwohner. Altringer ſelbſt verlor bei dieſer Gelegenheit das Leben; ein Verluſt, der dem Kaiſer und dem König ſehr ſchmerzlich fiel. Um eben dieſe Zeit vertrieben, in Folge der Verabredung mit Wallenſtein, die Sachſen unter Arnheim die Kaiſerlichen aus der Lauſitz, und ſchlugen ſie, nachdem ſie in Schleſien eingefallen, bei Liegnitz mit großem Verluſt aus dem Felde; eroberten Breßlau und Großglogau, drangen abermal in Böhmen ein, und rückten ſogar vor Prag. König Ferdinand, deſſen Abſicht es war, den Schweden ein Haupttreffen zu liefern, hielt es für Zeitverluſt, ſelbſt nach Böhmen zu ziehen, und beſchränkte ſich darauf, eini-

ge geübte Regimenter dahin zu ſenden; er ſelbſt eil-
te nach Nördlingen, und nahm noch unter Weges,
nach eiuer kurzen Belagerung und gewaltigen Be-
ſchießung, die von den Schweden beſetzte Stadt Do-
nauwerth; wodurch die ganze Donau frei ward.
Die Schweden, die keineswegs geſonnen waren,
die Reichsſtadt Nördlingen gleich Regensburg ſich
hinwegnehmen zu laſſen, verſammelten daſelbſt ihr
ganzes Heer. Guſtav Horn und Bernard von
Weimar näherten ſich mit ihren Truppen der Stadt,
verſtärkten die Beſatzung und zogen ſich dann nach
Bopſingen zurück, woſelbſt ſie noch die Ankunft des
Rheingrafen Otto Ludwig und des Feldmarſchalls
Cratz erwarteten.

Indeſſen rückte der ſpaniſche Cardinal-Infant
mit einem Armeecorps von 10,000 Mann Kerntrup-
pen aus Italien heran, die er nach den Niederlan-
den abführte, und vereinigte ſich bei Nördlingen mit
dem König. Es waren dies eben jene Truppen, wel-
chen Wallenſtein noch 6000 Pferde hätte entgegen
ſenden ſollen; bei welcher Gelegenheit ſeine Ver-
ſchwörung ausbrach, als deren Opfer er zuletzt ſelbſt
blutete. Im Kriegsrathe zeigte der Cardinal-Infant
große ſtrategiſche Kenntniſſe, und trug nicht wenig
zur guten Anordnung der Feldſchlacht bei. Die
Schweden ſelbſt waren nicht einig unter ſich; und
Feldmarſchall Horn, der vor der Gefahr warnte,
die überlegene Macht der Kaiſerlichen anzugreifen
und durch ein einziges Treffen Alles auf das Spiel
zu ſetzen, ward von dem feurigen Bernard von

Weimar überſtimmt, der, ſobald General Cratz mit ſeinem Armeecorps erſchienen war, alſogleich mit der Armee aufbrach, den Kampf zu beginnen. Aber ihre Regimenter verwirrten ſich im Fortrücken durch Mißverſtand und durch die Schwierigkeit der Wege, während die Kaiſerlichen die Höhen nach einander beſetzten, ſich verſchanzten und den Schweden die vortheilhafteſte Stellung abgewannen.

Bei Anbruch des Tages (am 6. Sept. 1634) begann das mörderiſche Treffen. Die Schweden boten alle ihre Kräfte, Horn und Bernard ihr ganzes Feldherrentalent auf, die Anhöhen zu gewinnen, von welchen man das öſterreichiſche Lager beſtreichen konnte; auch thaten die ſchwediſchen Soldaten Wunder der Tapferkeit; erſtiegen ſogar wirklich die Anhöhen, von welchen das Schickſal des Tages und der Zukunft abhing; geriethen aber wider einander ſelbſt in Unordnung; und ein ähnlicher Zufall, der bei Lützen die Kaiſerlichen zum Weichen gebracht hatte, vergalt ihnen hier mit gleicher Münze; einige kaiſerliche Pulvertonnen entzündeten ſich, und richteten die gräulichſte Verwirrung unter den Schweden an. Acht Stunden dauerte der fürchterliche Kampf. Der junge König ſelbſt wagte ſich ſo tief in das Schlachtgewühl, daß dicht an ſeiner Seite der junge Piccolomini, der Herzog Aldobrandino und der Oberſt Achatz durch Musketenkugeln fielen. Er ſelbſt befehligte das Haupttreffen; Graf Gallas das Fußvolk, der Herzog von Lothringen die Reiterei. Siebenzehn Mal ſtürmte das, durch ſeine Tapferkeit berühmte

gelbe Regiment, und jedes Mal vergeblich. Die trefflich aufgeſtellte kaiſerliche Artillerie und die furchtbaren Angriffe der kaiſerlichen Dragoner gerade in dem Augenblick der Exploſion richteten Tod und Verwirrung unter dem Feinde an und förderten dieſen glänzendſten Sieg des ganzen dreißigjährigen Krieges. Zwölftauſend Feinde lagen todt auf der Wahlſtatt, 4000 wurden von dem Herzog von Lothringen und dem vortrefflichen Parteigänger Johann von Werth gefangen genommen, unter welchen Feldmarſchall Horn ſelbſt mit drei andern Generalen. Unter den Todten befanden ſich der Markgraf Friedrich von Anſpach, ein Landgraf von Darmſtadt und viele Oberſten und andere Officiere. Das ganze, aus 80 Kanonen beſtehende grobe Geſchütz, gegen 4000 Wagen, und 300 Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger. Nur ein Zufall rettete den tapfern Bernard von Weimar ſelbſt von der Gefangenſchaft, dem es in der Gegend von Frankfurt gelang, die traurigen Trümmer ſeines Heeres wieder zu ſammeln.

Die Nachricht von der Niederlage der Schweden, und der glorreiche Sieg des kaiſerlichen Heeres verbreitete Furcht und Schrecken durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland, aber großen Jubel unter allen katholiſchen Ständen; die ſeit ſo langer Zeit unter dem Druck dieſer Nordländer geſeufzt hatten. Auch ſäumte der junge König nicht, ſeinen Sieg ſchnell zu benützen, die verlorenen Plätze zurück zu gewinnen, und den Feinden mächtigen Abbruch zu thun, um

einen wohlthätigen und ſtändigen Frieden herbei zu führen. Die Bayern zogen alsbald nach Augsburg, das den Schweden den Eid der Treue geſchworen und als eine unterthänige Stadt gehuldigt hatte, und eroberten dasſelbe nach einem hartnäckigen Widerſtande. Auch Heilbronn hatte geſchworen, bis auf den letzten Mann ſich zu wehren; ward aber noch früher zur Übergabe gezwungen, nachdem daſelbſt eine große Menge Häuſer im Rauch aufgegangen waren. Piccolomini ward mit einer Abtheilung des Heeres nach Franken geſandt, wo er nach einander der Städte Mergentheim, Rotenburg, Kitzingen, Ochſenfurt, Schweinfurt, Würzburg, Windesheim und Weiſſenburg ſich bemächtigte; der Herzog von Lothringen aber wandte ſich über den Schwarzwald nach dem Breisgau und Elſaß. Endlich fiel der König ſelbſt mit kaiſerlichen und liguiſtiſchen Truppen in Würtemberg ein, deſſen geächteter Herzog mehr als jeder andere Reichsfürſt an dem Kaiſer ſich verſündiget hatte, und der bei Ferdinands Annäherung alsbald mit Hinterlaſſung aller ſeiner Schätze nach Straßburg entfloh. Hart ward dies, dem Kaiſer ſo äußerſt abholde Herzogthum durch den zügelloſen Grimm des Kriegsvolkes geſtraft.

Der Heilbronner Bund, der ohnehin zu keinem ernſtlichen und feſten Schluſſe gekommen war, ſchien unter dieſen Umſtänden ſeiner Auflöſung gänzlich nahe; mehrere Stände trennten ſich ſogar gänzlich von demſelben. Indeſſen ſammelten ſich dennoch die zerſtreuten ſchwediſchen Truppen allmälig wieder bei

Heilbronn; und zu ihnen ſtieß auch der Rheingraf Otto Ludwig mit einem Corps von 5000 Mann. Aber dieſe, durch längeres Glück verwöhnten und undisciplinirten Truppen waren im höchſten Grade mißvergnügt, und weigerten ſich ſtandhaft, zu fechten, bis nicht ihr rückſtändiger Sold ausbezahlt wäre. Nun begann guter Rath theuer zu werden. Oxenſtierna forderte von den Kreisſtänden Geld; dieſe aber, theils erſchöpft, theils ſeiner beſtändigen Forderungen und ſeines Despotismus müde und überdrüſſig, drangen vielmehr in ihn, den Bedrängniſſen des Krieges ein Ende zu machen, und die Dinge zu einem vortheilhaften Frieden zu leiten. Doch dies war keineswegs Oxenſtierna's Abſicht; er wollte Deutſchland nicht umſonſt verheert haben, ſondern forderte dafür ein Stück von Deutſchland zur Belohnung; das Niemand geſonnen war, ihm zu geben *).

*) Grell und derb, aber wahr ſchrieb, wiewohl erſt nach des Kaiſers Tode, der däniſche Hof, der an der Vermittlung des Friedens gearbeitet hatte, dieſem Miniſter zu, „die däniſche Friedensvermittlung habe ſich den Haß der Schweden deßwegen zugezogen, weil ſie (die Schweden) nicht die geringſte Neigung zum Frieden hätten; als welcher ſie nöthigen würde, ſo ſchöne Länder in Deutſchland, darin ſie bisher wie die Ochſen gemäſtet worden, wieder zu verlaſſen und ſich in ihre alten Steinklippen und Wildniſſe zurück zu ziehen; wohin die überſchwenglichen Contributionen und Subſidiengelder, und noch weniger die prächtige Aufwar=

Es wendete ſich alſo Oxenſtierna an den Churfürſten von Sachſen. Aber Johann Georg wies ihn mit guter Art ab und verdoppelte ſeine Bemühungen, unter guten Bedingniſſen mit dem Kaiſer einen Frieden zu ſchließen, den er ſehnlichſt wünſchte. Eben ſo vergeblich wendete er ſich an den Herzog von Lüneburg, ihm einige Truppen zu ſenden. Der Herzog antwortete ihm, er könne die niederſächſiſchen Lande nicht entblößen, da der Feind in Weſtphalen täglich ſich verſtärke. Da er nun ſah, daß er ſich vergeblich bemühe, fernerhin Contributionen in Deutſchland zu erpreſſen, wendete er ſich an den König von England, und machte ihm dringende Vorſtellungen, ſeiner Schweſterkinder ſich anzunehmen; ſchickte auch einen Geſandten nach Venedig, der Republik die Gefahr vorzuſtellen, die nach Unterdrückung der deutſchen Verfaſſung und Freiheit ihr ſelbſt bevorſtehe; und erſuchte endlich auch die Holländer, eine bedeutende Summe Geldes zum Kriege herzuſchießen.

Als aber alle dieſe Bemühungen wenig fruchten wollten, ſuchte er endlich Frankreich zu einem kräftigen Beiſtand und zu einer förmlichen Kriegserklä-

---

tung, ſo bei ihnen in Deutſchland geſchehen, ihnen nicht folgen würden; daher kein Wunder, daß ſie ſich gleichſam mit Händen und Füßen gegen den Frieden wehren, und ehe das Aeußerſte verſuchen würden als denſelben durch Abtretung der innehabenden Länder einzugehen.«

rung gegen den Kaiſer zu bewegen. Der Preis dafür war das Elſaß, deſſen Schlüſſel er dem Cardinal Richelieu bereits mit Philippsburg übergeben hatte. Auch ſtellten ſelbſt die Oberdeutſchen Fürſten und Stände alle feſten Städte, ſogar die ſie nicht inne hatten, unter franzöſiſchen Schutz, das heißt in ſeinen Beſitz; wie denn der großmüthig beſchützende König Ludwig die deutſchen Bisthümer Metz, Tull, Verdün und auch die Trieriſchen Lande, deſſen Churfürſt ſich in franzöſiſchen Schutz begeben hatte, fortwährend gegen ihre rechtmäßigen Herren beſchützte; denn deutlich hatte Richelieu ſich ausgeſprochen, es könne dieſem Churfürſten gleich gelten, ob er ſeine Meſſe auf deutſchem oder auf franzöſiſchem Boden leſe.

Nach langen Verhandlungen endlich ließ Frankreich ſich herbei, im Fall es mit Oeſterreich zum Bruche käme, 12000 Mann Fußvolkes in Deutſchland zu unterhalten, die ſowohl dem König als den Verbündeten ſchwören und nach dem Rathe des Directoriums gebraucht werden ſollten; ſo wie auch der Bundesarmee eine halbe Million Livres zu bezahlen. Über die Verſtärkung und fernere Unterhaltung der Armee und über die Unterhandlungen mit Frankreich eröffnete Orenſtierna einen neuen Convent zu Worms, der aber, ohne etwas Sonderliches zu beſchließen, wieder aus einander ging, und erſt im folgenden Jahre (1635) wieder reaſſummirt wurde, wo Herzog Bernard von Weimar abermal das Obercommando über die Armee erhielt.

Alle dieſe Vorkehrungen und aller verheißene

Beiſtand Frankreichs erſetzten jedoch den Verluſt der Schweden nicht, den ſie bei Nördlingen erlitten hatten, noch auch den Verluſt Frankens, Würtembergs, und ſo vieler wichtigen deutſchen Städte; am wenigſten den der Hauptfeſtung Philippsburg, welche der Oberſt Bamberger (am 14. Jan. 1635) überrumpelte und wo ſich unermeßliche Vorräthe fanden. Denn Frankreich hatte dieſe Gränzfeſtung ſich zu einem Waffenplatz für den künftigen Krieg erwählt; und die Kaiſerlichen bekamen darin 128 metallene Kanonen, 4000 Tonnen Pulver, 40,000 Säcke Getreide, 10,000 Säcke Mehl, 12000 Tonnen Salz, 16 Tonnen Goldes in gemünzten Louisdor's nebſt zwei andern Kiſten voll Goldes, einen großen Vorrath an Wein und eine Menge Koſtbarkeiten, die der Herzog von Würtemberg und andere reiche Privatperſonen aus feindlichen Gegenden dahin in Sicherheit gebracht hatten.

Aber bei weitem die ſchlimmſte Folge der Nördlinger Schlacht für die Schweden war, daß Churſachſen mit dem Kaiſer gerade zur Zeit Frieden ſchloß, wo die ſächſiſche Hilfe ihnen gegen den Kaiſer am nothwendigſten geweſen wäre. Allein nicht nur bedurfte das, durch den Krieg ſo vielfältig ermüdete Sachſen des Friedens; ſondern der Churfürſt war auch des anmaßenden Betragens Oxenſtierna's im höchſten Grade überdrüſſig, und beſchwerte ſich über die Eingriffe desſelben in ſeine landesfürſtlichen Rechte; ſo wie auch darüber, daß die Direction der deutſchen Angelegenheiten ſich fortwährend in fremden

Händen befände; daß man ſeines Rathes nicht achte, das Recht ſeines Sohnes auf Magdeburg beeinträchtige, mehrere Ländereien dieſes Erzſtiftes verſchenkt habe, und eben ſo mit Halberſtadt verfahren wäre, und ſeine Söhne zurück geſetzt habe. Die Friedenspräliminarien zwiſchen dem Kaiſer und Churſachſen, die ſchon früher unterzeichnet waren, wurden endlich in einen förmlichen Frieden verwandelt, der (am 10. Mai 1635) zu Prag geſchloſſen ward.

Die Hauptbedingniſſe dieſes Friedens waren folgende:

»Hinſichtlich der mittelbaren Stifter, Klöſter und anderer geiſtlichen Güter, welche die Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten (von Calvinern und andern Secten iſt keine Rede) noch vor dem Paſſauer Vertrag oder Religionsfrieden eingezogen oder beſeſſen hätten, ſollte es bei dem deutlichen Buchſtaben des Religionsfriedens ſein Bewenden haben. Aber die unmittelbaren Stifter und geiſtlichen Güter, die vor dieſem Vertrag oder Religionsfrieden, wären eingezogen worden, — ſo wie auch alle mittelbaren oder unmittelbaren Stifter und geiſtlichen Güter, die nach dem Paſſauer Vertrage in proteſtantiſche Hände gekommen, ſollten den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, (ſo viele ſie derſelben am 12. Nov. 1627 inne gehabt) noch auf 40 Jahr, von der Zeit dieſes Friedensſchluſſes an, ruhig verbleiben; — auch ſollte was Einem und dem Andern bisher davon entzogen worden, völlig reſtituirt werden; — diejenigen Stifter und Güter jedoch ausgenommen,

welche den Katholiſchen in Form Rechtens, — auf beider Theile erfolgte Submiſſion — durch den Reichshofrath oder das Kammergericht noch vor oder nach dem 12. Nov. 1627 zuerkannt, und um dieſe Zeit noch nicht zur Vollziehung wären gebracht worden; in welchen Fällen ſie dem Stande Rechtens noch ſollten unterworfen bleiben.«

»Damit aber nach Ablauf der 40 Jahre nicht neue Unruhen und Weiterungen entſtänden, ſollte unterdeſſen innerhalb der nächſten 10 Jahre durch Zuſammenſetzung friedliebender Stände beider Religionen in gleicher Anzahl oder ihrer bevollmächtigten Räthe, eine Vergleichung vorgenommen, und ſo viel möglich zu Ende gebracht werden. — Würde aber ſolches nicht erfolgen, ſo ſollte nach Ablauf der 40 Jahre jeder Theil in demjenigen Rechte ſtehen, das er am 12. Nov. 1627 gehabt hätte, desſelben ſich, — ſo gut oder ſchwach es damals geweſen, — gütlich oder rechtlich zu gebrauchen. Auch ſollte deßwegen kein Theil wider den andern, — unerkannten ordentlichen Rechtens — zu den Waffen greifen; der Kaiſer auch ſolches nicht geſtatten, noch weniger für ſich die Stände damit beſchweren. Doch wolle der Kaiſer auf den Fall der Nichtvergleichung oder weiterer Streitigkeiten, die gebührende Jurisdiction und Erörterung der ſtreitigen Fälle zwiſchen den Parteien, ſowohl am kaiſerlichen Hofe als am Kammergericht, ſo wie auch die Handhabung des Religions- und Profanfriedens ſich vorbehalten haben.«

»Das Erzſtift Magdeburg ſollte der Sohn des Churfürſten von Sachſen, der Prinz Auguſt, auf

Lebenszeit ruhig und ungehindert beſitzen; der Churfürſt ſelbſt aber die vier Herrſchaften und Ämter Querfurt, Jüterbock, Dame und Burk, als Magdeburgiſche Mannslehen, ſo lange behalten und nutzen, bis ſie mit ſeinem Willen durch ein Äquivalent wieder ausgewechſelt würden. Dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg ſollte aus dem Erzſtift Magdeburg, ein Jahrgeld von 13000 Thalern gereicht werden. Das Bisthum Halberſtadt ſollte dem Erzherzog Leopold Wilhelm nach Inhalt ſeiner Poſtulation und Capitulation verbleiben.«

»Die freie Reichsritterſchaft ſollte bei der Übung der Augsburgiſchen Confeſſion, dem Religionsfrieden gemäß, ruhig gelaſſen werden; und eben ſo die Reichsſtädte, die ſich nicht ſchon beſonders mit dem Kaiſer verglichen hätten; in den öſterreichiſchen Landen aber ſollte die freie Religionsübung dem Willen des Landesfürſten überlaſſen ſeyn.«

»Was der Kaiſer wegen der Pfälziſchen Chur und Länder angeordnet hätte, dabei ſollte es ſein Verbleiben haben; doch ſollte der churpfälziſchen Witwe ihr Leibgeding geſtattet, und ihren Kindern ein fürſtlicher Unterhalt ausgeſetzt werden. Die Herzoge von Meklenburg wollte der Kaiſer, wofern ſie dieſen Frieden annähmen, und demſelben gemäß ſich verhalten würden, zu Gnaden wieder aufnehmen und bei Land und Leuten ruhig bleiben laſſen.«

»Dem Kaiſer und ſeinem Erzhauſe, auch allen aſſiſtirenden Ständen, Kriegsverwandten und Unterthanen ſollte von den augsburgiſchen confeſſionsverwandten Ständen Alles unverweigerlich zurückge-

geben werden, was ſie von denſelben Ländern und Gütern ſeit des Königs von Schweden Ankunft auf deutſchem Boden an ſich gezogen hätten; — was aber die Auswärtigen, beſonders Frankreich und Schweden davon beſäßen, zu deſſen Wiedererlangung ſollten Churſachſen und die übrigen augsburgiſchen confeſſionsverwandten Stände, wenn ſie dieſes Friedens wollten theilhaftig werden, dem Kaiſer und den Katholiſchen mit geſammter Hand und Mitwirkung helfen; — und eben ſo ſollten auch der Kaiſer und die katholiſchen Stände den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, in wiefern ſie von der Amneſtie nicht ausgeſchloſſen wären, Alles reſtituiren was ihnen an Land und Leuten ſeit des Königs von Schweden Ankunft entzogen worden.«

»Zwiſchen dem Kaiſer und allen Katholiſchen, und zwiſchen Churſachſen und den, ihm bisher ergebenen augsburgiſchen confeſſionsverwandten Ständen ſollte, wofern ſie zu dieſem Friedensſchluſſe alsbald nach deſſen Publication ſich bequemen würden, eine vollkommne Amneſtie vom Jahre 1630 an feſtgeſetzt ſeyn, jedoch mit Ausſchließung der böhmiſchen und pfälziſchen Händel.« — Ausgeſchloſſen wurden noch von der Amneſtie die rebelliſchen Unterthanen des Kaiſers, ferner Würtemberg und Baden-Durlach und alle, die in dem Rath der obern Kreiſe geſeſſen. Endlich ſollten die ſämmtlichen Kriegsvölker vereint und wider Alle gewendet werden, die dem heilſamen Friedenswerke ſich nicht anſchließen, ſondern widerſetzen wollten. Dieſem Friedensſchluſſe

waren noch drei Nebenreceſſe beigefügt, durch deren einen dem Churfürſten die Ober- und Niederlauſitz als böhmiſches Mannslehen abgetreten wurde.

Sowohl der Kaiſer als der Churfürſt Johann Georg hatten dieſen Separatfrieden in der Abſicht geſchloſſen, denſelben in einen allgemeinen Frieden zu verwandeln. Aber die Proteſtanten erhoben darüber ein entſetzliches Geſchrei; und es erſchienen eine Menge beißender Schriften wider den Churfürſten, die ihn beſchuldigten, er habe die gemeinſame Sache der Proteſtanten und die deutſche Freiheit aus Eigennutz und Eiferſucht ſchändlich verrathen. Alle Widerlegungen dieſer Schriften verfingen nichts; da es nicht an Solchen fehlte, welche die Gemüther aufhetzten. Dennoch legte ſich allmälig der Sturm; Deutſchland erkannte die Wohlthat des Friedens; die Reichsſtädte ſchloſſen demſelben ſich nach einander an, ſo wie auch verſchiedene Fürſten, Grafen und Herren, die zu Straßburg ſich aufhielten, und ſelbſt der Herzog Wilhelm von Sachſen Weimar, die Herzoge von Lüneburg, die Hanſeeſtädte und andere. Nur Baden-Durlach und der Landgraf von Heſſen-Caſſel meldeten ſich nicht; eben ſo wenig der Herzog Bernard von Weimar, deſſen erträumtes, aus Würzburg und Bamberg beſtehendes Herzogthum ſeit der Nördlinger Schlacht verſchwunden war; dem aber Frankreich ſtatt desſelben das Elſaß verhieß, das es beſchloſſen hatte, durch ihn für ſich zu erobern; was der Herzog auch gar wohl einſah; der aber wegen ſeiner thätigen Theilnahme am Kriege ſich nicht un-

gegründete Rechnung machte, mit einem andern anſehnlichen Stück Landes belohnt zu werden; oder auch wohl das Elſaß zu behaupten, falls er dasſelbe einmal ſelbſt erobert hätte.

Waren aber die Proteſtanten mit dieſem Frieden unzufrieden, ſo waren es ohne Vergleich mehr noch die Katholiken; wiewohl Ferdinand dabei mit der größten Gewiſſenhaftigkeit vorgegangen war. Denn bevor er den Frieden förmlich abſchloß, ließ er zu Wien einen Gewiſſensrath darüber halten, der aus gelehrten Theologen beſtand, und wozu er zwei Cardinäle, zwei Biſchöfe, zwei Prälaten, zwei Domherren und aus jedem geiſtlichen Orden zwei Prieſter berufen ließ. Dieſen legte er die Frage vor, ob man die geiſtlichen Güter mit gutem Gewiſſen noch länger in den Händen der Proteſtanten laſſen könne. Hierüber mußten ſie mehrere Wochen ſich berathſchlagen. Endlich ſtimmten ſie für einen beſchränkten Beſitz auf gewiſſe Zeit; und hiernach erſt ward der Prager Friede abgeſchloſſen.

Weil aber dennoch Rom und die meiſten Katholiken den Kaiſer beſchuldigten, er habe den Proteſtanten zu viel eingeräumt, rechtfertigte er ſich über den Prager Frieden in einem Schreiben an ſeinen Geſandten zu Rom, das zu öffentlicher Kunde kam, und zeigte den Katholiken die weſentlichen Vortheile, die ſie dadurch gewannen. »Sollte aber, fügte er am Schluſſe bei, dennoch Jemand bedauern, daß der heiligen Kirche nicht noch mehrere Vortheile verſchafft wurden, ſo mag er ſeinen Unwillen an Dem-

jenigen auslaſſen, der dies verhinderte. Denn dieſer Vorwurf trifft nicht uns, ſondern den allerchriſtlichſten König, der ſich nicht ſcheute, die Macht der Unkatholiſchen wider uns und die Ligue aufzuhetzen, zu ihrer Unterſtützung einen auswärtigen König herbei zu rufen, mit demſelben in ein Bündniß zu treten, und die Macht beider Theile zu fördern und zu ſtärken; ja ſelbſt unſre und des deutſchen Reiches Länder ohne Urſache und wider ſein gegebenes Wort anzufallen, und ſogar die Katholiken von uns abwendig zu machen und wider uns in Waffen zu bringen.«

Indeſſen nahm bald ganz Deutſchland die Gabe des Friedens dankbar an; nur war und blieb der, nach Gold und Ländern unerſättlich geitzende Oxenſtierna gegen den Churfürſten von Sachſen erbittert. Es entſpann ſich eine lange Correſpondenz zwiſchen ihm und dieſem Fürſten, die am Ende dahin auslief, den Schweden dritthalb Millionen Meißniſcher Gulden als Entſchädigung zu geben; wofür ſie die occupirten deutſchen Plätze ungeſäumt heraus geben ſollten. Doch Oxenſtierna, — wiewohl die Schweden den Krieg wider die Deutſchen meiſt mit deutſchem Gelde und franzöſiſchen Subſidien, ja auch größtentheils mit deutſchen Truppen geführt hatten, — beſtand auf einer Entſchädigung an Ländern, und außerdem auf einer Befriedigung der ſchwediſchen Militz an barem Gelde; worauf es denn bald zwiſchen Sachſen und Schweden zu den Waffen kam. Richelieu, der weniger ſeinem Prieſterrock als dem Cabinet ſeines Herrn Ehre machte, und nichts Wich-

tigeres zu thun fand als das Feuer des Krieges fortwährend zu ſchüren, erneuerte, — da nun Oxenſtierna ſelbſt nach Frankreich ſich begab, — das Bündniß mit Schweden wider das Haus Öſterreich; und dazu fand ſich denn außer der Wegnahme Philippsburgs noch eine andere Veranlaſſung.

Den Kaiſer und die Churfürſten hatte das Betragen des Churfürſten von Trier entrüſtet, der unter dem Vorwand der Neutralität, ſich Frankreich in die Arme geworfen und ſeine Feſtungen den franzöſiſchen Truppen eingeräumt hatte. Sie beſchloſſen dieſem feindſeligen Betragen nach Gebühr zu begegnen; der Gouverneur von Luxenburg erhielt den Auftrag, den Churfürſten gefangen zu nehmen. Er rückte daher (26. März 1635) mit einem Corps ſpaniſcher Truppen gegen die Stadt Trier, überfiel dieſelbe, ließ die franzöſiſche Beſatzung zum Theil niederhauen, und führte den Churfürſten gefangen mit ſich nach Brüſſel, von wo er nach Gent, und endlich nach Wien abgeführt wurde. Dieſem zu Folge ließ Frankreich der Krone Spanien durch einen Herold den Krieg ankündigen und brach förmlich mit dem Kaiſer, den es bis dahin nur heimlich und mittelbar bekriegt hatte. Aber das franzöſiſche, mit dem Prinzen von Oranien vereinigte, 50,000 Mann ſtarke Heer verrichtete eben keine ſonderliche Heldenthaten in den ſpaniſchen Niederlanden. Nach einer fruchtloſen Bewegung gegen Brüſſel, zog dies furchtbare Heer gegen Löwen, wo es ebenfalls wieder abziehen mußte; und aus Mangel an Proviant, für den nicht

geſorgt war, ſchwolz dieſe Armee durch Krankheiten bis auf ein kleines Corps zuſammen. Dagegen eroberten die Spanier die Schenckenſchanze und bahnten ſich dadurch den Weg in das Innerſte von Holland, das dadurch erſchüttert ward.

Eben ſo wenig richtete der Cardinal Lavalette und der Herzog Bernard aus, der ſich am Rhein mit ihm vereinigte. Zwar eroberten ſie im folgenden Feldzuge (1636) Elſaß-Zabern; dafür aber ſetzte Gallas bei Breiſach über den Rhein, drang tief in die Franche-Comté ein, und nöthigte den Prinzen von Condé, die Belagerung von Dole aufzugeben; indeß die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie einfielen, la Chapelle, Catelet und Corbie wegnahmen, und der tapfere General Johann von Werth in die Nähe von Paris ſtreifte und Schrecken durch ganz Frankreich verbreitete.

Während deſſen vertrieb auch Sachſen die Schweden aus dem Erzſtift Magdeburg, und der ſchwediſche General Banner mußte ſich in das Hildesheimiſche, ins Braunſchweigiſche und endlich ſogar bis nach Pommern zurück ziehen. — Um aber den Schweden die Hände frei zu machen, leiſtete Frankreich ihnen den wichtigen Dienſt, durch die geſchickten Unterhandlungen des Grafen von Avaux den bisherigen Waffenſtillſtand zwiſchen ihnen und Pohlen, der ſo eben zu Ende ging, zu Stumsdorf in Preußen auf 26 Jahre zu verlängern; wobei Schweden dem polniſchen Preußen entſagte, das Guſtav Adolph durch ſo viele Gefahren und Blut erkauft hatte, und das der Kro-

ne Schweden für die Beherrſchung des baltiſchen Meeres ſo wichtig war; die aber dagegen im Beſitze von Liefland verblieb. Auf ſolche Weiſe wurde Oxenſtierna von der Beſorgniß eines neuen Krieges befreit; den er mit dem deutſchen Kriege zugleich nicht hätte führen können; und konnte nun die Truppen, die er im polniſchen Preußen ſtehen hatte, nach Deutſchland ziehen.

Dies gab dem Kriege plötzlich eine andere Wendung; der ſächſiſche General Baudis wurde (22. Oct. 1635) bei Dömitz an der Elbe geſchlagen, als er eben dieſer Stadt ſich bemächtigen wollte. Mit abwechſelndem Glücke ſchlugen ſich nun die Kaiſerlich-ſächſiſchen mit dem ſchwediſchen Heere, und beide verheerten auf die grauſamſte Weiſe die Länder, welche ſie als Sieger eroberten, bis endlich (24. Sept. 1636) Banner, nachdem er den General Wrangel an ſich gezogen, die kaiſerlich-ſächſiſche Armee unter dem General Grafen von Hatzfeld bei Witſtock auf das Haupt ſchlug; als die Kaiſerlichen und Sachſen beinahe ſchon ganz Niederſachſen erobert hatten, und ernſtlich geſonnen waren, die Schweden über die Oſtſee heimzujagen.

Dieſer glänzende Sieg erhob den Muth der Schweden neuerdings, und der Friede ſchien entfernter als je; da ſie ihre Forderungen ſo hoch als möglich ſpannten. Nichts deſto weniger arbeiteten der Kaiſer, Spanien, Dänemark und ſelbſt der Papſt Urban VIII. eifrig an dem Friedenswerke; auch wurden deßfalls Convente zu Lübeck und zu Köln

angeſagt; aber vier Jahre vergingen, ehe die Friedensverhandlungen eigentlich anfingen, und der Friede blieb Ferdinand dem Dritten, und auch ihm erſt nach eilfjährigem, hartnäckigem Kriege vorbehalten.

Während dieſer Vorarbeiten zum Frieden ließ der Kaiſer durch den Churfürſten Anſelm Caſimir von Mainz einen Churfürſtentag nach Regensburg ausſchreiben (7. Juni 1636) auf welchem er in eigener Perſon erſchien, den Churfürſten die ſchwere Gefahr vor Augen ſtellte, in welche das Reich unvermeidlich gerathen würde, wenn es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und den bedenklichen Abſichten und Ränken der auswärtigen Mächte zu einem Interregnum kommen ſollte. Es war nicht ſchwer, ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, noch bei ſeinen Lebzeiten die Wahl eines Nachfolgers im Römiſchen Reiche vorzunehmen; beſonders da man in den Papieren des gefangenen Churfürſten von Trier die Abſichten des franzöſiſchen Hofes auf die deutſche Kaiſerkrone klar entdeckt hatte. Der Kaiſer ſchlug ihnen nun ſeinen erſtgeborenen Sohn Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen, zu ſeinem Nachfolger vor, und empfahl ihnen denſelben als einen Prinzen, der nicht nur alle erforderlichen Eigenſchaften dazu beſitze, ſondern auch durch ſeine perſönliche Tapferkeit und Weisheit das Vertrauen der Churfürſten ſelbſt bereits erworben habe. Churſachſen ſetzte einige Bedingniſſe, auf welche im Allgemeinen geantwortet wurde. Was den Churfürſten von Trier betraf, der noch immer ge-

fänglich gehalten wurde, glaubten die Churfürſten ihn von Rechtswegen von dem Wahlconvent auszuſchließen, »da er mit ſeinem Votum, das er bei dieſer Wahl ausländiſchen Potentaten zu geben geſonnen war, zur Unzeit und außerhalb des Churfürſtencollegiums ſich herausgelaſſen, folglich gegen Kaiſer und Reich ſo wie gegen die goldene Bulle und den Churverein ſich wenigſtens in ſo weit vergangen habe, daß er zu einer ordentlichen Exculpation verpflichtet ſei, und den Ausgang des Proceſſes zu erwarten habe, während welches die Wahl nicht könne verſchoben werden.«

Nachdem endlich auch Sachſen nachgegeben, ſchritten die Churfürſten zur Wahl und erklärten (22. Decemb. 1636) den kaiſerlichen Prinzen Ferdinand III. König von Ungarn und Böhmen, zum römiſchen König, welcher dann auch am achten Tage hernach, ebenfalls zu Regensburg feierlich gekrönt wurde.

Nicht lange überlebte der Kaiſer dieſe Erfüllung ſeines Lieblingswunſches. Schon zu Regensburg verfiel er in ſo große Schwäche, daß dieſer bedenkliche Umſtand die neue Königswahl nicht wenig beſchleunigte. Krank verließ er Regensburg, übergab die noch unbeendigten Reichsgeſchäfte dem neugekrönten Könige und begab ſich nach Wien, wo er nach 7 Wochen in 59ſten Jahre ſeines Alters (5. Februar 1637) ſeinen Geiſt mit ſeltener Ergebung und lebendiger Hoffnung und Liebe in die Hände ſeines Schöpfers übergab.

»Ferdinand, ſagt Hormayr, war von anſehnlicher Perſon, mehr hager als fett; ſeine Züge ſpitzig, das Geſicht vielmehr ſpaniſch als deutſch, die Farbe bräunlich, die Augen blau, die Haare blond, die Lippen etwas aufgeworfen. Seine Manieren waren groß und gut, im Umgang herzlich; ſein Anſtand, wenn er in ſeiner Herrſcherpracht auftreten mußte, wahrhaft kaiſerlich.« So viel von ſeinem Äußern.

Von ſeinem Innern ſpricht ein proteſtantiſcher Schriftſteller: »Seine Herzensgüte war unverkennbar, ſeine Gradheit und Aufrichtigkeit liebenswürdig, ſeine Leutſeligkeit natürlich und anziehend, ſein Vertrauen auf Gott feſt und unerſchütterlich in allen Widerwärtigkeiten, ſeine Sitten und ſein Lebenswandel ſtreng und untadelhaft. In Staatsſachen beſaß er große Einſichten.« Deßgleichen ſprechen auch andere proteſtantiſche Schriftſteller von ihm; nur können ſie ihm ſeine treue Anhänglichkeit an die Kirche und ſeinen Eifer für den katholiſchen Glauben nicht vergeben; die, ihrer Meinung nach, ihn zu den größten Ungerechtigkeiten verleiteten.

Wir fügen dieſen Schilderungen nichts bei, weil in dem folgenden Buche von ſeinen Tugenden, das ſein Beichtvater und Freund, P. Lamormaini ſchrieb, ſeine reine, fromme Seele, ſein edel-großes Herz und wahrhaft kaiſerliches Gemüth wie in einem getreuen Spiegel ſich ſelbſt ſchildert. Sahen wir im Verlauf dieſer Geſchichte ihn nur als Kaiſer, und nicht ſelten in tiefem Hintergrunde, ſo tritt er ſelbſt uns hier freundlich in ſeinem Hausornat als ein großer,

höchſt edler Menſch und als ein heiliger Chriſt entgegen, deſſen fürwahr heroiſche Tugenden ſowohl dem höchſten Monarchen als dem letzten ſeiner Unterthanen als eine wunderſame, vollendete Lebensregel zur Nachahmung für alle Zeiten liebreich zuwinken.

Ferdinands II.

chriſtliche und heroiſche Tugenden.

Viertes Buch

Ferdinands II.

chriſtliche und heroiſche Tugenden.

1.

Sein Glaube und Eifer für die katholiſche Religion.

Der wahre Glaube an Gott iſt die Grundveſte und der Urſprung des ganzen chriſtlichen Lebens; ohne denſelben iſt es, wie der Apoſtel bezeugt, nicht möglich, Gott zu gefallen. Dieſe Tugend beſaß Ferdinand auf ganz vollkommne Weiſe. Ja es leuchtete dieſelbe nicht nur in ſeinem Gemüthe, ſondern ſie leuchtete aus allen ſeinen Werken hervor. Unter einer ſo großen Anzahl akatholiſcher Fürſten und Großen, mit welchen er verkehren mußte, und mitten unter dem ſo großen Starrſinn derſelben, beſchlich ihn auch niemals auch nur der geringſte Zweifel oder irgend eine Verſuchung gegen die Wahrheit der katholiſchen Religion. Er ſah, daß nicht Wenige, die das Volk als verſtändige Menſchen betrachtete, ſich lieber entſchloſſen, Habe und Gut zu verkaufen und das Land zu räumen, als den katholiſchen Glauben anzunehmen; und dennoch ließ er ſich niemals weder durch das Anſehen

noch durch die Meinung derſelben im mindeſten bewegen. Vielmehr ließ er ſich, eben zu jener Zeit, wo ſie ihren Haß gegen die katholiſche Religion dem eigenen Nutzen und dem Vaterlande vorzogen, ſehr oft öffentlich verlauten, er ſei dagegen bereit, für jeden Artikel des römiſch katholiſchen Glaubens, die Marter, ja ſogar den Tod zu erleiden.

Aus dieſem feſten und lebendigen Glauben an Gott, kraft welches ſein Gemüth Gott und den göttlichen Geheimniſſen anhing, ging jener glühende Eifer hervor, die katholiſche Religion zu beſchützen und zu verbreiten, worin er ſelbſt die frömmſten Kaiſer und die berühmteſten ſeiner Vorfahren wo nicht übertraf, doch gewiß erreichte; und ſeinen Nachkommen ein würdiges Beiſpiel zur Nachahmung hinterließ. Im zwanzigſten Jahre ſeines Alters legte er, bevor er die Regierung antrat, (wie anderswo erinnert ward,) zu Loretto in Italien, vor der allerſeligſten Jungfrau, Gott, dem Allmächtigen das Gelübde ab, ſogar mit Gefahr ſeines Lebens alle Secten und Lehrer derſelben aus Steyermark, Kärnthen und Krain zu vertreiben. In ſeinem drei und vierzigſten Jahre, wo er bereits König von Ungarn und Böhmen, und Kaiſer war, gelobte er deßgleichen zu Maria-Zell in Steyermark, wo die jungfräuliche Mutter des Herrn mit beſonderer Andacht verehrt wird, heilig und getreu, das Nämliche auch in Böhmen und den, damit vereinten Provinzen zu thun. Endlich that er auch etwa acht Jahre vor ſeinem Tode das Gelübde, keine Gelegenheit zu verſäumen, die Gott ihm vermitteln

würde, den katholiſchen Glauben durch erlaubte und ehrbare Mittel in Ungarn zu verbreiten, das vor Zeiten als ein ſo katholiſches und ſo frommes Land unter dem Schutz der allerſeligſten Jungfrau ſo mächtig und ſo glücklich geweſen war. Auch ermahnte und vermochte er Einen aus ſeinen vornehmſten Räthen, deſſen er ſich am meiſten zu bedienen pflegte, dahin, daß er ſich ebenfalls verlobte, auf derlei Gelegenheiten ein wachſames Auge zu haben, und dem Eifer des Kaiſers nach ganzem Vermögen mitzuwirken.

Und dieſe Gelübde für die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion erfüllte er mit nicht geringerem Eifer als er ſolche abgelegt hatte. Denn erſtens reinigte er, wie wir anderswo ſahen, Steyermark, Kärnthen und Krain von der fremden Irrlehre. Dann verwies er aus dem Königreich Böhmen, aus Mähren und aus Unter- und Oberöſterreich alle proteſtantiſchen Prediger, und ſetzte ſtatt derſelben katholiſche Prieſter, und zwar zu ſo großem Gewinn der Seelen ein, daß Viele nicht ohne Grund behaupten, er habe durch ſeinen Eifer und ſeine Verwendung Millionen Seelen in den Schooß und in den Schafſtall der katholiſchen Kirche zurückgebracht; ſo daß man Ferdinand mit Fug und Recht einen Apoſtel dieſer Länder und einen wahrhaft apoſtoliſchen Kaiſer nennen könne. In Ungarn und Schleſien legte er zur Wiederherſtellung des katholiſchen Glaubens die Grundveſten, auf welche heut zu Tage (1638) Ferdinand III. ein würdiger Nachfolger der väterlichen Frömmigkeit eifrig fortbaut.

Dieſer Eifer, die Religion wiederherzuſtellen, ging bei ihm ſo weit, daß er den Schutz und die Verbreitung des katholiſchen Glaubens, allen übrigen Dingen vorzog. Oft bezeugte er ſowohl ſchriftlich als mündlich, lieber und eher wolle er auf ſeine Königreiche und Länder verzichten, als wiſſentlich eine Gelegenheit verſäumen, den wahren Glauben zu fördern. Ja lieber wolle er ſein Leben nur durch Waſſer und Brot erhalten, — lieber einen Stecken in der Hand, mit Weib und Kindern ins Elend wandern, — lieber ſein Brot vor den Thüren betteln, — lieber in Stücke ſich zerreißen laſſen, als die Beleidigungen länger dulden, die Gott und ſeiner Kirche in ſeinen, ihm anvertrauten Ländern von den Hrätikern zugefügt werden.

Nachdem die proteſtantiſchen Prediger aus Steyermark vertrieben waren, unterfing ſich ein Landſchafts-Sekretär, ſei es aus Muthwillen, oder auf die Bitten und Verheißungen der proteſtantiſchen Herren und Landleute, jeden Sonntag im Landhauſe zu Grätz, den Anweſenden eine lutheriſche Predigt vorzuleſen; und auf ſolche Weiſe die Zuhörer, deren Viele aus dem Adel zugegen waren, in dem Irrthum zu beſtätigen. Sobald Ferdinand dies erfuhr, gab er alsbald ſeinen Leibtrabanten Befehl, Wache vor dem Landhauſe zu halten, und Denjenigen, die in dieſer Abſicht dahin kämen, den Eintritt zu verwehren. Denkwürdig auch ſind die Worte, die er dieſem Verbot beifügte; lieber wolle er todt ſeyn, als, nach ſo vielen ernſtlichen Verboten, ſeinen Unterthanen

dieſe öffentliche Übung, wie gering immer dieſelbe ſcheine, vor ſeinen Augen erlauben.

Es wurden einſt in Schleſien mit einigen proteſtantiſchen Fürſten Friedenstractate verhandelt, und es hieß, der Herzog von Friedland, damals kaiſerlicher Feldmarſchall, bemühe ſich eifrig um das Zuſtandekommen derſelben. Ferdinand, dem die Wiederherſtellung des Friedens und der öffentlichen Ruhe ſehr am Herzen lag, förderte dies Geſchäft ſelbſt durch ſeine Geſandten. Indeſſen bemerkten Einige dem Kaiſer, weder meine der Herzog es treu und aufrichtig, noch werde auch dieſer Friede der katholiſchen Religion zum Nutzen gereichen. Kaum hatte der gottesfürchtige und für die Beſchirmung der katholiſchen Religion eifernde Kaiſer dies vernommen, ſo ſank er alsbald auf die Knie und flehte zur allerſeligſten Jungfrau, im Falle dieſer Friede ihr und ihrem göttlichen Sohne mißfiele und für den katholiſchen Glauben nachtheilig wäre, möchte ſie denſelben abwenden und zerſtören, ob auch die Mittel den Krieg fortzuführen, noch ſo ſchwer, und ſolcher auch ſonſt beſchwerlich ſeyn würde.

Nicht leicht iſt die Freude auszuſprechen, die ſein Herz empfand, wenn er erfuhr, daß irgend Einer aus den angeſehenen Herren und Landſtänden der Lehre des Proteſtantismus entſagt hatte und in den Schooß der wahren Kirche zurückgekehrt war. Er war nicht nur ſelbſt befliſſen, die Großen des Reiches zu dem wahren Glauben anzuziehen und ihnen fähige Geiſtliche zum Unterricht zuzuweiſen; ſondern er

pflegte auch ſolche Lehrer zu ſich zu berufen, ſie auf die Sinnesart, die Anſichten, und ſonſtigen Eigenſchaften derſelben aufmerkſam zu machen, und ihnen den Weg zu zeigen, ſie zur Wahrheit des Glaubens zu führen. Waren ſie aber zur Kirche Gottes zurückgekehrt, dann empfing er ſie mit großer und herzlicher Freude. Ich will hier aus vielen Worten nur wenige anführen, die der Kaiſer im Jahr 1623 von Prag aus in einem eigenhändigen Handbillet an den Freiherrn Rudolph von Tieffenbach, einen trefflichen Kriegesoberſten erließ, der zu dem katholiſchen Glauben zurückgekehrt war und damals zu Wien ſich aufhielt. »Ich wollte, ſprach er, ihm Glück wünſchend, den Scheitel eures Hauptes küſſen, wenn ich bei Euch wäre!

Kaum könnte ich Ferdinands lebendigen Glauben und ſeinen Eifer für die Religion bündiger als durch die Abſchrift eines Theiles des Codizilles bezeugen, das er ſeinem Teſtamente beifügte, und in welchem er ſeinen Erben und ſeine Nachkommen mit folgenden Worten nicht ſowohl anredet als beſchwört: »Ob auch Wir, Kaiſer Ferdinand II., von dringenden Urſachen bewogen, unſer Teſtament und unſern letzten Willen bereits aufſetzen ließen, ſo hat Uns dennoch die Ehre unſres Gottes, unſres allerhöchſten Wohlthäters und liebreichſten Vaters angetrieben, unſern Univerſal-Erben und geliebten Sohn Ferdinand Erneſt, und nach ihm alle unſre künftigen Nachfolger, durch dies neue Codicill abermal väterlich und inbrünſtig zu ermahnen, daß ſie es ſich vor

allen Dingen angelegen ſeyn laſſen, unſre, ihnen hinterlaſſenen Lande und Völker, bei unſerm wahren, apoſtoliſchen, römiſchen Glauben zu erhalten, in welchem allein das Heil iſt; und alle Secten und falſchen und verkehrten Lehren, ſo wie Alles was denſelben Eingang, Urſache und Gelegenheit geben kann, ernſtlich und mit allem Fleiße und aller Mühe abzuwenden und zu verhindern.« — Dies und manches Andere erinnert Ferdinand in jenem Codizill. Hieraus läßt ſich ſchließen, von welchem Eifer er glühte, den wahren Glauben zu verbreiten und zu beſchirmen, da dies nicht nur ſeine Hauptſorge war, ſo lange er lebte, ſondern auch ſein letzter Wille, den er ſterbend ſeinen Erben zu erfüllen empfahl.

2.

Seine Hoffnung und ſein Vertrauen auf Gott.

Wenn Gott unſerm Ferdinand je, wie man ſprichwörtlich zu ſagen pflegt, eine Tugend mit vollen Händen geſpendet hat, ſo war es gewiß die Hoffnung und das Vertrauen auf ſeine Güte. Auf Gottes Güte und auf das koſtbare Blut und die Verdienſte unſres göttlichen Heilandes geſtützt, war er jederzeit ernſtlich befliſſen, das Heil ſeiner Seele zu erwirken, und voll der troſtreichen Hoffnung, von dem gerechten Richter und Vater der Erbarmungen die Krone zu erlangen, die Denjenigen gegeben wird,

die rechtmäßig geſtritten haben. Nie hat ihn etwas betroffen, wie ſchwer und wichtig immer es ſeyn mochte, daß er nicht auf Gottes Beiſtand gehofft hätte. Darum auch nahm er in allen, ſowohl großen als kleinen und mittelmäßigen Dingen, ſeine Zuflucht zu Gott, zur Mutter Gottes und zu ſeinen heiligen Patronen. Denn dies war ſein beſtändiger Gebrauch, daß er, irgend ein Vorhaben auszuführen, zwar alle menſchlichen Mittel mit größter Sorgfalt anwendete, vor allen Dingen aber das Werk Gott, dem Herrn empfahl, und beſonders von Ihm den glücklichen Ausgang desſelben hoffte und erwartete.

Es würde zu weit führen, wenn wir dieſe, ihm ſo gewöhnliche Übung mit allen Beiſpielen darthun und bekräftigen wollten; weil wir derſelben mehr anführen müßten als die Kürze erlaubt, die wir uns vorgeſchrieben. Im Jahr 1619 hatte Graf Heinrich Mathias Thurn, nachdem er im Monat Junius über die Donau geſetzt, das Kriegesvolk der rebelliſchen Böhmen vor Wien, ja ſogar in die Vorſtädte gelegt; und da nicht wenige der Inwohner mit dieſem Grafen Thurn in heimlichem Einvernehmen waren, befand Ferdinand ſich in äußerſter Gefahr. Zur nämlichen Zeit kam Pater Bartholomäus Willer, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, nach Hof, der damals König Ferdinands Beichtvater war, und erſuchte den erſten Kammerherrn, ihn bei Seiner Majeſtät anzuſagen. Indem nun dieſer Herr die Thür des königlichen Zimmers leiſe öffnete, ſah er, (ein wunderba-

rer Anblick fürwahr!) den König auf ſeinem Ange-ſicht vor einem Cruzifix auf der Erde liegen. Betrof-fen über dieſen Anblick, heißt er den Pater, dem er denſelben entdeckte oder zeigte, wenige Augenblicke verziehen. Doch nicht lange, und er ward vorgelaſ-ſen, und es redete ihn der König mit folgenden Wor-ten an: »Pater, in den Gefahren, die mich von Au-ßen und von Innen bedrohen, erwog ich die feindlichen Bemühungen in den Vorſtädten und die argliſtigen Ränke der Proteſtanten in der Stadt, die mir ge-nau bekannt ſind. Da ich nun ſah, daß ich in dieſer ſo ſchweren gegenwärtigen Bedrängniß von den Men-ſchen keine Hilfe zu erwarten habe, nahm ich, wie ich gewöhnlich zu thun pflege, meine Zuflucht zu Gott, warf mich vor dem Kreuze nieder, betete meinen Herrn an und ſprach alſo zu Ihm: Herr, Jeſu Chriſte, Du Erlöſer des menſchlichen Geſchlech-tes, der Du die Herzen durchſchaueſt, Du weißt es, daß ich nicht meine, ſondern einzig deine Ehre ſuche! Iſt es Dir jedoch wohlgefällig, durch dieſe ſchwere Angſt und die Beſtrebungen meiner Feinde mich zu erniedrigen, zu Schanden zu machen und der Verach-tung der Menſchen mich preiszugeben, ſo weigere ich mich deſſen nicht; es geſchehe dein Wille; ſieh, ich dein unwürdiger Knecht bin zu Allem willig und be-reit! Kaum hatte ich dies Gebet vollendet, ſo fühlte ich mich voll guter Hoffnung. Gott hat mir eine wun-derbare innerliche Ruhe des Herzens verliehen; und Er wird, wie ich ſicher hoffe, alle Anſtrengungen meiner Feinde vereiteln.«

Dies erzählte Ferdinand ſeinem Beichtvater; und wahrlich ſein Vertrauen auf Gott hat ihn nicht getäuſcht. Denn wie ſchon früher erzählt ward, erſchien auf der Stelle eine ſolche Hilfe, wodurch des Feindes Macht und Anſchläge vernichtet, und die Herzen aller Guten geſtärkt und aufgerichtet wurden. Ich weiß zwar wohl, daß Viele ſowohl heimlich als öffentlich erzählten, Chriſtus habe einſt von dem Cruzifix zu Ferdinand geſprochen und ihn heißen guten Muthes ſeyn. Hierzu aber kann ich weder Ja noch Nein ſagen. Iſt es wahr, wie es denn Viele behaupten, ſo hat Ferdinands Beſcheidenheit und Demuth dies, ſo wie vielleicht noch viele andern Dinge dieſer Art, ſo ſehr nur möglich geheim gehalten. Doch kehren wir wieder zu ſeinem Gottvertrauen zurück.

Zur Zeit, wo Ferdinanden die Anſchläge und Abſichten des Herzogs von Friedland zu Ohren kamen, ward er über dies abſcheuliche Verbrechen bis ins Innerſte ergriffen; da er jedoch alle ſeine Hoffnung auf Gott geſetzt hatte, war es ſein Erſtes, den göttlichen Beiſtand anzuflehen. Ohne die Urſache anzugeben, ließ er in allen Klöſtern fromme Gebete verrichten und gelobte aus göttlicher Eingebung, für das Noviziat der Geſellſchaft Jeſu bei St. Anna zu Wien eine Summe zu ſpenden, die zu einer vollkommnen Stiftung genügte. Bald hierauf hegte er eine ſo große Hoffnung für den glücklichen Ausgang dieſer Sache, daß er den folgenden Tag, als ſein Beichtvater bei ihm eintrat, gleichſam des göttlichen Beiſtandes verſichert, ihn alſo anredete: »Es erin-

nere mich der Pater zur gehörigen Zeit, daß ich mein Gelübde löſe; denn geſtern gelobte ich das Probehaus zu St. Anna zu ſtiften, wofern ich dieſer Gefahr entkomme; ich hoffe aber derſelben bald zu entkommen!«

Es ward einſt berichtet, mehrere Könige, Fürſten und Stände hätten einen gemeinſamen Bund zu ſeinem Untergang geſchloſſen. Dies erzählte er ſelbſt kurz hernach Einem ſeiner Vertrauten und ſchloß die Mittheilung mit den Worten: »Sie mögen thun was ſie wollen; ich hoffe zu Gott, daß ihr ganzer Bund durch ſeine Hilfe, wie das Salz im Waſſer ſich auflöſen wird.«

Während der Kaiſer zu Regensburg war, wurden Briefe dahin gebracht, worin es mit voller Gewißheit hieß, der König von England werde ſich mit aller Macht wider ihn zum Kriege rüſten. Als nun Ferdinand dieſe Briefe geleſen, und Derjenige, der ſie ihm zu leſen gegeben hatte, ihn fragte: Was wird nun wohl geſchehen? — antwortete Er: »Es iſt ein Gott im Himmel!« — Ob er aber auch dieſe Worte in ähnlichen Gelegenheiten öfters anzuwenden pflegte, ſo ſcheint es doch, als habe er von der Hoffnung auf den göttlichen Schutz nie vortrefflicher als zur Zeit geſprochen, wo er nach ſeiner Erwählung zum Kaiſer von Frankfurt nach Grätz zurück kehrte. Denn als damals Einige über die Größe der Gefahren kleinmüthig wurden und in ihrer Verzagtheit ſich verlauten ließen, es ſcheine beinahe unmöglich, ein Mittel zu erſinnen, weder der gegenwärtigen Gefahr zu

entfliehen, noch der künftigen zuvor zu kommen, antwortete Ferdinand mit majeſtätiſchem Anſehen und zugleich mit heiterer Freude: »Es hat wohl ehemals ähnliche, ja auch noch ſchwerere Drangſale gegeben; und dennoch wiſſen wir, daß es Gott nicht an Mitteln gefehlt hat, die böſen Anſchläge und Ränke der Menſchen zu nichte zu machen; wodurch Er ſeine Kirche und ſeine Diener beſchützte. Nun aber ward in unſern Tagen weder Gottes Macht vermindert, noch auch ſein guter Wille geſchwächt. Er ſitzt noch heute auf ſeinem Thron wie ehemals, und iſt noch eben ſo mächtig und eben ſo gütig. Ich hoffe von Tag zu Tage Beſſeres.«

Von dieſem Gottvertrauen des Kaiſers hatten der Adel, das Militär und die Bürgerſchaft Eine und dieſelbe Meinung: Alle ſagten, dasſelbe ſei tief in Gott und ſeinen Heiligen gegründet; und Ferdinand vertraue ſo feſt auf Gott, daß er es verdiene, den göttlichen Schutz zu erfahren, ſo oft er denſelben anrufe. Nicht ſelten, wenn der Kaiſer ein beſonderes Werk der Andacht öffentlich verrichtet hatte, pflegten Viele zu ſagen: heute habe der Kaiſer wieder einige Tauſende ſeiner Feinde in die Flucht geſchlagen.

3.

Von ſeiner Liebe zu Gott.

Durch ſeine beſtändige Betrachtung der Majeſtät Gottes und göttlicher Dinge (worüber wir zu

ſeiner Zeit ſprechen werden,) gelangte Ferdinand zur Erkenntniß, daß dies allerhöchſte Gut der feurigſten Liebe würdig ſei, wie ſolche einem Seraph, um nicht zu ſagen, einem Sterblichen nur immer möglich wäre. Dieſem Lichte, in welchem er Gott als den Urquell alles Guten erkannte, war er auch jederzeit befliſſen, ſeine Liebe gleichzubilden; weßhalb er täglich ſich ſelbſt auf dem Altar ſeines Herzens in den Flammen der göttlichen Liebe zu entzünden pflegte, ein annehmliches Brandopfer für Gott zu werden.

Nach der allgemeinen Weiſe der Liebenden, welche die Ehre und Erhöhung der geliebten Perſon nach ihrem ganzen Vermögen zu fördern pflegen, ſtrebte auch Ferdinand aus ganzer Kraft, die Verherrlichung, Ehre und den heiligen Namen Gottes auf Erden zu verbreiten. Sehr denkwürdig iſt was er deßfalls oft und vielmals ſagte; die Ehre Gottes liege ihm dermaßen an, daß er, wenn er erkännte, er könne die Ehre Gottes durch ſeine eigene Verminderung vermehren, nicht ſäumen würde, von ſeinem kaiſerlichen Throne herabzuſteigen, ſeine Kronen und Zepter nieder zu legen, ein ärmliches Leben zu führen, ja den Bettelſtab zu ergreifen, und ſogar den ſchmählichſten und ſchmerzlichſten Tod zu erleiden. — Wenn er Andere um ihr Gebet erſuchte, verlangte er nicht, wie die menſchliche Begierde gewöhnlich pflegt, Dieſes oder Jenes von Gott zu erlangen; ſondern dies Einzige, daß Jenes geſchehen möchte, wodurch Gottes Ehre bei den Menſchen befördert würde.

Immer verabſcheute er Alles, wodurch er wußte, daß Gott beleidigt werden konnte; zumal aber hütete er ſich vor der Sünde, beſonders vor der tödlichen Schuld, wie vor dem größten aller Übel. Ja er haßte die Laſter, dnrch welche die göttliche Majeſtät beleidiget wird, nicht nur an ſich ſelbſt, ſondern auch an Andern. Noch beſtehen viele ſeiner Verordnungen wider Gottesläſterungen, Meineide, Sacrilegien und Ehebrüche, die nicht ſowohl Mandate, als vielmehr Beweiſe ſeiner feurigſten Gottesliebe ſind. Alle die ſeinen Wandel mit einiger Aufmerkſamkeit ins Auge faßten, haben bemerkt, daß er betrübt und bis ins Innerſte ergriffen ward, ſo oft er hörte, daß der Name Gottes von irgend Jemand unehrerbietig oder zur Schmach genannt wurde. Hierher gehört auch, daß dieſer ſonſt ſo ſanftmüthige Fürſt die Laſter am ſchwerſten beſtrafte, die ins beſondere die Ehre Gottes beeinträchtigten.

Wir wollen hier noch den dritten Beweis ſeiner ausnehmenden Gottesliebe anführen. Nichts gewährte ihm größere Freude als Etwas wodurch ſeinem Gott gedient, oder Er verehrt wurde. Wenn er ſah oder hörte, daß die Kirchen fleißig beſucht, die heiligen Sacramente empfangen, die Predigten von einer zahlreichen Menge angehört, beſonders aber daß das göttliche Altarsſacrament dort verehrt und angebetet wurde, wo früher die Ketzerei dasſelbe verachtet hatte, dann frohlockte er und feierte Siegesfeſte. Als er im Jahr 1630 und dann abermal im Jahr 1636 nach Regensburg zu dem Reichstag reiſete,

hielt er ſich das erſte Mal zu Steyer und zu Wels, das andere Mal aber zu Ens und zu Linz in Ober-öſterreich auf, um den Proceſſionen beiwohnen zu können, in welchen die ganze Frohnleichnams-Octav hindurch der Gottmenſch im hochwürdigſten Altars-ſacramente umhergetragen wird. Bei dieſen Proceſ-ſionen fand ſich ein zahlreiches Volk aus ganz Ober-öſterreich, und zwar mit großer Andacht ein. Dieſe Volksmenge und ihre Frömmigkeit waren dem Kai-ſer eine liebliche Augenweide; und nachdem ſeine Blicke einige Zeit auf derſelben geruht hatten, ſprach er zu einem, ihm nahe ſtehenden vertrauten Prieſter: »Was glaubet ihr, Pater, welche große und herzli-che Freude ich empfinde, hier, an dieſem Orte, (es war zu Linz,) wo man vor noch nicht gar langer Zeit, ſo giftig und ſo gottlos von den Kanzeln ge-gen das hochwürdige und hochheilige Altarsſacra-ment geſchrien hat, woraus wie aus einem Quell, ein Irrthum nach dem andern, ſo wie auch eine Rebel-lion nach der andern entſprang, nun vor meinem Tode, ſehe, daß eine ſo große Menge Volkes, der Adel und die Bürgerſchaft dieſen Proceſſionen beiwoh-nen, und vor meinen Augen Gott im Sacramente die gebührende Ehre geben? Wahrlich, dies iſt mir eine Freude über alle Freuden, und iſt meinem Herzen ſo wonnig, daß ich der Thränen mich nicht erwehren kann.« — Und dies ſprach Kaiſer Ferdinand mit ſo innig zarter Andacht des Herzens, der Augen und des Mundes, daß der Prieſter ſelbſt, mit welchem er ſprach, der Thränen ſich kaum erwehren konnte.

Wiewohl er verlangte, Gott für jede Wohlthat dankbar zu ſeyn, ſo war er dennoch ins beſondere jedes Jahr an ſeinem Geburtstage befliſſen, dies inbrünſtiger zu thun. Mit großer Herzensandacht betete er Ihn an und dankte Ihm, dem Urheber alles Lebens, daß er dieſes Jahr hindurch das Leben ihm gefriſtet habe; und, auch im Werke ſich einiger Maßen dankbar zu erzeigen, opferte er denſelben Tag während der Meſſe ſo viele Thaler als er Lebensjahre zählte. Sehr gnädig und freundlich und mit beſonderm Wohlgefallen empfing er an dieſem Tage die Ordensperſonen, die in ihrem und ihrer Brüder Namen ihm ein Verzeichniß der Gebete und guten Werke überreichten, durch welche ſie Gott dankten, daß er den Kaiſer erhalten habe; und um ſeine fernere Erhaltung Ihn anflehten. »Es iſt mir beſonders lieb, ſprach er, Leute zu haben, die mir Gott danken helfen, dem ich ſo Vieles ſchuldig bin, und ſo wenig leiſten kann.«

4.

Von ſeinem oftmaligen Zutritt zu den heiligen Sacramenten, und ſeiner beſondern Verehrung gegen das hochwürdigſte Altarsſacrament.

Immer betrachtete Er die Sacramente als übervolle Quellen, aus welchen den Menſchen himmliſche Güter zufließen; und da er ein überaus großes Verlangen nach der göttlichen Gnade hatte, nahte

er ſich oftmals dieſen heiligen Quellen. Wiewohl es ſeine lobwürdige Gewohnheit war, fünfzig Mal im Jahre zur heiligen Beicht und Communion zu gehen, ſo that er dies dennoch ins beſondere an allen vorzüglichen Feſttagen des Herrn, der allerſeligſten Jungfrau, der Apoſtel und derjenigen Heiligen, die er zu ſeinen Patronen erwählt hatte; ſo wie auch zu beſondern heiligen Zeiten des Jahres, nämlich in der Faſte und im Advent, wo er ſeine Seele durch die Beicht heilte und durch die Communion erquickte.

Zu beiden Sacramenten bereitete er ſich ſorgfältig und ernſtlich; ohne dabei ängſtlich zu ſeyn. Vor der Beicht überdachte er ſeine Sünden in Bitterkeit ſeines Herzens; und niemals trat er zur heiligen Beicht, bevor er nicht, (nach dem Gebrauche frommer Menſchen) ſeine erlauchte Gemahlin, die Kaiſerin Eleonore, wenn ſolche zugegen war, um Verzeihung gebeten, wofern er ſie irgend durch Wort oder That betrübt hatte. Am Vorabend der heiligen Communion pflegte er bei dem Abendeſſen ſtrenge Enthaltſamkeit zu beobachten; wofern es nicht etwa gar ein gebotener Faſttag war. Zur Zeit aber, wo er das göttliche Altarsſacrament empfing, ſah man ihn in ſolcher Andacht, Inbrunſt, Seufzern und Thränen, daß es ſchien, als ob ſeine, in Gottes Liebe entzündete Seele ihren Leib verlaſſen, und ihrem Erlöſer entgegen gehen wollte. Da er im J. 1624 in der heil. Charwoche ſeiner Gewohnheit gemäß ſich vorgenommen hatte, am grünen Donnerstage zu beichten und die heilige Communion öffentlich zu em-

pfangen, und ihm geſagt wurde, ſein Beichtvater wäre abweſend, (was jedoch nur ein falſches Gerücht war,) fürchtete er, an ſeinem frommen Vorhaben verhindert zu werden. Es war aber ſeine Sehnſucht nach der heiligen Communion ſo feurig, daß er darüber anfing am ganzen Leibe in Schweiß auszubrechen. Noch rann der Schweiß, als ſein Beichtvater eintrat, der auf des Kaiſers Geheiß ſeine Hand ergriff, und das Waſſer wahrnahm, das ein Anzeichen des Feuers war, welches Gott in ſeinem andächtigen Herzen entzündet hatte.

Gleichwie er aber dieſe beiden heiligen Sacramente oftmals und mit Andacht empfing, alſo unterließ er auch nicht, ſo viel an ihm lag, dahin zu wirken, daß auch Andere dieſelben empfingen. Gern auch hob er die Kinder aus der Taufe, ſo oft er von den Großen, oder von den Dienern ſeines Hauſes um dieſe Gnade angeſprochen ward. War es ihm wichtiger Staatsgeſchäfte wegen nicht möglich, ſelbſt zu erſcheinen, ſo wählte er einen angeſehenen Herrn, der dies fromme Werk an ſeiner Statt verrichtete. Mit Luſt auch führte er dem Biſchof Solche zu, die das Sacrament der Firmung empfangen wollten, und band ihnen das Firmband mit der nämlichen Hand um, mit welcher er den Zepter trug. Als er dieſen frommen Dienſt dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg leiſtete, der kurz zuvor zur katholiſchen Religion ſich bekehrt hatte, wurden beide zu einer ſolchen Andacht entzündet, daß weder der Eine noch der Andere der Thränen ſich erwehren konnte.

Dieſe Stelle erfordert, daß ich hier zeige, wie die, dem ganzen erlauchten öſterreichiſchen Hauſe ganz eigene Andacht und Ehrfurcht gegen das hochwürdigſte Altarsſacrament, Ferdinand dem Zweiten nicht nur nicht fremd, ſondern auch ganz beſonders eigenthümlich war. So oft die Zeit erſchien, wo die chriſtliche Andacht den Frohnleichnam Chriſti acht Tage hindurch auf beſondere Weiſe anzubeten und zu verehren pflegt, fehlte Ferdinand niemals bei den Proceſſionen. Zu Fuße, mit entblößtem Haupte, nur einen einfachen Kranz von Roſen um die Schläfe, und mit einem Windlicht in der Hand, diente er jedes Jahr ſeinem Herrn in ſeinen Triumphzügen. Es begab ſich einmal, da er die Fakel längere Zeit getragen, daß der Arm und die Hand ihm aufgeſchwollen waren. Als er nun des andern Tages der Proceſſion nichts deſto minder beiwohnen wollte, wiewohl er den Arm in der Schlinge trug, ſprach Einer aus den Großen zu ihm: »Eure Majeſtät werden heute ſich enthalten müſſen, das Windlicht zu tragen!« — Er aber antwortete hierauf: »Habe ich ja doch noch eine andere Hand, womit ich Gott dienen kann!«

Begegnete ihm, wenn er aus- oder nach Hauſe fuhr, ein Prieſter, der das hochwürdigſte Gut etwa zu einem Kranken trug, ſo ahmte er das ſchöne Beiſpiel Rudolphs des Erſten nach, ſtieg augenblicklich aus dem Wagen, kniete ſelbſt auf kothiger Erde nieder, betete ſeinen Heiland mit großer Ehrerbietung an, und begleitete dann den Prieſter zu Fuße, ob

ſolcher von der Kirche zu dem Kranken ging, oder von dem Kranken in die Kirche zurückkehrte. Als er einſt zu Grätz auf ſolche Weiſe dem heiligſten Sacramente begegnete, begleitete er nicht nur den Prieſter in die Vorſtadt, wohin er zu einem armen Mann eilte, ſondern kam auch der Armuth des Kranken mit beſonderer Freigebigkeit zu Hilfe.

Bei der ſo großen Aufwiegelung ſeiner Königreiche und Lande und bei ſo ſchweren Kriegen, wo ihm ſo vielfältige harte Drangſale zuſtießen, hatte er in allen dieſen betrübten Ereigniſſen den beſtändigen Gebrauch, daß er zur Erflehung der göttlichen Hilfe eine öffentliche allgemeine Andacht zur Verehrung des göttlichen Sacramentes abhalten ließ. Sehr oft befahl er daher, dasſelbe, bald in dieſer, bald in jener Kirche auszuſetzen und zu verehren. Und um Andern ſelbſt mit ſeinem Beiſpiele vorzugehen, betete er oft zu ganzen Stunden in tiefſter Demuth auf den Knien vor dem anzubetenden Sacramente. Jedes Jahr beſuchte er das vierzigſtündige Gebet, das drei Tage vor der Aſchermittwoche in den Kirchen der Geſellſchaft Jeſu gehalten wird; und diente daſelbſt dem, unter den Brotsgeſtalten verſchleierten Gott um ſo eifriger, als viele Andern zu derſelben Zeit der ſündlichen Luſt um ſo freier ſich ergaben.

Der heiligen Meſſe, jenem Opfer nämlich, bei welchem der allerhöchſte und ewige Prieſter ſelbſt ſich opfert, wohnte er nicht nur mit reinem Herzen und mit großer Ehrfurcht bei; ſondern er liebte es auch gar ſehr, daß vorzüglich ſolche Prieſter dasſelbe vor ihm

feierten, von welchem er erachtete, daß ſie Gott durch ihre Frömmigkeit und Heiligkeit beſonders wohlgefällig wären. Möchte man doch nie vergeſſen was ich nun ſchreibe. Ich weis nicht aus was für einer Urſache es ſich einſt ereignete, daß Keiner aus den Prieſtern zugegen war, die gewöhnlich Meſſe vor dem Kaiſer laſen. Es ſprach alſo Derjenige, deſſen Amt dies war, den Kaplan des Ortes an, wo der Hof damals ſich aufhielt, die Meſſe vor dem Kaiſer zu leſen. Schon war derſelbe mit den prieſterlichen Gewanden angethan und wollte eben an den Altar treten, als der Kaiſer den fremden Mann erblickte. Da fragte er ihn, ob er auch ſein Gewiſſen durch die heilige Beicht gereiniget habe. Als nun der Prieſter verſtummte, und durch ſein Stillſchweigen die Frage beantwortete, ſprach der Kaiſer: »Man ſollte doch früher beichten!«

5.

Von ſeinem Gebet und der heiligen Leſung.

Die Übung des ämſigen Gebetes und der heiligen Leſung, worin Ferdinand ausgezeichnet war, ſollte billig allen Fürſten zu einem Beiſpiel der Nachahmung dienen. Kein Menſch kann mit Fug und Recht glauben, überhäufte und wichtige Geſchäfte entzögen ihm die Zeit zu beten und göttliche Dinge zu betrachten. Ferdinand, ob auch durch die Angelegenheiten des deutſchen Reiches und ſeiner eigenen Kö-

nigreiche und vielen Provinzen in Anſpruch genommen, und überdies durch die Sorgen ſo vielfältiger Kriege beſchäftigt, war ein neuer David, der wohl ſieben Mal des Tages, ja zuweilen auch öfter dem Lob Gottes abwartete.

Sobald er in der Frühe erwachte, begann er, nach Anrufung der allerheiligſten Dreieinigkeit, den Tag mit folgendem kurzen Gebet der Kirche: Per Signum Crucis † de inimicis nostris † libera nos Deus noster †. »Durch das Zeichen des Kreuzes, erlöſe uns von unſern Feinden, o unſer Gott!« Dieſen Worten gab er eine kurze aber ſehr kräftige Betrachtung bei, die in ſeinem lateiniſchen Gebetbüchlein gefunden ward, und alſo lautet: Durch das Zeichen des Kreuzes, † an welchem Chriſtus Jeſus, der Sohn Gottes und Mariä, wahrer Gott und wahrer Menſch, der Erlöſer der Welt, in namenloſer, unerfaßlicher Liebe gegen Gott und gegen uns Menſchen, in Demuth, Sanftmuth, Geduld, Stärke, Standhaftigkeit und Armuth, zwiſchen zwei Mördern für uns gelitten hat und geſtorben iſt! Von unſern Feinden †, den, vom Glauben Abgefallenen und ihren Irrthümern, von der Welt und ihren Eitelkeiten, dem Fleiſche und ſeinen Begierlichkeiten, dem Teufel und ſeinem argliſtigen Betrug, befreie uns, unſer Gott †. Denn Du allein weißt und vermagſt dies zu thun!

Alsbald er aufgeſtanden war und bevor er das Zimmer verließ, ſich ankleiden zu laſſen, brachte er täglich eine volle Stunde im Gebet und in frommer

Betrachtung vor einem kleinen Altare zu, der zu dieſem Gebrauch in ſeinem Zimmer aufgerichtet war. Sein Gebet beſchloß er mit ſieben Vater unſer und eben ſo vielen engliſchen Grüßen für den König, ſeinen Sohn, die er mit ausgeſpannten Armen vor dem Bildniß des heiligen Bekenners Ignatius ſprach. Und hierauf küßte er fünf Mal die Erde, die fünf heiligen Wundmahle Chriſti zu verehren. Dieſe Übung behielt er die ganze Zeit ſeines Lebens ſtandhaft bei; und zwar ſo ſehr, daß er weder durch Reiſen noch durch Unpäßlichkeiten ſich davon abhalten ließ. Ich will deſſen hier nur Ein Beiſpiel anführen. Als er im Jahr 1637 nach vollendetem Reichstage zu Regensburg nach Wien zurückkehrte, und denſelben Tag unwohl und in betrübtem Zuſtande (wie alle wiſſen, die damals zugegen waren) zu Straubing ankam; ſchrieb er daſelbſt ſeinem Beichtvater, der durch eine Krankheit an das Bett gefeſſelt war, folgendes eigenhändige Billet: »Ehrwürdiger Pater in Chriſto! Bis dato habe ich jederzeit im Brauch gehabt, mein Gebet, ehe ich mich anlegte, eine Stunde lang zu verrichten; welches mir aber auf dieſer Reiſe alſo fortzutreiben ziemlich ſchwer ſeyn würde, weil ich alle Tage um viere aufſtehen müßte. Obwohl ich nun diesfalls einiges Gelübd nicht habe, nichts deſto weniger begehre ich Ew. Ehrwürden Rath, ob ich nämlich in etwas dispenſiren möge. Ich bin Gott Lob wohl auf. Straubing den 24. Januarii 1637.

Nachdem er auf ſolche Weiſe eine ganze Stunde mit dem Morgengebet zugebracht hatte und ange-

kleidet war, hörte er mit großer Andacht zwei heilige Meſſen nach einander. Nach der zweiten Meſſe betete er die lauretaniſche Litanei, die der Prieſter vorbetete; wofern nicht etwa ſolche am nämlichen Tage in der Kirche muſikaliſch abgeſungen wurde; was gewöhnlich alle Sonn- und Feiertage und Sonnabende geſchah. Im Verlauf des Tages entzog er ſich den Geſchäften und brachte abermal eine halbe Stunde im Gebet und in der Gewiſſenserforſchung zu. Dies unterließ er nicht einmal auf der Jagd und Reiherbeitze; den während man auf das Wild oder auf den Reiher wartete, beſprach er ſich mit Gott und mit ſich ſelbſt.

Abends, bevor er ſich zur Ruhe begab, verharrete er wenigſtens eine halbe Stunde im Gebet und in der Gewiſſenserforſchung, und bereitete ſich zum Tode vor; nicht anders als ob er in derſelben Nacht ſterben ſollte. In dieſer Abſicht auch fügte er noch ein Gebet zur allerſeligſten Jungfrau und zu dem heiligen Schutzengel um einen ſeligen Tod, ſammt dem Glaubensbekenntniß bei, das ſich in dem ſiebenten Theil des Handbüchleins andächtiger Gebete von P. Petrus Ribadeneira befindet, welches er täglich und ämſig in den Händen hatte. Da er die letzten Jahre ſeines Lebens mit Katarrhen behaftet war und leichtlich einſchlief, ſah man ihn mehr als Einmal über eine Stunde mit dem Schlafe ringen, damit er ſein Gebet vollbrächte. Und als die Kaiſerin Eleonore ihm einmal zuredete, er möchte ſich doch nicht ſo große Gewalt gegen den Schlaf anthun, antwortete

er: »Soll ich mich denn wie ein vernunftloſes Thier ſchlafen legen?«

Außer ſeinen täglichen, mündlichen Gebeten, dem Roſenkranz, den Tagzeiten der allerſeligſten Jungfrau und der Verſtorbenen, und ſieben Litaneien (die lauretaniſche, und die zu allen Heiligen, zum Namen Jeſu, zu den Patronen Deutſchlands und den heiligen Kriegesleuten, für die Verſtorbenen und einer andern Litanei zu unſrer Lieben Frau, die aus der heiligen Schrift gezogen war), war ihm die Übung jener kurzen Gebete ſehr gewöhnlich, welche die Lehrer des geiſtlichen Lebens Schuß- oder Pfeilgebete nennen, weil dadurch das Gemüth pfeilſchnell zu Gott geführt wird. Selbſt mitten in der Nacht pflegte er, wenn er erwachte, in ſolche Gebete auszubrechen: Maria, Mater gratiae und d. Ü. Maria, Mutter der Gnade, Mutter der Barmherzigkeit, beſchütze uns vor dem Feinde, und nimm uns auf in der Todesſtunde! Erzeige Dich als eine Mutter! und andere dieſer Art. — Er hatte auch einige auserleſene Pſalmen aus dem davidiſchen Pſalter zur Hand, durch die er in dringenden Gefahren Gottes Beiſtand anrief. Dies waren beſonders der zweite, der dreißigſte, der vier und dreißigſte, fünf und vierzigſte, drei und fünfzigſte, acht und fünfzigſte, ſieben und ſechzigſte, acht und ſechzigſte, ſiebenzigſte und neunzigſte.

Bei dem Gottesdienſte fand er ſich gern und oftmals ein. Er ſagte zuweilen, in drei Dingen werde ihm die Zeit nie lange; und nannte dann immer vor

allen den Gottesdienſt. — Es geſchah nicht ſelten, daß er am Sonnabend gegen vier Meilen Weges von der Stadt entfernt war, und dann die Pferde im ſchnellſten Galopp laufen ließ, zur erſten Vesper zu kommen. Und ſagte ihm dann der oberſte Stallmeiſter, die Pferde müßten durch ſolches Laufen erliegen, so ſprach er: »Laſſet ſie erliegen, wenn wir nur zur Vesper kommen; es werden ſich ſchon noch andere finden, uns zu ziehen!« — Den öffentlichen Bittgängen oder Proceſſionen wohnte er auf ſolche Weiſe bei, daß er durch ſeine Gegenwart nicht nur die Feierlichkeit erhöhete, ſondern auch Andern zu einem Beiſpiel diente. Aus ſeinem Angeſicht und aus ſeiner ganzen Geberdung ſprach ſich die chriſtliche Demuth aus. In der Hand hielt er den Roſenkranz und war ganz mit Gott und ſeinen Heiligen beſchäftigt. — Zu Grätz wollte einſt ein Fürſt, der ihm, dem damaligen Erzherzog Ferdinand zur Seite ging, anfangen, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Da ſprach der Erzherzog freundlich zu ihm gewendet: »Wir wollen beten, damit wir dem betenden Volke kein Aergerniß geben!« — Es wüthete Guſtav, der Schwedenkönig im Reiche, und kehrte als Sieger alles Oberſte zu unterſt. Dieſem zu Folge ſchrieb Papſt Urban VIII., den Allmächtigen zu verſöhnen, ein Jubeljahr, beſonders für Deutſchland aus. Es ward alſo in dieſer Abſicht zu Wien eine Proceſſion von der Hofkirche aus nach dem Dom zu St. Stephan angeordnet. Als aber die Zeit dieſes öffentlichen Bittgangs erſchien, fing es an heftig zu regnen; weßhalb denn dem Kai-

ſer gerathen wurde, bei ſo böſem Wetter zu Hauſe zu bleiben. Doch der Kaiſer weigerte ſich deſſen. So ſollte er, meinten ſie, wenigſtens im Wagen fahren. Auch das wollte er nicht. Die Gaſſen waren ſehr ko- thig. Nichts deſto minder ging er zu Fuße durch den Koth. Die Dächer troffen, und es lief viel Waſſers durch die Rinnen; doch er ließ ſich dadurch nicht ab- ſchrecken. Es floſſen kleine Bäche durch die Gaſſen; ſo daß man Bretter legen mußte, um darüber gehen zu können. Er ging darüber in einem ſchlichten Kleide, die Augen geſenkt und die Hände unter dem naſſen Mantel; denn der ſtrömende Regen hatte bewirkt, daß der Stulp des Hutes ihm ins Angeſicht herabhing, und das Waſſer ihm beim Halſe hinein rann. — Nicht mit Stillſchweigen will ich hier übergehen, was damals ihrer Viele ſagten; nämlich, an dieſem Tage, und bei dieſer Proceſſion ſei der Schwede von Ferdinand überwunden, und durch des Kaiſers De- muth ſei der Stolz des ſiegenden Königs gebrochen worden. Dies iſt gewiß, daß er nicht lange hierauf in einer großen Schlacht von einer Kugel getroffen ward.

Nun erübrigt uns noch, von ſeinem Fleiß in der Leſung frommer Bücher zu ſprechen. Ehe er Kaiſer geworden, hatte er die Lebensgeſchichten der Heiligen von Surius ſechsmal geleſen; (was ich nicht glau- ben würde, wenn ich es nicht aus ſeinem eigenen Munde vernommen hätte.) Aber auch als Kaiſer ließ er nicht von dieſer Leſung ab. Mit großem Fleiße las er die, von der Kirche anerkannten Leben der

Väter, ſo wie auch das Leben aller Derjenigen, welche geiſtliche Orden geſtiftet, oder ſolche zu ihrer urſprünglichen Vollkommenheit zurückgeführt, oder ſonſt in unſrer Zeit durch Heiligkeit ſich ausgezeichnet hatten. Nichts ward je aus Indien, China und Japan von den Fortſchritten des Glaubens oder den Verfolgungen der chriſtlichen Religion geſchrieben, das er nicht geleſen hätte. An den vorzüglicheren Feſttagen und heiligen Zeiten des Jahres, an Weihnachten nämlich, am Feſte der Beſchneidung des Herrn, der heiligen drei Könige, in der Charwoche, an den Oſtertagen und an andern hohen Feiertagen, erſuchte er immer ſeinen Beichtvater, ihm einen frommen Schriftſteller vorzuſchlagen, der mit beſonderer Vortrefflichkeit über dieſe Gegenſtände geſchrieben habe; und als man in ſeinen letzten Lebensjahren kein neues Werk dieſer Art mehr fand, das ihm nicht ſchon bekannt geweſen wäre, ſprach er: »Nun denn ſo werde ich mich wieder an meinen Vincenz Le Brun oder Ludwig de Ponte halten; deren geiſtliche Betrachtungen ihm ſo geläufig waren, daß er einſt ſelbſt ſagte, er wiſſe ſie beinahe auswendig. Jeden Tag las er ein Capitel, oder doch einige auserwählte Stellen aus der Nachfolge Chriſti des gottſeligen Thomas von Kempen; und nicht minder auch las er täglich einen Auszug aus dem Leben der Heiligen Gottes, die denſelben Tag verehrt wurden. Die heilige Schrift aber, die auf Gottes Eingebung ſelbſt verfaßt wurde, pflegte er nicht nur oft, ſondern auch mit einer ſolchen Frömmigkeit und ſo tiefen Vereh-

rung zu leſen als ſolche den Anordnungen und Vorſchriften des allerhöchſten Königs der Könige gebührt. Immer benannte er, wenn er verreiſete oder wegen der Jagd oder der Reiherbeitze auf einige Tage oder Wochen aus der Stadt ſich entfernte, einige Bücher, die man mitnehmen ſollte; und las ſolche zu bequemen Stunden. Überhaupt fand er ſo großes Vergnügen an der Leſung, daß ich erachte, Herr Balthaſar Graf von Thanhauſen, mit dem der Kaiſer ſehr vertraut war, habe aus ſeinem Munde gehört was er zuweilen zu ſagen pflegte: »er wolle lieber nicht leben als nicht leſen.«

6.

Von ſeiner Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen.

Der göttliche Wille war gleichſam der Polarſtern, den er immer ins Auge faßte, und nach welchem allein er das Schifflein ſeines Willens richtete. Immer trachtete er, dies Eine zu lernen: Zu wollen was Gott wohlgefällig wäre. Und glückſelig erlangte er auch wornach er mit ſo großem Fleiße ſtrebte; denn er brachte es ſo weit, daß er auf die lieblichſte Weiſe in Gottes Willen und Vorſehung ruhte. Ich hörte ihn zu meiner Verwunderung einige Male ſagen: »Längſt hätten die Sorgen und Widerwärtigkeiten mich verzehrt und ins Grab gebracht, wenn ich nicht mich und Alles was mich angeht der göttlichen Vorſehung gänzlich anheimgeſtellt, und durch

Gottes Gabe eine frohe und fröhliche Natur bekommen hätte.« — Und wahrlich, kaum wäre es möglich geweſen, daß ein Menſch hätte Alles ertragen können was Ferdinand ertrug, wofern es ihm nicht erfreulich war zu leiden was Gott verhängte oder zuließ. Die Nachkommen werden über Jenes erſtaunen was wir bewundernd mit Augen ſahen, daß er nämlich in ſo vielfältigen und dringenden Gefahren, die ihn, ſeine Kinder, ſein Volk, ſeine Länder und Königreiche mit Verderben und Untergang bedrohten, niemals kleinmüthig verzagte, noch in Klagen ausbrach; ſondern immer nur dies Eine ſagte: »Es geſchehe Gottes Wille!« Zuweilen auch brach er mit Job, jenem uralten Vorbilde der Geduld in die Worte aus: »Wie es dem Herrn gefallen hat, alſo iſt es geſchehen; der Name des Herrn ſei gebenedeit!« Und auf ſolche Weiſe tröſtete er die Seinigen, wenn er ſie zuweilen in Traurigkeit verſunken ſah.

Ein ſehr wackerer Mann und bedeutender Fürſt ſagte einſt zu Einem aus des Kaiſers geheimen Räthen und zu ſeinem Beichtvater, die Sachen ſeien ſo weit gekommen, daß nach Ferdinands Tode, kein Prinz aus dem öſterreichiſchen Hauſe mehr zum Kaiſer würde erwählt werden. Denn bis nun hätten die Herren von Öſterreich durch ihre Macht und ihren großen Reichthum zu dieſer Würde ſich erſchwungen; heut zu Tage aber wären durch Ferdinands gleichſam verſchwenderiſche Freigebigkeit ihnen dieſe Mittel benommen; es erübrigten ihnen weder Reichthum noch Kräfte mehr, ja ſie wären in Armuth und

beinahe in Dürftigkeit gerathen. Als dieſe Rede Ferdinand zu Ohren kam, antwortete der höchſt beſcheidene Kaiſer: »Alle menſchlichen Dinge hätten ihr Ziel und ihre Gränzen, ſie entſtänden, wüchſen und nähmen wieder ab. Es wäre allerdings möglich, daß mit ihm das Kaiſerthum im Hauſe Öſterreich ein Ende nähme; und habe Gott dies alſo beſchloſſen, ſo ſei er nicht nur weit entfernt, zu widerſtreben, ſondern es würde ihn nicht einmal traurig ſtimmen. Gott verleihe nach ſeinem Willen und Wohlgefallen die Kaiſer- und Königreiche bald Dieſem, bald Jenem, und Er bedürfe dazu weder menſchlichen Reichthums noch menſchlicher Macht; da Er ſolche geben und nehmen könne wann es Ihm gefällig wäre. Übrigens ſei Rudolph der Erſte von Gott zu einer Zeit auf den Kaiſerthron erhoben worden, wo ſein Reichthum und ſeine Macht mit denen nicht zu vergleichen waren, welche die Erzherzoge von Öſterreich heutigen Tages beſäßen.«

Es ergab ſich einmal die Rede von den Übeln, die mit jedem Tage ſich ereigneten, und wie ein Krieg aus dem andern entſpringe, und eine Gefahr die Stufe zu einer andern ſei; es würde aller Reichthum erſchöpft, und alle Kräfte verſiegten. Da ſprach Ferdinand ein Wort wie nie ein chriſtlicher Kaiſer ein würdigeres ausſprach: »Thun wir, ſagte er, was an uns liegt, und laſſen wir dieſe Dinge und uns ſelbſt von Gott leiten und regieren. Seien wir befliſſen, mit dem Willen Gottes überein zu ſtimmen, den

Himmel zu erringen und die ewige Seligkeit zu erlangen; Gott wird Alles ſehr gut ſchlichten.«

Übrigens trachtete er dieſe Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen nicht nur in der Erduldung bitterer Widerwärtigkeiten, ſondern auch im Verlangen nach glücklichen Ereigniſſen beſtändig zu erhalten. Dies will ich durch ein einziges, aber ſehr edles Beiſpiel darthun. Im Jahr 1616 als er zu Grätz ſich aufhielt, ward ihm von Prag aus geſchrieben, Erzherzog Marimilian, ein Bruder des Kaiſers Rudolph und ſeines Nachfolgers Mathias, verfechte ſeine Sache ſehr ernſtlich; und er habe zu dem Kaiſer Mathias geſagt, er werde ſich nicht von Prag entfernen, bevor er nicht Ferdinand zum Erben ſeiner Königreiche und Länder angenommen habe. Dies erzählte Ferdinand dem Rector des Collegiums der Geſellſchaft Jeſu zu Grätz, und fügte dann bei, er möchte dieſe Angelegenheit dem Gebet ſeiner Untergebenen, jedoch alſo empfehlen, daß ſie um nichts anderes bitten möchten, als daß der göttliche Wille geſchähe. Dieſe Rede beſchloß er mit den goldenen Worten: »Pater, ich ſage euch ohne Ruhmredigkeit und Eitelkeit, dies iſt mein tägliches Gebet zu Gott: Herr, gereicht es zu deiner Ehre und Glorie und zu meinem Heile, daß ich größer ſei als ich bin, ſo erhöhe mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Lob und zu deiner Verherrlichung und zu meinem Heile, daß ich in dem Stande verbleibe, worin ich bin, ſo erhalte mich, und ich will Dich verherrlichen! Gereicht es zu deinem Preis und zu deiner

Glorie, und zu meinem Heile, daß ich in einem niedrigern Stande ſei als ich bin, ſo erniedrige mich, und ich will Dich verherrlichen!« Nach einem ſo vortrefflichen Beiſpiele eines menſchlichen, nach der Übereinſtimmung mit dem göttlichen Willen zielenden Willens, mag ich kein anderes mehr anführen, wiewohl ich derſelben noch in großer Anzahl anführen könnte.

7.

Von ſeiner Andacht gegen die jungfräuliche Mutter Gottes.

Nach Gott war er beſonders der allerſeligſten Jungfrau und Königin des Himmels und der Erde ergeben. Immer erzeigte er ihr nicht nur Verehrung, ſondern auch zarte Liebe. Er verehrte ſie wie ein Pflegling ſeine Beſchützerin, und liebte ſie wie ein Kind ſeine Mutter. Alle Tage, ſo lange er lebte, entrichtete er ihr den Tribut beſtimmter Gebete. Es beſteht in ganz Ober- und Unter-Öſterreich, auch in Ungarn, in Böhmen, in Steyermark, Kärnthen und Krain keine fromme Bruderſchaft zur allerſeligſten Jungfrau, in welche er ſich nicht eingeſchrieben hätte, und welcher nicht nach ſeinem Beiſpiele, ſeine erlauchte Gemahlin, der König, die Königin und ſeine übrigen Söhne und Töchter beigetreten wären. Um dieſe Gnade hielten auch die Verbrüderungen ferner Provinzen, ins beſondere die zu Lille in Flandern an; und leicht erflehten ſie dieſelbe; da

der fromme Kaiſer nichts ſehnlicher wünſchte, als daß er allenthalben unter den Dienern Mariä genannt würde.

Gern auch ging er an Stätten wallfahrten, die den Heiligen geweiht waren, zumal in ſeinen jüngeren Jahren; nirgend jedoch ging er lieber hin als in Tempel, wo die allerſeligſte Jungfrau ins beſondere verehrt wurde. Derlei Wallfahrten that er viele von Grätz und von Wien aus; und ich würde ſolche hier anführen, wenn ich nicht ſchon anderswo von ſeinen Wallfahrten nach Loretto, nach Öttingen, nach Maria-Zell und andern Orten geſprochen hätte. Beinahe niemals unternahm er etwas von Wichtigkeit, ohne ſich früher zu einer Wallfahrt oder doch zu einem bedeutenden geiſtigen Geſchenk zu verloben; wodurch er den Beiſtand der gebenedeiten Jungfrau anrief und erflehte. Er ſagte einſt, nie habe er die glorreiche Jungfrau um etwas angefleht, das er nicht erlangt hätte. Freilich flehte er um nichts, außer was ohne allen Zweifel gut und Gott wohlgefällig war; bat er aber je um andere Dinge, ſo geſchah es immer unter der Bedingniß, wenn anders es zur Ehre Gottes gereiche. Als er im Jahr 1636 auf dem Reichstage war, gelobte er und die Kaiſerin mit ihm, eine Wallfahrt nach Zell, wofern die Churfürſten ſeinen Sohn Ferdinand III. zum römiſchen König erwählen würden. Eben daſelbſt gelobte er der Kirche unſrer lieben Frau zu Bogenberg eine anſehnliche Gabe, wenn Herr Graf Adam von Schwarzenberg, der damals churfürſtlich Brandenburgiſcher Geſandter war,

die frühere Geſundheit erlangen würde; weil er ein kluger und rechtſchaffener Mann, und ein frommer Katholik war, der dem Staate bedeutende Dienſte leiſtete. Da nun dieſe beiden Wünſche ihm in Erfüllung gingen, löſte er das zweite Gelübde alsbald; von dem erſten aber ſprach er den Tag vor ſeinem Tode zur Kaiſerin: »Wir müſſen deſſen eingedenk ſeyn was wir der Mutter Gottes gelobt haben. Können wir nicht beide, ſo muß doch wenigſtens Eines aus uns nothwendig nach Maria-Zell wallfahrten gehen;« was denn auch die verwitwete Kaiſerin Eleonore nach vollendetem Trauerjahr zu thun beſchloſſen hat.

Die ganzen zwanzig Jahre über, während welcher er Kriege zu führen hatte, empfahl er immer das oberſte Commando über ſeine Kriegesheere der glorreichen Jungfrau. Er ließ ihr Bildniß auf der Hauptfahne, als ein glücklicheres Vorzeichen denn den Adler, den Truppen voran tragen. Er nannte ſie nicht nur mündlich und in vertraulichen Unterredungen ſondern auch in Schreiben und Befehlen an die Feldherren ſeine Generaliſſima; und wollte auch, daß das Heer ſie als ſein Oberhaupt verehren ſollte. Gegen Diejenigen aber, die ihr die gebührende Ehrfurcht nicht erzeigten, verfuhr er wie gegen Entlaufene und Meineidige. Es ward ihm einſt berichtet, das kaiſerliche Kriegesvolk in Italien habe eine Kirche zur allerſeligſten Jungfrau ausgeplündert. Auf dieſe Nachricht hin ſchrieb er auf der Stelle eigenhändig folgenden italieniſchen, (hier ins Deutſche

überſetzten) Brief an den Kriegesoberſten (am 11. November 1629).

»Lieber Graf! Durch die Gelegenheit der Kaufleute gebe ich Euch heute frühe zu wiſſen was wir von den zügelloſen Ausſchweifungen und Freveltharten erfahren haben, welche, wie man ſagt, von meinen Soldaten gegen das Bildniß der allerſeligſten Jungfrau und das hochwürdigſte Sacrament begangen wurden. Aus beiliegendem Schreiben werdet Ihr noch mehreres ins beſondere erfahren. Ihr wiſſet, lieber Graf, wie viele Gnaden und Siege ich von Gott durch die Fürbitte ſeiner heiligſten Mutter, meiner Generaliſſima empfangen habe. Sollten aber meine Soldaten von derlei Verbrechen nicht abſtehen, ſo iſt zu befürchten, daß die Gnade in Strafe verkehrt werde. Darum befehle ich Euch aufs Ernſtlichſte, daß Ihr dieſe Sache mit allem Fleiße unterſuchet, und die Schuldigen nach aller Schärfe beſtrafet, ohne irgend Rückſicht auf die Perſon zu nehmen; wie ich denn nicht zweifle, daß dies von einem Diener geſchehen werde, dem an ſeines Herrn Gnade gelegen iſt.«

Er hatte den Benedictinern, die von Montſerrat in Spanien nach Oeſterreich gekommen waren, zur Erbauung eines Kloſters und einer Kirche unter Anrufung der jungfräulichen Gottesgebärerinn, einen Ort nach ihrem Gefallen in einer Vorſtadt Wiens bewilligt. Der Stadtcommandant aber, der es nicht für rathſam hielt, an ſolchem Orte ein ſo großes Gebäude aufzuführen, hatte Vieles dagegen einzuwenden, und ſagte es wäre zu nahe bei der Baſtei; denn

wenn der Fall ſich ergeben ſollte, daß Wien belagert würde, ſo könnte der Feind desſelben zu ſeinem Vortheile ſich bedienen. Eher ſollte man derlei Gebäude von den Feſtungen hinwegthun als dabei aufführen. Als der Kaiſer dieſe Einrede des Stadtcommandanten erfuhr, ſprach er: »Mein Gott, was hat doch der Stadtcommandant für Bedenken! Kenne ich doch keine ſichrere Baſtei, eine Stadt zu beſchützen als eine Kirche zu unſrer Lieben Frau! Lieber will ich, daß die allerſeligſte Jungfrau in der Nähe verehrt werde, als daß viel Kriegesvolk in der Stadt ſei. Man ſoll dem Stadtcommandanten ſagen, daß es bei meinem Beſchluſſe ſein Verbleiben habe, und daß die Kirche an demſelben Ort erbaut werden ſoll; es iſt von einer Muttergotteskirche nichts zu befürchten; wohl aber Vieles zu hoffen.«

Es ward im Dezember des Jahres 1636 zu Regensburg für den öſterreichiſchen Freiherrn Laurentius von Hoffkirchen Fürbitte gethan, der mehrere Jahre bei dem Feinde gegen Ferdinand gedient hatte; und Viele verwendeten ſich für ihn, daß der Kaiſer ihn wieder zu Gnaden aufnehmen möchte. Dagegen waren indeſſen mancherlei wichtige Bedenklichkeiten. Ein Grund aber bewog den Kaiſer, der Bitte zu willfahren. Er hatte erfahren, das Bild der allerſeligſten Jungfrau, das früher zu Alt-Bunzlau in Böhmen unter großem Zulauf des Volkes andächtig verehrt wurde, befände ſich in Hoffkirchers Gewalt; und nähme der Kaiſer ihn zu Gnaden auf, ſo könne dies Bild von ihm erhalten und wieder zu ſeinen vorigen Ehren gebracht werden. Als der fromme

Kaiſer dies vernommen hatte, befahl er am 9. Dezember ein Patent auszufertigen, in Kraft deſſen dem Freiherrn Laurentius von Hoffkirchen Gnade und Verzeihung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingniß verliehen würde, daß er, — wie ſeine Vermittler es verheißen hatten, — das beſagte Bild unſrer Lieben Frau mit ſich zurück brächte.

Eifrig handelte er mit Seiner päpſtlichen Heiligkeit, daß erklärt werden möchte, die allerheiligſte Jungfrau ſei ohne die Makel der Erbſünde empfangen worden; und gar ſehr erfreute es ihn als auch ſein Sohn Ferdinand ſich hierum bewarb, der i. J. 1623 am Tage Mariä Empfängniß zum König von Ungarn war gekrönt worden. So oft er zur Beicht ging, und auch bei andern Gelegenheiten, wo er die offene Schuld betete, fügte er die Worte: Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, immer bei, und Mariä einer hochwürdigen, immerdar unbefleckten Mutter.

8.

Seine Andacht gegen die Heiligen.

Gleichwie Ferdinand, — wie bereits geſagt wurde, — die Königin der Heiligen mit beſonderer Andacht verehrte, alſo hielt er auch die glückſeligen Himmelsbürger in hohen Ehren. Täglich rief er in der Litanei von allen Heiligen ſie an, die nun mit Chriſto glorreich im Himmel herrſchen. Auch verehrte er mit beſonderer Andacht die glorreichen Heiligen, die

einſt in Deutſchland gewohnt, oder dasſelbe durch das Licht des Evangeliums zu Gott bekehrt hatten. Eben ſo ehrte er Diejenigen, die einſt auf Erden Kriegsleute geweſen waren, nun aber im Himmel ewige Siege feiern; er hatte ihre Namen in eine Litanei gefaßt, und flehte ſie täglich um ihre Fürſprache und um ihren Beiſtand an. Deßgleichen auch hatte er eine beſondere Liebe und Andacht zu den heiligen Ordensſtiftern deren kirchliche Feſttage er mit großer Frömmigkeit feierte. Jedes Jahr beſuchte er die Kirchen, wo ſie ins beſondere verehrt wurden; befahl auch ſeiner Hofkapelle ſich dahin zu begeben, damit er durch liebliche Muſik ihre Ehre auf Erden vermehrte, über deren himmliſche Glorie er herzlich ſich erfreute.

Oftmals tadelte er den Aberwitz der Häretiker, die gegen die Bildniſſe der Heiligen oder gegen ihre Reliquien wüthen und geifern; er ſelbſt hielt ſolche für einen beſondern Schatz und betrachtete ſie mit hoher Verehrung. Nicht nur öffentlich, ſondern auch in ſeinen innern Wohnzimmern verehrte er die Gebeine der glorreichen Himmelsbürger. Der kleine Altar, der zu ſeinem Gebet und zu ſeinen Andachtsübungen in ſeiner Kammer aufgerichtet ſtand, war gänzlich mit heiligen Reliquien geſchmückt, die er theils von ſeinen Voraltern ererbt, theils ſelbſt durch rühmliche Bemühung ſich verſchafft hatte. Wenn er in der Frühe vor dem beſagten Altar beten wollte, küßte er zuvor dieſe Heiligthümer und bekreuzte ſich damit. Überdies trug er immer bei Tage am Halſe ein Reliquienkäſtchen nebſt einem Agnus Dei, das er

bei Nacht an ſeine Bettſtelle hängte. Als er vernommen hatte, der heilige Norbertus, ein ſehr heiliger Mann und Stifter des Prämonſtratenſer-Ordens ſo wie auch Erzbiſchof zu Magdeburg, liege in dieſer unkatholiſchen Stadt ohne gebührende Verehrung begraben, bemühte er ſich alsbald, und erhielt es auch, daß ſein heiliger Leichnam nach Prag übertragen wurde. Am Tage aber, wo dieſer heilige Leib mit glänzender Pracht und bei andächtiger Proceſſion aus dem Prager Dom in die Prämonſtratenſer Kirche auf dem Strahof überſetzt wurde, begleitete er ſolchen zu Fuße mit ſeinem ganzen kaiſerlichen Hofſtaate; und verrichtete auch ſonſt oftmals ſeine Andacht dabei mit beſonderer Ehrerbietung und Frömmigkeit.

Wiewohl er aber alle Heiligen Gottes mit großer Andacht verehrte, ſo hegte er dennoch gegen Einzelne derſelben eine beſonders andächtige Verehrung, nämlich gegen Diejenigen, die er ſich zu Patronen und Fürſprechern erwählt hatte. Dieſe waren der heil. Johannes der Täufer, die heiligen Apoſtelfürſten Petrus und Paulus, der heilige Antonius von Padua, ferner die heiligen Auguſtinus, Franciscus, Ignatius, und die heilige Thereſia. Er ſagte zu Augsburg und auch an andern Orten öfters, er habe dem heiligen Ignatius ſich und all das Seinige auf beſondere Weiſe empfohlen; und verlange herzlich, daß all ſein Begehren durch dieſen Heiligen recht geordnet und Gott vorgetragen werde. Allen dieſen Heiligen pflegte er jeden Monat jenen beizugeben, den er in der Bru-

derſchaft Mariä Verkündigung durch das Loos bekam. Da er erkannte, daß er ſeinem heiligen Schutzengel ſehr Vieles verdanke, wendete er ſich an den päpſtlichen Stuhl und erwirkte, daß in ſeinen Staaten das Schutzengelfeſt mit einer Octav gefeiert würde. Eben ſo beſtrebte er ſich auch nicht nur bei Einem, ſondern bei mehrern Päpſten, zu erwirken, daß die ſeligen Bekenner Ignatius und Xaverius, deren Beiſtand er oftmals anzurufen pflegte, der Anzahl der Heiligen feierlich beigeſchrieben würden; und als dies endlich durch Papſt Gregorius XV. geſchah, war Ferdinand der Erſte, der zur Verehrung derſelben eine ſchöne Kirche zu Wien erbauen ließ.

9.

Seine Ehrfurcht gegen die Prieſter.

Keinen ſterblichen Menſchen auf Erden hielt er in größern Ehren als die geweihten Prieſter, in welchen allen er die göttliche Majeſtät zu verehren pflegte. Eine Gnade von ihm zu erlangen, bedurfte ein Prieſter keiner andern Gründe als die heiligen Weihen. Und wiewohl er Diejenigen höher achtete, deren Leben der Heiligkeit ihres Standes entſprach, ſo ehrte er dennoch auch die andern, und pflegte zu ſagen, Vieles gebühre der Prieſterweihe was dem Menſchen nicht gebühre. Wenn er einen Geiſtlichen (ja ſogar ſeine eigenen Kapläne) rief, nannte er ihn immer: Herr, oder Pater. So oft ein Prieſter ihm begegne-

te, nahm er den Hut ab, ſelbſt als er ſchon Kaiſer war. Es iſt die Sitte der öſterreichiſchen Fürſten in Deutſchland, Denjenigen, die ihnen nahen, zu einem Zeichen der Liebe und des Wohlwollens die Hand zum Kuſſe zu reichen. So gern aber Ferdinand jedem Prieſter die Rechte reichte, ließ er es dennoch nie zu, daß ein Prieſter ihm dieſelbe küßte; und ſprach, das Eine ſei ein Zeichen des Wohlwollens, das Andere ein Beweis der Ehrfurcht. Nicht ohne Verwunderung hörte man ihn einſt ſagen, »wenn zu gleicher Zeit und an Einem Orte ein Engel und ein Prieſter ihm begegnete, ſo würde er vor Allem dem Prieſter, und dann erſt dem Engel die gebührende Ehre erweiſen.«

Gleichwie Gott ſelbſt es nicht wollte, daß Diejenigen, die Ihm beim Altare dienen, alle gleich an Würde und Gewalt ſeyn ſollten, alſo ſah auch Ferdinand dahin, Jedem die ihm gebührende Ehre zu erzeigen. Den apoſtoliſchen römiſchen Stuhl und das höchſte Oberhaupt der katholiſchen Kirche auf Erden, den römiſchen Papſt, hielt er nicht nur immer in höchſten Ehren, ſondern er bezeigte ihm auch die demüthigſte Ehrfurcht; weil er unbezweifelt dafür hielt, er ſei Chriſti Statthalter; und ſeine geiſtlichen Satzungen als wahrhaft himmliſche Ausſprüche achtete. Sobald er die unkatholiſchen Prediger aus ſeinen Landen und aus dem Königreich Böhmen vertrieben hatte, befahl er alsbald, die Satzungen der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung anzunehmen und zu halten. Ich habe ſchon anderswo angeführt, daß er aus Ehrerbietung gegen den römiſchen Papſt, einige

Streitſachen von höchſter Wichtigkeit der Entſcheidung des heiligen Stuhles allein anheimſtellte. Keinen Tag ließ er vorübergehen, ohne für den geſammten Klerus, für die Biſchöfe und für das Oberhaupt der Kirche, ins beſondere zu beten.

Er konnte es auch nicht dulden, daß derlei Perſonen, die er hochachtete, von Andern verachtet oder beleidiget würden. Als der Krieg mit Venedig angegangen war, berichtete man ihm, es habe ein Geiſtlicher von hoher Würde, und der bei dem damaligen Kaiſer in großem Anſehen ſtand, von ihm, der damals noch Erzherzog war, ſehr unehrerbietig geſprochen, und nach dem altdeutſchen Sprichworte von ihm geſagt: »Hat er ſich gut eingebrockt, ſo wird er auch gut eſſen.« Als man nun dies dem edlen Ferdinand erzählte, ſprach Einer aus Denjenigen, die zugegen waren: »Dies iſt eine ſehr alberne und leichtfertige Rede, die aus dem Munde eines unbeſonnenen und nicht ſonderlich rechtſchaffenen Mannes kam.« Ferdinand aber erwiederte alsbald: »Redet nicht alſo, denn er iſt ein Biſchof!« Ich erinnere mich, anderswo erzählt zu haben, daß er nicht früher in die Hinwegführung des Cardinals Kleſel von Wien einwilligen wollte, als bis er überzeugt war, es ſei ſonſt kein anderes Mittel übrig, dieſen Cardinal von dem, ihm bevorſtehenden Tode zu retten. Dieſe Ehrfurcht des Kaiſers gegen die Prieſter, und beſonders gegen die Cardinäle, war auch Urſache, daß er Seiner Heiligkeit, welche den Cardinal Kleſel vor ſich forderte, gern willfahrte; und ihn auch

zu gelegener Zeit abermal zu ſeinem Bisthum nach Wien zurück berief.

Seinen Beichtvater wollte er auf allen ſeinen Reiſen bei ſich haben; und er pflegte zu ſagen, die Gegenwart desſelben ſei ihm eben ſo lieb als die ſeines Schutzengels. Wenn er kam, den Kaiſer Beicht zu hören, erwartete er ihn immer mit entblößtem Haupte und gegen die Thür gewendeten Angeſichte. Sobald er nun eintrat, wünſchte er ihm, und zwar ehrerbietig einen guten Tag; was er ſogar in ſeiner Sterbſtunde nicht unterließ. Seine wunderbare Demuth ging ſo weit, daß er ſelbſt den Seſſel mit eigenen Händen dahin trug und niederſtellte, wo der Beichtvater ſich ſetzen und ihn Beicht hören ſollte. Als einmal der Beichtvater ihm hierin zuvorkommen wollte, ſagte der Kaiſer: »Laſſe der Pater das; dies iſt meines Amtes!« Aber auch ſonſt hat er nie leicht zugegeben, daß Prieſter ihm weltliche oder Hofdienſte erwieſen.

10.

Seine kindliche Liebe gegen ſeine Ältern, und Freundlichkeit gegen die Seinigen.

Wunderbar war ſeine kindliche Liebe und Ehrfurcht gegen ſeine Ältern. Niemals konnte er dahin gebracht werden, die Art und Weiſe abzuändern, die ſein Vater in Berathſchlagung wichtiger Dinge beobachtet hatte. Denen, die ihm eine andere Weiſe

anriethen, gab er zur Antwort: »Dies bin ich der Ehre meines beſten und hochweiſen Vaters ſchuldig.« Was dieſer ſein geliebter Vater, in ſeinem Teſtamente angeordnet hatte, vollzog er nicht nur mit höchſter Treue, ſondern er verlangte auch, daß ſeine Erben das Nämliche befolgten. Hierüber ſtehen in einem Codizille folgende Worte: »Nachdem unſer geliebter Herr und Vater, Erzherzog Carl, ſeligen Angedenkens, ſeinem Teſtamente und letzten Willen viele heilſame Lehren beigeſchaltet hat, wornach wir, ſeine, ihn überlebenden Kinder und Erben in der Beſchützung und Erhebung der Religion uns zu richten hätten; — was denn auch andere unſre geliebten Vorältern, beſonders aber Kaiſer Ferdinand I. zu ihrem unſterblichen Lob gethan haben: alſo wollen auch wir, daß Alles und Jedes ſo betrachtet werde, als wäre es hier ausdrücklich wiederholt; und tragen unſern Söhnen, Erben und Nachfolgern auf, daß ſie dasſelbe auf das getreueſte zu vollziehen ſich angelegen ſeyn laſſen.«

Seine Mutter liebte er innig zart; und nie verſäumte er eine Gelegenheit, ihre Ehre und ihr Anſehen zu vermehren. Niemals wurde er von ihr angeredet, und niemals auch redete er ſelbſt ſie an, ohne daß er ſie mit gebeugtem Knie verehrt, und ſie aus Ehrfurcht ſeine gnädigſte Frau Mutter genannt hätte. Selbſt als er ſchon regierender Herr und verheirathet war, erzeigte er ſich noch eben ſo gehorſam und ſo willfährig als in ſeinen jüngern Jahren und zur Zeit wo er unter der Vormundſchaft war. So

oft ſie in den Wagen oder aus demſelben ſtieg, bot er ihr den Arm, ſich darauf zu ſtützen. Hatte er ſie irgend wohin begleitet und kehrte ſie wieder nach Hofe zurück, ſo ſprang er eilig vom Pferde, um ja nur zugegen ſeyn, den Wagen öffnen, ihr den Arm bieten und ſie in ihre Zimmer führen zu können. Ihre Winke waren für Ferdinand Befehle; und er hätte es als ein großes Unrecht betrachtet, ſolchen nicht nachzukommen. Wiewohl die Herzen ſeiner beiden Ältern ſo wie auch ſeiner Brüder und Schweſtern bei den Vätern der Geſellſchaft Jeſu zu Grätz in goldenen und ſilbernen Gefäßen beſtattet ſind, und auch er ſelbſt dort wollte beſtattet werden, befahl er dennoch ſein Herz bei dem Körper ſeiner Mutter in dem St. Clara-Kloſter beizuſetzen, zu einem Beweiſe, daß ſeine Liebe zu ihr unvergänglich ſei.

Er hatte, wie anderswo erinnert wurde, zwei Gemahlinnen gehabt, und beide herzlich geliebt, von beiden immer ſehr verehrlich geſprochen, und auf alle Art und Weiſe geſucht, ihre billigen Wünſche freundlich zu erfüllen. So lange er lebte, ließ er jeden Tag ſeiner erſten Gemahlin eine Seelenmeſſe halten, und wohnte derſelben mit großer Andacht bei. Die Kaiſerin Eleonore, die ihn überlebte, hat er mit drei Kronen, mit der böhmiſchen, ungariſchen und kaiſerlichen geſchmückt. So oft dieſe ſeine Gemahlin an irgend einer ſchweren Krankheit litt, ließ er aus Beſorgniß für ihre Geſundheit, alle Klöſter um ihr Gebet für ihr Aufkommen erſuchen, und auch große Summen an Weltprieſter und Arme ertheilen, da-

mit ſie den Allerhöchſten für die Kaiſerin anfleheten. Als er zu Regensburg in jene ſchwere Krankheit verfiel, von welcher wir ſchon anderswo Erwähnung gethan, und die Kaiſerin Eleonore um ſeine Wiederherſtellung vielfältig ſich bemühte, ſprach er ſowohl damals als auch ſonſt bei andern Gelegenheiten mit Liebe und zu ihrem Lob, er verdanke, nach Gott, ſeiner Gemahlin das Leben. Überaus erfreulich war es ihm, zu ſehen, daß ſeine Söhne die Kaiſerin Eleonore wie eine Mutter verehrten; und ſie hinwieder dieſelben wie ihre eigenen Kinder liebte.

Seine größte Sorge war, daß ſeine Kinder aufs beſte erzogen würden. So groß war dieſe Sorge, daß man eine ähnliche nicht leicht bei Ältern finden wird. Die Hauslehrer, Hofmeiſter und Kammerdiener, die er bei ihnen anſtellte, mußten Männer von anerkannter Tugend, vom unbeſcholtenſten Rufe und geiſtlichen Ordensperſonen wohl geneigt ſeyn. Es iſt kaum glaublich, wie viel er hierauf hielt. In ihren höhern Studien wählte er ihnen Prieſter der Geſellſchaft Jeſu zu Meiſtern, ſo wie nicht minder zu Beichtvätern. Sowohl für ihren Fortgang in der Frömmigkeit als in den Wiſſenſchaften beſorgt, erkundigte er ſich oftmals über beides. Er wollte einmal den jetzigen Kaiſer Ferdinand Ernſt öffentlich disputiren hören und ihn in den freien Künſten ſich üben ſehen; begab ſich auch mit einigen ſeiner angeſehenſten geheimen Räthe dahin, und hatte ſein größtes Vergnügen dabei. Sobald ſeine Söhne ins achtzehnte Jahr gingen, ließ er ſie dem geheimen Rathe

beiwohnen; und zwar mußten ſie anfangs blos zuhören, ſpäterhin aber auch ihre eigene Meinung ſagen, damit ſie auf ſolche Weiſe zur Regierung der Völker belehrt würden. Eben ſo große Sorgfalt trug er für ſeine kaiſerlichen Töchter, die er mit den auserwählteſten Damen und den tugendhafteſten adeligen Fräulein umgab. Über dies Alles beſtrebte er ſich vorzüglich, ſie durch ſein Beiſpiel in der Tugend zu unterrichten; ſo daß man zu ſagen pflegte, des Kaiſers junge Herrſchaft habe die Tugend nicht ſowohl durch Unterricht als durch das Anſchauen ihres Herrn Vaters erlernt. Daher auch kam's, daß es nie einer Strafe noch eines ſtrengen Wortes bedurfte, ſie zum Guten anzuhalten; und eben daher auch kam die demüthige Ehrfurcht gegen ihren Vater, den ſie wie einen Gott auf Erden verehrten, und von dem ſie eben ſo geliebt und auch geehrt wurden. Hatte er ihnen einmal Länder zu regieren übergeben, ſo überließ er ihnen auch die Regierung frei und ungekränkt, und war ihnen weder durch ſtrengen Tadel noch durch läſtige Aufſicht beſchwerlich.

Hinſichtlich ſeiner Schweſtern und Brüder, liebte er ſolche mit großer Freundlichkeit. Nichts unterließ er je, wodurch er ihnen irgend nützen oder gefällig ſeyn konnte. Da die Nothwendigkeit es erforderte, daß ſie in verſchiedenen Provinzen wohnen mußten, ſchloß er mit ſeinen Brüdern den Bund, daß ſie zu gegenſeitigem Troſte und zur Vermehrung der brüderlichen Liebe, wo möglich, jedes Jahr einmal,

oder doch wenigſtens alle zwei Jahre zuſammen kommen möchten.

11.

Von ſeiner Demuth und eigenen Geringſchätzung.

Je ſchwerer es iſt, bei Kronen und Zeptern des Stolzes ſich zu erwehren, je mehr befliß er ſich, ſein Gemüth, das die Welt regierte, durch chriſtliche Demuth und eigene Geringſchätzung in Schranken zu halten, damit es ſich nicht von der Hoffart hinreißen ließe. Die menſchliche Herrlichkeit verachtete er aufs höchſte; und ſuchte ſolche nicht nur nicht, ſondern nahm ſie auch nicht einmal an. Von ſich ſelbſt ſprach er niemals ruhmredig; und hörte es auch nicht gern, wenn Andere alſo von ihm redeten. Immer auch waren ſolche Leute ihm zuwider, die ſich ein Geſchäft daraus machen, große Herren in Allem zu loben und ihnen zu ſchmeicheln. Er tadelte zwar die Geſchichtſchreiber nicht, die damals von ihm ſchrieben, noch auch die in Zukunft von ihm ſchreiben würden; doch hatte er auch kein Verlangen darnach, und pflegte zu ſagen, »er ſehe ſorgfältig dahin, daß er nichts Unrechtes thue; nicht aber was der Geſchichtſchreiber von ihm ſage oder ſchreibe.« — Wie viel er von ſich ſelbſt hielt, dies ſprach er drei Tage vor ſeinem Tode aus; denn als Jemand ihm ſagte, er möchte doch fleißig für ſeine Geſundheit beſorgt ſeyn, antwortete er: »Das deutſche Reich bedarf meiner nun nicht

mehr, es ward ihm durch einen Nachfolger, und zwar durch einen vortrefflichen, vorgeſehen.«

Wenn Ferdinand zuweilen auf ſeinem erhabenen Throne ſaß und großen Fürſten und Herren Lehen verlieh, die ſolche mit gebeugten Knien empfingen (was ſehr oft geſchah, wie Diejenigen wohl wiſſen, die ſich erinnern, daß Ferdinand römiſcher Kaiſer war), dann pflegte er,—indeß die Anweſenden ſeine große Macht bewunderten und ſeine Würde erhoben, da ſogar Solche die Knie vor ihm beugten, welche die Welt gleichſam anbetet, — mitten im Glanze ſeiner Herrlichkeit, im Innern jene Worte der Schrift zu ſprechen: »Herr, nicht erhöht hat ſich mein Herz, noch haben auch meine Augen ſich erhoben. Nicht gewandelt habe ich in großen und wunderbaren Dingen, die über mir ſind! Ein Wurm bin ich und kein Menſch; die Schmach der Menſchen und die Verachtung des Volkes.« — Dieſes und andere Geheimniſſe ſeines Gemüthes eröffnete er im J. 1627 bei Gelegenheit der Krönung ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes zu Prag ſeinem Beichtvater; ermahnte ihn aber dabei, ſolches Niemand zu offenbaren. Zu ähnlicher Geringſchätzung ſeiner ſelbſt ſtimmte er ſich, ſo oft er in glänzendem Pomp ſeinen Einzug in große Städte hielt, oder vornehmen königlichen Botſchaftern öffentlich Audienz ertheilte.

Er las einſt in der heiligen Schrift mit beſonderer Aufmerkſamkeit die Geſchichte der Könige; und als hierüber ſein Beichtvater eintrat, erzählte er es ihm und ſagte, er finde, daß Wenige unter dieſen

Königen in der heiligen Schrift gelobt würden; die meiſten ſeien ganz verkehrt und verderbt geweſen. Da nun dies der Beichtvater beſtätigte und noch beifügte, daß Einige ſelbſt unter Denjenigen, die in der Bibel gelobt würden, nach manchen herrlichen Thaten durch Hoffart zu Grunde gegangen wären; weßhalb denn auch die gottesfürchtigſten Könige große Gefahren von der Hoffart zu beſorgen hätten, und mehr im Hafen als auf dem offenen Meere ſich fürchten müßten, da durch Erfahrung belehrt, David nicht umſonſt zum Herrn gerufen habe: »Laß den Fuß der Hoffart nicht zu mir kommen,« antwortete der Kaiſer: »Ich hoffe, daß Gott vor dieſer Gefahr mich behüten wird. Sobald ich eine gute Zeitung höre, beuge ich die Knie, danke Gott dafür, und bekenne, daß dies ſein Werk iſt, und nicht das meine.«

Im Jahre 1598, am Vorabend des heil. Erzengels Michael ward ihm, der damals noch Erzherzog war, angezeigt, es ſei endlich das Werk, woran er mit ſo großer Mühe gearbeitet, zu Stande gebracht worden; die Prädicanten ſeien von Grätz fortgezogen, und die Stadt von dieſem Übel befreit. Dies denkwürdige Werk war wirklich ſolcher Art, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn es das Herz des Prinzen zu einigem Stolz erhoben hätte; ſo fern er auch von aller Hoffart war. Ferdinand jedoch, als er dies vernommen hatte, rief in lateiniſcher Sprache aus: »Nicht uns, Herr, nicht uns, ſondern deinem Namen gib die Ehre!« — Und alsbald begab

er ſich in ſein Zimmer, warf ſich auf die Knie und brachte Gott in tiefſter Demuth ſeines Herzens ſeine Dankſagung dar.

Im Jahr 1634 erhielt er am 10. September ein Schreiben von ſeinem Sohne, dem damaligen Könige Ferdinand, woraus er den glänzenden Sieg bei Nördlingen erſah, und worin ihm berichtet wurde, daß die Feinde aufs Haupt geſchlagen, nur wenige aus ihnen durch die Flucht entkommen, alle Kanonen und Fahnen und Munition erbeutet worden; und daß es ſchiene, als wäre durch dieſen Sieg der Grund nicht nur zur Glorie, ſondern auch zur Sicherheit gelegt. Dies Schreiben las der Kaiſer einem ſeiner Vertrauten vor und ward davon ſo ſehr ergriffen, daß er während des Leſens herzlich zu weinen anfing; und endlich mit naſſen Augen ſagte: »Gott hat uns große Dinge verliehen; ich aber werde in meiner Einfalt fortwandeln, und in meinen Augen noch demüthiger ſeyn als je zuvor.« Auch ließ er ſich nichts dringender am Herzen liegen, als Gott feierlich durch den ambroſianiſchen Lobgeſang in allen Kirchen danken zu laſſen.

Ich könnte hier noch manche andere ausgezeichneten Beweiſe eines demüthigen und ſich ſelbſt gering achtenden Gemüthes anführen; doch will ich ſolche lieber für einen andern Ort, nämlich für das Capitel aufbewahren, wo von ſeinem Benehmen gegen die Armen die Rede ſeyn wird. Nur Eines will ich noch beifügen. Die Nachläſſigkeit (um nicht noch mehr zu ſagen) der Dienerſchaft zwingt zuweilen ih-

re Herrſchaft auch wider Willen, ſie mit harten Worten zu ſtrafen. Nun hatte aber Ferdinand dieſen Gebrauch: Wenn ihm ein Wort entfuhr, — was jedoch höchſt ſelten geſchah, wodurch er glaubte, Derjenige, den er hatte zurecht weiſen wollen, wäre tief gekränkt worden, ſo ſuchte er die Gelegenheit, ihn mit ſo huldreichen Worten anzureden, daß es beinahe den Anſchein hatte, als wolle er ihm abbitten. Dies aber that er mit größter Demuth, gleichwohl mit einer ſolchen, die einem Kaiſer nicht übel anſtand. Denn die Demuth iſt bei dem Chriſten eine Tugend, welche die Majeſtät nicht verunziert, ſondern ſchmückt.

12.

Von der Aufrichtigkeit ſeines Gemüthes.

Die Aufrichtigkeit des Gemüthes iſt eine Tugend, die alle Welt an Ferdinand bewunderte. Bei ihm war kein Trug, keine Falſchheit. Was er im Munde hatte, das hatte er im Herzen; und was er im Herzen hatte, das hatte er im Munde. Seine Abſicht, ſein Sinn ſtimmte mit ſeinen Worten überein; Verſtellung und Überliſtung war weit entfernt von ſeiner Aufrichtigkeit. Einer Sache einen falſchen Schein geben, die Anweſenden zu täuſchen, war ihm verhaßt. Der Glanz ſeiner deutſchen Redlichkeit leuchtete Jedermann in die Augen. Stirn, Augen, Angeſicht, Gang, die ganze Geberdung und Haltung des Körpers zeugte von dieſer Aufrichtigkeit des Ge-

müthes. Jene Regierungskunſt, welche der Irrthum Mancher in Schlauheit und liſtige Verſtellung ſetzt, hielt er für den Untergang eines Reiches, und ſagte alle Betriegereien kämen am Ende ans Licht; dadurch aber würden dann die Stützen entzogen, und die Reiche zerfielen. Nicht ohne Ärger verwunderte er ſich zuweilen und klagte, daß es Fürſten gebe, die immer mit Betrug umgingen und anders redeten als ſie dächten. Dies aber ſei fürwahr weder chriſtlich noch edel, weit weniger aber ſei es königlich oder kaiſerlich.

Einer aus den Hofleuten von hohem Adel und bei Ferdinand ſehr beliebt, erſuchte ihn einſt, als er noch Erzherzog war, unterthänigſt um ein Empfehlungsſchreiben, das auch Ferdinand ihm gewährte. Dies erfuhr ein anderer Herr vom Hofe, der eines der erſten Ämter bei dem Erzherzog begleitete, und nicht minder bei ihm in Gnaden ſtand. Da nun dieſer erachtete, jenes Empfehlungsſchreiben könne ihm ſelbſt zum Nachtheil gereichen, begab er ſich heimlich zu dem Kanzler, gleich als hätte der Erzherzog ihn geſandt, und bedeutete ihm, er möchte zwar das verlangte Empfehlungsſchreiben expediren und übergeben; doch ſei es Seiner Durchlaucht Wille und Meinung, daß er noch ein Briefchen dazu ſchriebe, in welchem dem Fürſten, dem der Hofmann empfohlen wäre, angezeigt würde, der Erzherzog habe dem Bittſteller zwar das Empfehlungsſchreiben nicht verſagen können, damit er ihn nicht traurig entließe; übrigens aber wäre es ihm angenehm, wenn

auf dieſe Empfehlung nicht Rückſicht genommen würde; da Seine Durchlaucht erachte, was die Sache ſelbſt beträfe, von welcher es in dem Schreiben ſich handelte, würde ſolche weder dem, der ſie begehrte, noch auch dem, von welchem ſie begehrt werde, zum Nutzen und Vortheil gereichen. — Der Kanzler verwunderte ſich über dieſe Rede; und da er die unbefangene Aufrichtigkeit ſeines erlauchten Herrn kannte, fürchtete er, es ſei hier Betrug im Hinterhalt. Er begab ſich alſo zu dem Erzherzog und ſagte ihm was in ſeinem Namen ihm wäre aufgetragen worden. — Es hat aber ſchwerlich je ein Menſch Ferdinand alſo entrüſtet geſehen als damals der Kanzler. »Wie, ſprach er, es unterſtand ſich dieſer Menſch, mich als einen falſchen, verſtellten Betrüger darzuſtellen! Ich wollte lieber, daß er mir was immer ſonſt nachgeredet hätte als dieſes. Niemals hat meine Aufrichtigkeit derlei Kniffe angewendet, und niemals auch wird ſie ſolche anwenden. Fertiget Ihr aus was ich euch geſagt habe; Jener aber lege ſogleich ſeinen Dienſt nieder und entferne ſich von meinem Hofe! Weder an mir noch an meinem Hofe werde ich Betrug noch irgend Argliſt dulden.

Wenn er wußte, daß Einer oder der Andere aus denen, mit welchen er mehr vertraut war, irgend Fehler beging, ermahnte er ſie mit wunderſamer Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit; und verhehlte ihnen nichts deſſen was ihm mißfiel. Denn er ſagte, man nütze den Seinigen, wenn man aufrichtig gegen ſie ſei. Dies beobachtete er auch gegen die höch-

ſten fürſtlichen Perſonen; und dennoch beleidigte er nicht Einen durch ſeine treuherzige Ermahnung. Denn dies iſt gewiß, daß keine Ermahnung bitter iſt, die durch Treuherzigkeit gewürzt und gemildert wird.

13.

Wie ſehr er zeitliche Ehren und Reichthum verachtete.

Gottes Freigebigkeit ſchien gleichſam mit Ferdinand zu ſtreiten; er verachtete und vernachläſſigte die zeitlichen Ehren; Gott aber überſtrömte ihn damit. Wie viele aber auch Gott ihm verlieh, blieb er dennoch beharrlich bei der Verachtung derſelben, und ſchätzte ſie ſo wenig als er ſie ſuchte.

Als er im Jahr 1627, die Krone auf dem Haupt und im Schmuck der kaiſerlichen Gewande, von ſeinem Throne aus, der Pracht zuſah, mit welcher, ſeinem Befehle gemäß in der königlichen Hauptſtadt Prag, ſeine Gemahlin Eleonore und ſein Sohn Ferdinand mit der böhmiſchen Königskrone gekrönt wurden, ſchien es, als wäre er über dieſe Sache in tiefes Nachdenken verſunken. Da er nun aus der Kirche abermal in ſeine Wohnzimmer zurückkehrte, ſprach er zu einem ſeiner Vertrauten, »alle kaiſerliche und königliche Herrlichkeit komme ihm nicht anders als eine Comödie vor. Er habe einige Male den Comödien beigewohnt, welche die Studenten aufgeführt hätten, und habe nun auch der Krönung ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes beigewohnt. Nun finde er zwiſchen

jenen Theaterkönigen und dieſen nur Einen Unterſchied, und nicht mehrere, nämlich daß jene nur einige Stunden, dieſe aber einige Jahre herrſchen. Hinſichtlich der Herrlichkeit ſelbſt ſei zwiſchen beiden kein ſonderlicher Unterſchied; nur daure letztere um etwas länger.

Als er ſah, daß täglich neue Feinde ſich erhoben und man neue Ränke erſann, ihn um ſeine Kronen zu bringen und vom Throne zu ſtürzen, ſprach er: »Iſt denn eine Krone ſo vieler Mühe werth? Wahrhaftig, wenn Gott beſchloſſen hat, dem Reiche einen beſſern Herrſcher vorzuſetzen, ſo bin ich bereit, die Krone von meinem Haupte, und den Zepter aus meiner Hand hinweg zu legen!«

Als er von Frankfurt, als bereits gekrönter Kaiſer, nach Grätz zurück kam, that er einen Ausſpruch, der ſeines Herzens würdig war. Er ſagte alſo: »er ſei zu Frankfurt zum Kaiſer gekrönt worden, nicht ſeine, ſondern Gottes Ehre zu vermehren und das allgemeine Wohl zu fördern; ja er hätte auch nimmer in ſeine Wahl gewilligt, wofern er nicht dieſen Zweck vor Augen gehabt hätte.«

Die glänzenden Ehren, welche die Völker ihren Königen zu erweiſen pflegen, wenn ſie ihren Einzug in Städte oder Provinzen halten, billigte er und ließ ſolche ſich auch öfters gefallen; und zwar aus der einzigen Urſache, weil durch dieſen glänzenden Pomp in den Herzen der Völker eine Ehrfurcht gegen ihre Könige erweckt wird, die dahin wirkt, daß ſie den Obrigkeiten um ſo lieber gehorchen. Übrigens legte

er keinen Werth darauf und ſchlug auch ſolche Ehren-bezeugungen öfters aus. Den letzten Beweis dieſer Mäßigung gab er kurze Zeit vor ſeinem Tode. Als er von dem Reichstage zu Regensburg zurückkehrte, wollte die Stadt Wien und das ganze Erzherzogthum Öſterreich ihn mit glänzender Feierlichkeit empfangen; auch waren ſchon alle Vorkehrungen dazu getroffen. Er aber befahl aus angeborener Sittſamkeit, es ſollte der Adel ihm nicht entgegen kommen, wie derſelbe beſchloſſen hatte es in höchſter Pracht zu thun; ſondern ſeine Ankunft in der Burg erwarten, wo er ſie begrüßen wolle. Damit jedoch weder ſie noch die Bürgerſchaft erachten möchten, er verſchmähe ihre Dienſte, ſagte er: »Sie ſollen dies für den römiſchen König ſparen, der bald nachkommen wird; und ihm dieſe Ehren erweiſen.« — Ich habe bereits anderswo erzählt, welches treffliche Beiſpiel der chriſtlichen Mäßigkeit er gab, als er im J. 1595 es nicht geſtattete, daß die Landſchaft ihm entgegen käme und ihm ſolche Ehren erzeigte, da er in ſeinem ſiebenzehnten Jahre von Ingolſtadt nach Grätz zurückkehrte, die Regierung ſeiner Lande anzutreten.

Was aber Reichthum, Gold und Silber und alle jene Dinge betrifft, welche die meiſten Menſchen ſo hoch achten, und um welcher willen ſie mit ſo großer Anſtrengung ſich bemühen, hat er ſolche nicht nur immer verachtet, ſondern auch verlacht. Aus den ungeheuern Summen, die von den Strafgeldern der Rebellen aus dem Adel ſeiner Kammer heimfiel, behielt er nicht einen Heller für ſich. Er ſagte mehr als

einmal, »Gold und Koth habe einerlei Werth in ſeinen Augen; und, wenn das Geld nicht nothwendig wäre, Diejenigen zu belohnen, die ſich durch ihre Arbeiten um Fürſten und Vaterland verdient machten, ſo würde er niemals des Metalles gedenken.« Wenn aber von der gleichſam verſchwenderiſchen Freigebigkeit Ferdinands die Rede ſeyn wird, werde ich weitläufiger erörtern, was er von Reichthum und Geld und Gute hielt.

14.

Von ſeiner Abtödtung und ſeinen Bußwerken.

Ob auch viele Feinde gegen Ferdinand ſich verſchworen, fürchtete er ſich dennoch vor keinem ſo ſehr als vor ſich ſelbſt. Sei es nun daß er den Sieg über ſich ſelbſt für glorreicher oder für nothwendiger hielt, gewiß iſt's, daß er keinen Sieg mit ſo großer Anſtrengung zu erringen trachtete. Ritterlich ſtritt er wider ſein eigenes Fleiſch und ſeine Begierden; und ob er auch den übrigen Feinden Vieles verzieh, hat er doch ſich ſelbſt wenig verziehen. Er geſtattete ſeinem, von beſtändigen Arbeiten und Mühſalen abgematteten Leib und Gemüthe ſelten eine Ergetzung. Wenn das öffentliche Wohl ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahm, hielt er mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern nur kurze Anſprache nach der Mittag- und Abendmahlzeit; ſonſt hatte er beinahe gar keine Erheiterung, wofern nicht das Wohlwollen gegen Gäſte oder die

Hofſitte es anders erforderte. Ein oder zweimal in der Woche wartete er der Jagd oder der Reigerbeitze ab; theils weil die Ärzte dies alſo zur Erhaltung ſeiner Geſundheit angeordnet hatten, und damit er neugeſtärkt zur Arbeit zurückkehrte; theils weil er dieſe Unterhaltungen für die unſchuldigſten hielt; theils endlich, damit er ſich gewöhnte, die Strenge des Windes und Wetters zu ertragen.

Wunderſam und beſtändig hielt er alle ſeine Sinne unter der Zucht. Was der heilige Job einſt von ſich hatte ſagen können, das konnte Ferdinand mit größter Wahrheit auf ſich anwenden; denn auch er hatte mit ſeinen Augen einen Bund geſchloſſen, daß er auch nicht einmal einer Jungfrau gedächte. Viele machten die Bemerkung, daß er niemals ein Frauenzimmer feſt ins Auge faßte, ſondern ſeine Augen allzeit fleißig im Zaume hielt. — Es iſt zu unſern Zeiten bei den Großen und Reichen ein Gebrauch, die Säle und Zimmer mit köſtlichem Rauchwerk und Wohlgerüchen um der Luſt willen zu erfüllen. Ferdinand ließ dergleichen Üppigkeiten nie zu. Dies wußten ſeine Kammerdiener und Hoffouriere ſo gut, daß ſie, wenn auf ſeinen Reiſen, einen ſo erlauchten Gaſt zu ehren, der Hauspatron ein koſtbares Rauchwerk veranſtaltete, alle Thüren und Fenſter öffneten, dasſelbe zu verſcheuchen. Böſem Geruch und Geſtank wich er, ob er auch konnte, nicht ſonderlich aus; ja er ſagte einmal zu Einem, der über einen häßlichen Geruch Entſchuldigungen vorbringen wollte: »Das iſt gar nicht nothwendig; ich achte der

Wohlgerüche nicht, und widerliche Gerüche ſind mir auch nicht ſehr zuwider.«

Bei Tiſche begnügte er ſich mit gewöhnlichen Speiſen und Getränken; klagte auch niemals, wenn gleich die Speiſen nicht waren wie ſie hätten ſeyn ſollen. — Die Muſik war ihm bei der Tafel nicht unangenehm, ja er beſtellte ſolche ſowohl geſund als krank; theils weil er eine natürliche Neigung dazu hatte; theils auch und noch mehr darum, weil er fühlte, daß ſeine Seelenkräfte dadurch geſtärkt wurden; und theils endlich, weil er es für nützlicher hielt, viel zu hören als viel zu reden. Doch weit aufmerkſamer hörte er der Muſik zu, wenn irgend geiſtliche, als wenn weltliche Geſänge vorgetragen wurden.

Dem Schlaf geſtattete er nicht mehr als die Natur und die Nothwendigkeit erforderte. Nie ſchlief er über ſieben Stunden. In ſeinen letzten Jahren litt er viel von Katarrhen und Flüſſen, weßhalb er gern einſchlummerte oder einnickte; doch rang er ſo ſehr mit dem Schlaf, daß er mehr Ungelegenheit als Annehmlichkeit darob empfing. Einmal ließ ſein Kammerdiener, dem er Abends Befehl ertheilte, zu welcher Stunde er mit dem Licht im Zimmer erſcheinen und ihn wecken ſollte, es ſich beigehen, eine halbe Stunde zuzugeben; da er erachtete, der Kaiſer bedürfe einer längern Ruhe. Der Kaiſer aber nahm dies ſehr übel, und verbot, daß weder er noch ein Anderer deſſen ſich künftig unterſtehen ſollte. »Man darf, ſprach er, dem Schlaf nicht eine

Zeit ſchenken, die den Geſchäften gebührt. Durch eine ſolche Nachſicht wird die ganze Austheilung der Geſchäfte verrückt, die an dieſem Tage abzuthun ſind.«

Den Körper durch Faſten, Geißeln und das härene Kleid zu züchtigen, hielt er für eine nothwendige Sache, ſogar für Solche, die der Purpur ziert. Es beſteht noch auf den heutigen Tag eine Geißel, die mit ſeinem Blute gefärbt iſt. Als er einſt am Charfreitag der Proceſſion der Büßer zuſah, unter welchen Viele waren, die mit aller Strenge ſich geißelten, ſagte er zur Kaiſerin Eleonore, die neben ihm war, er beneide Diejenigen, die alſo ſich geißelten, um die Freiheit, mit welcher ſie dieſe Bußwerke üben dürften. Gern hätte er ſich einige Male unter ſie gemiſcht, und auch Gelegenheit geſucht, unbekannt unter ſie zu kommen, doch habe er es müſſen bei dieſem Wunſche bewenden laſſen, den er nicht habe ausführen können.

Ich erinnere mich, ſchon anderswo bemerkt zu haben, daß er den Gebrauch beobachtete, am Vorabend des Tages, wo er zur heiligen Communion gehen wollte, beim Abendeſſen ſich bedeutenden Abbruch zu thun. An den Vorabenden vor den Feſttagen der allerſeligſten Jungfrau aber enthielt nicht nur er, ſondern auch der ganze Hof ſich des Fleiſcheſſens. Oft trug er das härene Bußkleid beſonders in den Jahren, wo er ledig oder Witwer war. Niemals aber züchtigte er ſein Fleiſch ſtrenger als an der Mittwoche, am Donnerſtag und Freitag in der Charwoche, wo er mit dem Faſten den Gebrauch der Geißel, des hä-

renen Bußkleides, des Wachens, längerer Gebete und der heiligen Leſung verband.

15.

Seine Keuſchheit.

Nachdem wir von den tapfern Kämpfen Ferdinands gegen ſein eigenes Fleiſch geſprochen haben, wird es eben nicht ſchwer ſeyn, ſeine Keuſchheit und Reinigkeit zu bezeugen. Denn durch ſolche Kämpfe wird dieſe Tugend erhalten; und die Belohnung des Menſchen, der ſich ſelbſt bezähmt, iſt die Reinigkeit des Leibes und des Herzens. Als er noch ein Jüngling war, betrachtete er die Keuſchheit als die ſchönſte und edelſte Zierde dieſes Alters. Einer ſeiner Hofleute, der ihm den Weg zur Unzucht zeigte, und, weil er ſehr unverſchämten Sinnes war, ſich erbot, ihm hierin behilflich zu ſeyn, ließ er, wiewohl er damals noch ſehr jung und unverheirathet war, alsbald vom Hofe entfernen. »Ich haſſe es, ſprach er, unter meiner Dienerſchaft Sclaven der Unzucht zu haben.«

Als er bereits regierender Herr, und aus Beruf verpflichtet war, auch Frauenzimmern Audienz zu ertheilen, wollte er ſie dennoch niemals allein anhören, und wenn es ſogar fürſtliche Perſonen waren; ſondern er wollte entweder daß ſeine Gemahlin bei der Unterredung zugegen wäre; oder aber er hörte ſie, wenn er den Saal verließ, um auszuge-

hen, in Gegenwart des ganzen Hofes. Vor ſeiner Ehe hat er nie eine Perſon des andern Geſchlechtes berührt; während ſeines Witwerſtandes aber, in den kräftigſten Jahren ſeines Lebens, nämlich vom ſechs und dreißigſten bis ins zwei und vierzigſte Jahr lebte er in gleicher Strenge und Reinigkeit; wiewohl es ihm weder an Gelegenheiten noch an Lockungen fehlte. In dem Eheſtande beobachtete er die höchſte eheliche Treue gegen ſeine Gattin. Ich weiß, daß die Kaiſerin ſagte, ſie ſei ſo feſt von der Keuſchheit Ferdinands überzeugt, daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus machen würde, ihn der Unzucht wegen im Verdacht zu haben, wenn ſie ſogar ein junges Mädchen bei ihm im Bette gefunden hätte. Denn ſein Gemüth ſei ſtärker in der Keuſchheit befeſtigt geweſen, als daß es durch ſolche Gelegenheiten hätte können erſchüttert werden.

Unreine Dinge ſchloß er nicht nur von ſeiner Zunge, ſondern auch von ſeinen Ohren aus. Niemals ging ein unreines, ein ſchändliches Wort aus ſeinem Munde hervor. Niemand auch wagte es, ſchändliche oder unzüchtige Dinge in ſeiner Gegenwart zu reden. Wenn er zuweilen, der Gewohnheit in etwas nachzugeben oder den Hof zu ergetzen, es erlaubte, daß Comödianten vor ihm ſpielten, ſo ließ er ſie früher ernſtlich ermahnen, ſie ſollten der Ehrbarkeit nicht vergeſſen; und wohl bedenken, daß ſie vor einem ſolchen Kaiſer ſpielten, der in der Comödie die Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit über Alles

ſchätze. Ja er ließ ſie ſogar bedrohen, wofern Jemand des Gegentheiles ſich vermäße *).

Um gegen Jemand ungnädig, ja unverſöhnlich zu werden, bedurfte es nichts weiter als daß er wußte, derſelbe ſei dem Ehebruch oder der Hurerei ergeben. Keinen konnte weder ſeine adelige Abkunft noch ſeine Gewandtheit in wichtigen Geſchäften ſchützen. Man weiß auch, daß Einer der größten Herren, der hierin ſchuldig befunden ward, lieber das Land räumen, als den Zorn eines ſo keuſchen Monarchen erfahren wollte. Noch beſtehen von ihm Strafgeſetze bei Leib und Leben, die er gegen den Ehebruch, die Blutſchande und andere noch abſcheulichere Laſter der Unzucht ergehen ließ. Immer pflegte er bei gerichtlichen Verurtheilungen mehr zur Gelindigkeit als zur Strenge gegen die Schuldigen ſich zu neigen; Diejenigen aber, die des Ehebruchs wegen verurtheilt wurden, hielt er dieſer Gnade nicht würdig. Ich könnte durch mehrere Beiſpiele darthun, wie ſtrenge Strafen er in ſolchen Fällen verhängte, wenn ich nicht des guten Rufes der Verurtheilten billig ſchonen müßte.

---

*) Man denke ſich aber auch, welche Comödien zu jener Zeit aufgeführt wurden! Selbſt in den Prachtſchauſtücken, die in den Kupferſtichen zu Khevenhillers Annalen abgebildet ſind, treten Skaramuzz, Colombine, Pollichinel, und ihre ganze Sippſchaft auf!

16.

Seine Geduld.

Wie groß dieſe Tugend in Ferdinands Herzen war, läßt ſich durch einen einzigen Beweis zur Genüge darthun. So ſchwere Beleidigungen ihm von Unkatholiſchen zugefügt wurden, und ſo ſchweres und oftmaliges Unrecht er von den Feinden erlitt, brach er dennoch nie in bittere Schmähworte gegen welchen immer unter ihnen aus, und beklagte ſich auch niemals mit heftiger Erbitterung des Gemüthes. Es erſtaunten Diejenigen, die täglich um ihn waren, wie er einen ſolchen Magen habe, der ſo harte Dinge mit Stillſchweigen verdauen könne; ſo daß er weder klagte, noch proteſtirte, noch in harte Worte ſich ausließ. Es iſt mir zwar nicht unbewußt, daß es ihm tief zu Herzen ging, als er ſah, daß Einige, die es am wenigſten hätten thun ſollen, ihm Hinderniſſe legten, die katholiſche Religion in Deutſchland wiederherzuſtellen; allein ich weiß auch, daß er ſelbſt von Dieſen mit Beſcheidenheit redete; ſo daß aus ſeinen Reden offenbar hervorleuchtete, er werde nicht ſowohl aus Ungeduld gegen die Widerſacher, als vielmehr aus Mitleid, gegen ſie zu Klagen bewogen, denen viel daran hätte liegen ſollen. Selbſt die Waffen ergriff er nie aus Zorn gegen einen Menſchen.

Die ſchwerſten und kaum zu ertragenden Beleidigungen, ſchimpfliche Nachreden und boshafte Verleumdungen, duldete er ſo männlich, daß es ſchien als empfände er ſolche nicht. Es waren unter ſeinen

Widerſachern Solche, die in ihrer ohnmächtigen Wuth in Worte ausbrachen, welche einer ſolchen Majeſtät höchſt unwürdig ſind, und ihn einen Bluthund, einen blinden Böſewicht, einen ſchlechten Menſchen und das Ferdinandchen hießen. Dies Alles ward ihm hinterbracht; und dennoch gerieth er darüber nicht in Zorn. Im Jahr 1597 vermaßen ſich auf öffentlichem Landtage die unkatholiſchen Herren und Stände, ihn ſelbſt ins Angeſicht mit beleidigenden Worten anzufahren, und die Wiederherſtellung des wahren Glaubens, auf welche er drang, eine ſchwere Verfolgung und eine Folter des Gewiſſens zu nennen. Ja es ſchrie Derjenige, der im Namen der Übrigen das Wort führte, den Erzherzog ſo beiſſend, ſo vermeſſen, ſo unbeſonnen und ſo unverſchämt an, daß ſelbſt Jene, die ihn ermahnt hatten, freimüthig zu reden, ſeiner Vermeſſenheit ſich ſchämten. Ferdinand hörte ſeine Scheltrede mit Geduld an, und ob er auch die Macht in Händen hatte, ihn zu beſtrafen, wollte er dennoch lieber einen Beweis ſeiner Geduld als ſeiner Macht geben. Ihm genügte es, ſtandhaft auf die Wiederherſtellung der Religion zu dringen, die er ſich vorgenommen hatte, durchzuſetzen; die Schmachreden aber und beißenden Bemerkungen hörte er mit gleichgültigem Gemüthe.

Während der ſo langjährigen, hartnäckig aufgeregten und ſchweren Kriegeszeiten in Deutſchland erſchienen mehrere Schmähſchriften, die der Finſterniß würdig waren, und in welchen Ferdinands Name und Thaten auf die unwürdigſte Weiſe mißhandelt

wurden. Schmähſüchtige Menſchen hatten darin der Welt erdichtete Dinge für wirkliche, falſche für wahre vorgeſetzt. Viele erachteten, man ſollte ſolche Verleumder nicht nur ſcharf zurecht weiſen, ſondern auch exemplariſch beſtrafen. Ferdinand ließ ſich weder durch dieſe empörenden Schriften aufbringen, noch duldete er es auch, daß man die Urheber derſelben ausfindig machte; ja er wollte nicht einmal, daß Jemand ſich die Mühe nähme, ſie zu widerlegen.

Es wurde ihm hinterbracht, ein Menſch, der ſich für einen Katholiken ausgab, und in früherer Zeit von Ferdinand Ehre und Güter empfangen hatte, ſei im Begriff, in einer katholiſchen Stadt ein Werk herauszugeben, worin der Kaiſer heftig angegriffen würde. Aller Billigkeit nach hätte dieſer Undankbare verdient, ſcharf gezüchtiget zu werden. Der Kaiſer jedoch beſchränkte ſich darauf, den Druck des Buches zu verbieten. — Zu Wien war ein Verbrecher wegen vieler Unthaten durch richterlichen Ausſpruch zu mehreren peinlichen Strafen und endlich zum Tode verurtheilt. Unter andern ſollte ihm, weil er vielerlei läſterliche und ſchändliche Worte gegen den Kaiſer ausgeſpien hatte, nach dem Urtheil der Richter die Zunge ausgeſchnitten werden. Als nun der Sitte gemäß das Urtheil zur Beſtätigung vor den Kaiſer gebracht wurde, ſtrich er die Strafe des Zungen-Abſchneidens aus; und verbot die Läſterworte, die er wider ihn geſprochen, in das Urtheil aufzunehmen.

Es iſt nicht ohne Nutzen, ſelbſt die geringern tugendlichen Werke großer Männer zu hören. Wo iſt

wohl ein Menſch zu finden, der nicht oftmals über ſeine Dienſtleute zürnte oder ihre Nachläſſigkeit ihnen wenigſtens mit Worten verwieſe? — Nicht ſelten geſchah's, daß während Andere die Sorgloſigkeit oder Trägheit der kaiſerlichen Diener tadelten, er ſelbſt ſie nicht nur geduldig ertrug, ſondern auch entſchuldigte. Wo ein Anderer heftig gezürnt hätte, da pflegte er freundlich zu ſcherzen. Einmal war er von einer weiten Reiſe zu Prag angelangt; und ließ ſich, als er auf die Burg kam, Stiefel und Sporn abnehmen, indeß das Abendeſſen bereits aufgetragen war. Nun waren aber weder Schuhe noch Pantoffeln bei der Hand, da die kaiſerlichen Kammerwagen noch nicht angekommen waren. Während nun die Anweſenden über dieſe Nachläſſigkeit der Dienerſchaft ſich ärgerten, ſprach er ohne die geringſte Aufwallung: »Setzen wir uns zu Tiſche; wozu bedarf es auch der Schuhe oder der Pantoffel? Iſt es ja doch nicht kalt!«

17.

Von ſeiner Standhaftigkeit im Glück und Unglück.

Trübes und heiteres Wetter ſind Veränderungen dieſer Unterwelt; der Himmel ſelbſt iſt allzeit unverändert. Alſo werden auch Alle, die Ferdinand kannten, verſichern, ſein Gemüth ſei dem Himmel höchſt ähnlich geweſen; da ſolches über Glück und Unglück erhaben, und niemals verwirrt, niemals

verändert war. Die ganze Geſchichte zeigt, mit welcher Standhaftigkeit er alle Widerwärtigkeiten ertrug. Wenn jemals Gott, der Allmächtige, einem Sterblichen das Unglück, zu verlachen, in den Weg warf, ſo geſchah das gewiß, dem Kaiſer Ferdinand. Denn welcher Theil ſeines Lebens war je frei von Trübſalen? Welches Königreich hat er je erlangt oder erhalten ohne Widerſacher? Wie oft fielen ſeine Königreiche und Länder von der Treue ab? Wie oft brachten ihn die ſchlecht geführten, oder von der Übermacht der Feinde zurück gedrängten Waffen in Angſt und Noth? Mehr als Einmal kam es bis dahin, daß Alles verloren ſchien. Dies Alles ertrug Ferdinand ſtandhaft, verzagte niemals, und hoffte immer Beſſeres.

Zu den übrigen Eigenſchaften, die man an ihm bewunderte, gehört auch dieſe, welche ſeine Räthe ſehr hoch achteten; daß er nämlich, wenn böſe Zeitungen kamen, eben ſo ruhigen Gemüthes und heitern Angeſichtes verblieb als zuvor. Es ereignete ſich zuweilen, daß in Einem Monate mehrere ſchlimme Nachrichten eintrafen; daß nämlich ein Treffen unglücklich ablief, irgend ein Aufruhr entſtand, oder feſte Plätze vom Feinde eingenommen wurden. Daher glaubten wir denn, es würden ſo viele Wunden, die ihm nach einander geſchlagen wurden, ſeine Standhaftigkeit erſchüttern. Aber er empfing die zweite und dritte Wunde mit dem nämlichen Gleichmuth wie die erſte. Im Jahr 1616 ſtarben ihm binnen vierzehn Tagen ſein Bruder, der Herr Erzherzog Maximi-

lian, und Maria Anna ſeine Gemahlin, die er mehr denn ſeine Augen liebte; dazu ward auch die Feſtung Gradiska von den Venetianern belagert, und ſein Beichtvater, P. Villerius, dem er ſich und ſein ganzes Herz anvertraut hatte, ward auf ſeiner Zurückreiſe von Rom, wohin ſeine Obern ihn in Angelegheiten des Ordens geſandt hatten, gefangen und in Verhaft nach Verona gebracht. Unerſchrocken empfing er alle dieſe Streiche, die nach einander über ihn kamen. Ja er ward nicht nur nicht kleinmüthig, ſondern er vermochte es ſogar, Diejenigen, die darüber in Kleinmuth verſanken, aufzurichten und ſie zu ermahnen, ſtarkmüthig die Übungen der Tugend zu ertragen, die Gott zuſende. Seine zwei erſten Leibes-Erben, (welche den Ältern die geliebteſten zu ſeyn pflegen), waren ihm kaum zu ſehen vergönnt; denn beide ſtarben alsbald nach der Taufe. Dennoch entfuhr ihm kein bitteres Wort, kein jammernder Seufzer. »Es genügt mir, ſprach er, daß durch die Geburt und den Tod meiner Kinder die Anzahl der unmündigen Kinder vermehrt werde, durch deren Mund das Lob Gottes vollbracht wird.«

Nicht minder ſtandhaft aber als im Unglück, erzeigte er ſich auch im Glück, welches das menſchliche Herz ſo ſchwer vertragen kann. Wegen keines glücklichen Ereigniſſes ward er ſtolz im Gemüthe erhoben; und um keiner Wohlfahrt willen aufgedunſen. Als nach der Schlacht beim weißen Berge zu Prag, die böhmiſche Krone, ja das Königreich ſelbſt wieder erobert und der Pſeudo-König aus Böhmen und den

dazu gehörigen Landen vertrieben war, änderte er kaum das Angeſicht darüber; es genügte ihm, Gott durch eine öffentliche Proceſſion Dank zu ſagen; ohne übrigens in eine übermäßige Freude auszubrechen. Als man dem Bethlen Gabor von dieſer Ständigkeit ſeines Gemüthes und von dieſem Gleichmuth erzählte, überfiel ihn große Furcht; denn er erachtete, — und nicht ohne Grund, — es ſei ſchwer gegen eineu Solchen Krieg zu führen, der weder durch ein widriges Geſchick niedergebeugt, noch durch Wohlergehen übermüthig werde. Als in der Schlacht bei Lützen der Schwedenkönig Guſtav Adolph geblieben war, frohlockten Alle, die es gut mit dem Kaiſer meinten. Die Meiſten ſpotteten vor Freude der Feinde und ſagten triumphirend, durch dieſen Tod ſei der Krieg zu Ende, und nichts ſei nun mehr zu beſorgen. Er aber ſagte unveränderten Angeſichtes: »Wandeln wir in Demuth, und empfehlen wir dieſe Sache demüthig Gott dem Herrn.«

Man hielt dafür, es wären ſo vieljährige Kriege nur darum mit ſo großer Hartnäckigkeit fortgeſetzt worden, und die ſo ſtändigen Anſtrengungen der Feinde hätten nur dahin gezielt, der ſo langen Reihe der römiſchen Kaiſer im Hauſe Öſterreich ein Ende zu machen. Sie meinten, man müſſe Kaiſerkrone und Zepter auch einmal auf Andere übertragen; das Kaiſerthum ſei länger als es dem deutſchen Reiche fromme, bei Einem Geſchlechte verblieben; und man dürfe Ferdinand den Dritten nicht auf Ferdinand den Zweiten folgen laſſen. Indeſſen

ward dennoch auf dem Reichstage zu Regensburg die Kaiſerwürde auch diesmal durch die Stimmen aller Churfürſten bei dem erlauchten Hauſe Öſterreich beſtätigt, und Zepter und Krone an Ferdinand III. übertragen. An dem nämlichen Tage nun, wo derſelbe zum römiſchen Könige ausgerufen ward, hörte man nicht nur unter dem gemeinen Volke, ſondern auch unter den anſehnlichſten Herren verſchiedene Stimmen, die der Feinde ſpotteten und ſagten, nun ſeien alle ihre ſo vieljährigen argliſtigen Anſchläge zu nichte geworden; ihre Hoffnungen, die ſie nicht nur mit ſo großen Summen Goldes, ſondern auch mit Vergießung ſo vielen Blutes erkauft hätten, ſeien zu Schanden geworden; ſie ſollten nun gehen und der öſterreichiſchen Macht und Glückſeligkeit ſich ferner widerſetzen; es ſei nun gerade Derjenige zum Kaiſer erwählt worden, welchen zu hintertreiben, ſie beinahe ganz Deutſchland vertilgt, oder doch durch Peſt, Hunger und das Schwert verheert hätten. — Der Kaiſer allein blieb unter der ſo großen Freude Vieler beſcheiden fröhlich, und kein Wort entkam ſeinem Munde gegen die Widerſacher; nicht das Mindeſte warf er ihnen vor. Als er das Conclave verließ, wo ſein Sohn zum Römiſchen König war erwählt worden, kniete er ſich vor dem Altar nieder, und betete in lateiniſcher Sprache mit Simeon jenen Lobgeſang: »Nun läſſeſt Du, Herr, deinen Diener nach deinem Worte im Frieden fahren; denn meine Augen haben dein Heil geſehen, das Du bereitet haſt vor dem Angeſichte der Völker, ein Licht zur Erleuch-

tung der Heiden und zur Glorie deines Volkes Israel!« Nachdem er nun Gott gedankt hatte, vollbrachte er mit ſittſamem Angeſichte, worauf keine Spur irgend eines Übermuthes zu ſehen war, das Übrige was die Ceremonien jenes feſtlichen Tages erforderten.

18.

Von ſeinen Arbeiten.

Müſſiggang billigte er bei keinem Menſchen; an ſich ſelbſt aber duldete er ſolchen durchaus nicht. Ich hörte ſeinen Oberſthofmeiſter, den Herrn Leonhard Helfried, Grafen von Meggau, verſichern, er ſei niemals bei dem Kaiſer eingetreten, (was er ſeines Amtes wegen ſehr oft thun mußte,) ohne ihn beſchäftigt zu finden; entweder habe er geleſen oder geſchrieben, oder Audienzen ertheilt, oder gebetet. Oftmals ſagte der Kaiſer mit einer Art innerlicher Luſt, er habe von Gott die große Gnade empfangen, die Arbeit zu lieben und ſich dabei zu ergetzen. Oft vergönnte er ſich kaum eine Viertelſtunde nach dem Mittag- oder Abendeſſen, mit ſeiner Gemahlin und mit ſeiner jungen Herrſchaft freundliche Anſprache zu halten; meiſt immer begab er ſich alsbald wieder zur Arbeit und zu den wichtigen Staatsgeſchäften.

Wenn er geſund und wohlauf war, wohnte er immer perſönlich den Rathsverſammlungen bei, und führte dabei den Vorſitz. Und ob auch wegen der

Menge oder der Schwierigkeit, der zu verhandelnden Gegenſtände die Berathſchlagungen oft drei bis vier Stunden anhielten, entfernte er ſich dennoch nicht; ſondern wenn die Räthe wegen ſo ſchwerer Arbeiten verdroſſen waren, erfreute er ſich, daß es vollauf zu thun gebe. »In drei Dingen pflegte er zu ſagen, ſei die Zeit ihm nie lange geworden; beim Gottesdienſte, im Rath und auf der Jagd.«

Alle und jede Bittſchriften, die ihm übergeben wurden (und deren waren unzählige, wie man dies bei einem römiſchen Kaiſer ſich denken kann;) las er jeden Tag mit unglaublicher Mühe. Hatte er ſie geleſen, ſo ſchrieb er eigenhändig, welchem Kanzler ſie ſollten überſandt werden. Und damit man ſähe, mit welcher Aufmerkſamkeit er ſie geleſen, bemerkte der Kaiſer, wenn etwa die Sekretäre beim Referiren etwas ausließen, ſolches den Augenblick und führte es auswendig an; denn er hatte ein wunderbares Gedächtniß. Hatten bei Tage wichtige Geſchäfte ihn abgehalten, die Geſuche zu leſen, ſo nahm er die Nacht zu Hilfe. Einmal zeigte er einem ſeiner vertrauten Diener nach der Abendtafel einen ungeheuern Pack Bittſchriften und fügte bei: »Ich werde nicht früher ſchlafen gehen bis ich alle dieſe Schriften geleſen und überdacht habe.«

Ob auch in ſeinen letzten Jahren ſeine Kräfte bedeutend abnahmen, gab er dennoch den Arbeiten ſich nicht mit minderm Eifer hin als in ſeinen jüngern Jahren. Mehr als Einmal ermahnte man ihn, ſeiner zu ſchonen, nicht gar ſo viel zu arbeiten, die Bittge-

ſuche von geringerer Wichtigkeit Andern zum Leſen zu übergeben, und für ſeine Geſundheit zu ſorgen. Er aber antwortete ſehr edelmüthig: »Gott habe ihn auf den Thron geſetzt, zu arbeiten; nicht müſſig zu gehen. Ein Fürſt dürfe ſeiner Geſundheit nicht ſchonen; wenn anders er wolle, daß das gemeine Weſen wohl beſtellt werde; er wolle lieber ſich, als ſeine Pflicht vernachläſſigen.«

Dieſer ſtrenge Fleiß bei ſeinen Arbeiten dauerte bis zu ſeinem Tode. Sogar am Vorabend ſeines Sterbetages durchlas er noch viele Bittſchriften, ordnete Vieles an und unterſchrieb Vieles; Vieles auch überſandte er den Räthen zur Begutachtung, und ſchrieb eigenhändig einen langen Brief an den König, ſeinen Sohn; ſo daß er wahrlich, wie es einem Kaiſer geziemt, wenn auch nicht ſtehend, — wie Jener ſpricht, — doch arbeitend ſtarb.

Wenn er ſich auf die Jagd begeben wollte, ſorgte er immer dafür, daß die öffentlichen Geſchäfte nicht darunter litten, verdoppelte am Tage vorher die Arbeiten, unterſchrieb was zu unterſchreiben war; und traf Anſtalten, daß die Schreiber und Sekretäre vollauf zu thun hatten. Kehrte er dann Abends zurück, ſo durchſah und unterſchrieb er Alles was dieſe indeſſen gearbeitet hatten. Aber auch ſogar auf der Jagd ſelbſt ſchloß er ſich von den Staatsgeſchäften nicht aus. Immer hatte er einen oder zwei ſeiner geheimen Räthe bei ſich, damit er, wofern etwas Neues vorfiele, mit ihnen ſich berathſchlagen konnte. Fiel nichts Neues vor, ſo ſuchte er Gelegenheit, ſich

mit ihnen über Dinge des allgemeinen Nutzens zu beſprechen oder Manches von ihnen zu erfahren.

Es iſt kaum glaublich, was für Mühe und Anſtrengung es ihn koſtete, Audienzen zu ertheilen und Denjenigen zu antworten, die ſeine Hilfe in Anſpruch nehmen. Dennoch nahm er dieſe Arbeit gern und ſtarkmüthig auf ſich. Leicht war es, bei ihm vorzukommen; und Niemand wies er aus Überdruß oder aus dem Grunde ab, weil ſeine Angelegenheit zu unbedeutend geweſen wäre. Als er einmal viele Stunden nach einander Audienz gegeben hatte, wendete er ſich an Einen ſeiner vertrauten Diener, und ſprach: »Gern höre ich Jedermann an; und noch lieber wollte ich ſie hören, wenn ſie ſolche Dinge vortrügen, die entweder zu dem öffentlichen Wohl oder zum Nutzen der Einzelnen gereichten. Es iſt beſchwerlicher unnütze, als viele Dinge anzuhören.«

19.

Von ſeinen Erholungen.

Es pflegte der Kaiſer zu gehöriger Zeit auch der Erheiterung des Gemüthes und der Übung des Körpers etwas zu geſtatten. In ſeiner Jugend erluſtigte er ſich mit Turnieren und Ringelrennen; und zwar hielt er dieſe Übungen mit Ruhm und großer Gewandtheit ab; denn meiſt trug er den Sieg und, nach dem Urtheil der Kampfrichter, den Dank davon. Er liebte auch die Muſik und den Geſang, und pfleg-

te berühmte Tonkünſtler und Sänger mit großen Unkoſten an ſeinen Hof zu berufen, theils den Staatsgeſchäften mit erheitertem Gemüthe um ſo leichter und beſſer abzuwarten; theils auch den Gottesdienſt durch ſtattliche Muſik um ſo mehr zu verherrlichen. Und erreichte er dies, ſo hielt er alle Unkoſten für gut angewendet; da er für die Förderung der göttlichen Ehre nie zu viel aufgewendet glaubte.

Gern wohnte er in frühern Zeiten Comödien und theatraliſchen Vorſtellungen bei. Da er aber auch ſogar Beluſtigungen gern zur Vermehrung ſeiner Frömmigkeit verwenden wollte, waren jene Comödien ihm jederzeit höchlich zuwider, die entweder allzu lächerlich, oder minder züchtig und ehrbar waren. Gar ſehr liebte er dagegen die Comödien, wo Heilige, z. B. Alexius, Cäcilio, Auguſtinus oder irgend Märtyrer auf der Bühne dargeſtellt wurden, wie ſie ritterlich für den Glauben kämpften. Stellte ein Schauſpieler ſein Rolle fromm und mit Beifall dar, dann gewann er ihn lieb und ward ihm in Gnaden gewogen. Einigen Studenten ließ er eine Stelle in den, von ihm geſtifteten Seminarien anweiſen, weil ſie ihre Rollen gut geſpielt hatten; Andern verlieh er andere Gnaden; oder unterſtützte ſie ſonſt. Ich weiß, daß er Einige, nachdem ſie ihre Studien vollendet hatten, Andern vorgezogen; und ſie, wenn ſie Prieſter waren, auf beſſere Pfarreien, oder aber zu einträglichern Ämtern befördert hat, weil er ſich erinnerte, daß ſie in der Comödie die Perſon irgend

eines Heiligen anſtändig und mit Würde dargeſtellt hatten.

Die Jagd und die Reigerbeitze liebte er von ſeiner Jugend an bis in ſein Alter. Dieſe Liebe flößte ihm erſtens das Beiſpiel ſeines Vaters, dann aber der Rath der Aerzte ein. Gar ſehr war ſein Vater, der Erzherzog Carl, der Jagd ergeben geweſen. Immer auch hielten die Aerzte dafür, dieſe Übung ſei ſeiner Geſundheit ſehr nothwendig. Dazu kam auch noch, daß er ſich an die Strapatzen des Krieges gewöhnen wollte, wenn etwa der Fall einträte, daß er ſolche zu beſtehen hätte; welchen Strapatzen die der Jägerei nicht unähnlich ſind; wie Diejenigen allerdings wiſſen, welchen bekannt iſt, daß die Weidmannſchaft eine Schule des Kriegsweſens genannt wird. Dieſen Urſachen gab er zuweilen noch eine vierte, nicht unerhebliche bei; nämlich, daß bei den Höfen der Kaiſer und Könige Manche ſich aufhalten, welchen der Müſſiggang eine Veranlaſſung zum Böſen iſt. Solchen, ſprach er, müſſe ihr Herr durch die Jagd Beſchäftigung geben, um ſie von Thorheiten abzuhalten. Übrigens geſtattete er ſich auch dieſe Art Unterhaltung nicht, ohne dadurch Andern zu nützen. Denn das Wild, das er erlegte, ließ er nicht nur unter die Botſchafter und fürſtlichen Perſonen, ſondern meiſt unter die armen Klöſter vertheilen. In den Wäldern ſelbſt gab er den Bauern Audienz, hörte ſie dort an, als ob er zu Gerichte ſäße, vernahm ihre Beſchwerden, und tröſtete ſie mit Worten und durch Thaten. Um ſolche Zeit forſchte er auch

nach dem Schaden, den ihnen das Wild zufügte, hieß Jeden ſeinen Schaden ſchätzen, und bezahlte ihm gewöhnlich mehr als die Summe, die er angab. Hier will ich auch nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß er, wenn etwa ein armer Bauersmann auf der Jagd von einem Wildſchwein verletzt wurde, denſelben auf der Stelle in die Stadt abführen, von den kaiſerlichen Wundärzten heilen, und nach ſeiner Wiederherſtellung neu kleiden ließ und wohl beſchenkt zu den Seinigen zurückſandte. Ich will zwar nicht in Abrede ſtellen, daß wegen dieſer Jagdluſt des Kaiſers viele Klagen entſtanden; nämlich die Unterthanen würden dadurch beſchwert und übel gehalten. Indeſſen wußte der Kaiſer um Manches nicht; und Vieles, das er zu beſſern und abzuwenden befahl, ward etwa von Denjenigen, denen ſolches oblag, und die der Kaiſer deßhalb ernſtlich erinnerte, minder fleißig gethan als es hätte geſchehen ſollen.

20.

Von ſeiner vorſichtigen und klugen Weiſe zu regieren.

In der Regierung des Römiſchen Reiches und ſeiner Länder, ſo wie in der Fürſorge für ſeine Völker ſtützte er ſich auf erhabene und wahrhaft göttliche Grundſätze, die falſche und argliſtige Politik, deren ſich heut zu Tage Manche bedienen, ſchloß er vor allen Dingen von der Weisheit aus. Er erachtete »es könnten niemals klug Diejenigen handeln, die mit

Betrug umgingen und Gott und die Religion miß⸗brauchen; und es ſei große Thorheit, die Königrei⸗che, die von Gott allein gegeben werden, durch ſol⸗che Mittel erhalten zu wollen, die Gott verhaßt ſind.« — Daher hielt er den Eifer, die Ehre Gottes zu beſchützen und zu vermehren, für die Grundveſte der wahren Klugheit und Politik. Vor allen Dingen ſollte man ſeines Bedünkens dahin ſehen, daß die Ehre Gottes nicht beeinträchtiget werde; und dann erſt für das Übrige ſorgen. Zu Regensburg ſagte er eben am neuen Jahrestage im Vertrauen zu einem frommen Ordensmanne: »Es erfreue ihn, daß ſein Sohn Ferdinand zum Römiſchen König erwählt wor⸗den ſei; nicht weil er ſeinen Sohn auf dem Thron ſehe, ſondern weil er auf dem Thron einen Mann ſehe, deſſen Richtſchnur in der Regierung die Sorge für die göttliche Ehre und der Eifer für die Ver⸗breitung der katholiſchen Religion, ſo wie für das Heil ſeiner Unterthanen und des Vaterlandes ſei; denn dies ſeien die Grundſätze der wahren Politik, die alles Lob verdienten.«

Lieber wollte er, daß ſeine Räthe durch Gottes⸗furcht, als durch andere Gaben ausgezeichnet wä⸗ren. Zwar ſuchte er Männer, die durch Scharfſinn und Erfahrung in den Geſchäften berühmt wären; doch vorzüglich ſuchte er ſolche, die durch Frömmig⸗keit und Gottesfurcht Andere überträfen. Gern auch ſah er, daß Jeder ſeine Anſicht und Meinung frei her⸗ausſagte. Ich fand von des Kaiſers eigener Hand geſchrieben: »Er haſſe bei Berathſchlagungen die

ſtummen Hunde; und es mißfielen ihm Diejenigen, die durch das Anſehen irgend eines Andern ſich zu einer Meinung hinreißen ließen, die ſie ſonſt nicht billigten; er liebe aber die, welche treuherzig, aufrichtig, frei, jedoch beſcheiden heraus ſagten was ſie meinten.« — Es geſchah mehr als Einmal, daß er die Freiheit eines Solchen, der ſeine Anſicht vortrug, nicht nur lobte, ſondern auch vertheidigte. Wenn etwa Einer aus den Höhern es übel zu nehmen ſchien, daß ein Geringerer eine, der ſeinigen entgegen geſetzte Meinung im Rathe verfocht, nahm der Kaiſer ſich ſeiner an, und bewirkte durch ſeinen Schutz, daß auch die Andern mit aller Freiheit ſich ausſprachen.

Bei Beſchließung wichtiger Dinge, ganz beſonders aber wenn es das Leben eines Menſchen betraf, ging er folgender Weiſe zu Rathe. Vor Allem ſuchte er ſein Gemüth von aller Verwirrung zu befreien; dann bedachte er die Sache fleißig vor Gott, erſuchte auch Andere, beſonders Ordensleute um ihr Gebet; hierauf forderte er den wohl bedachten und ſorgfältig erwogenen Rath weiſer Männer, und beſchloß in derlei Dingen gewöhnlich nach den Stimmen der Meiſten. Denn er pflegte zu ſagen, »es ſei ſicherer, den Räthen zu folgen, wenn auch zuweilen der Ausgang der Sache fehlſchlage; als ſeinem eigenen Kopfe zu folgen.« — War es nicht wohl thunlich, daß er eine Sache mit den Räthen verhandelte, ſo flehte er Gott und ſeine Heiligen um ſo inbrünſtiger um Rath an. Der Magiſtrat zu Wien hatte verbo-

ten, daß irgend ein Bürger nach Hernals hinaus liefe, die proteſtantiſchen Prediger anzuhören. Dies nahmen die proteſtantiſchen Herren und Stände ſehr übel, pochten bei dem Kaiſer auf ihre Privilegien und Freiheiten, und beklagten ſich bitter, daß ihre Gerechtſame hierdurch geſchmählert würden. Die ganze Zeit hindurch, während welcher ſie nun ihre Sache vortrugen, bezeichnete der fromme Kaiſer heimlich ſein Herz mit dem Zeichen des Kreuzes und bat Gott innerlich, nicht zu geſtatten, daß in der Antwort ihm Ein Wort entfiele, das weder dem wahren Glauben zum Nachtheil gereichte, noch die Proteſtanten heftiger erbitterte.

Wenn irgend eine Sache von bedeutender Wichtigkeit zur Berathſchlagung ſich ergab, wobei etwa Gefahr unterlief, daß neue Kriege oder Unruhen entſtänden, beſchränkte er ſich nicht darauf, nur Eine Rathsverſammlung anzuhören, ſondern er wollte die Meinung mehrerer Collegien vernehmen. Als dies einmal in der Mantuaniſchen Angelegenheit ſich ereignete, ſchrieb er eigenhändig an die Präſidenten aller Rathscollegien, »die Räthe ſollten wohl bedenken, was ſie in einer ſo hochwichtigen Sache riethen; und hierin nichts anderes angeben als was ſie, vor Gottes Richterſtuhl befragt, ſich getrauten, unerſchrocken verantworten zu können.« Und dieſen, ſeinen Befehl verordnete er, ſämmtlichen Räthen vorzuleſen, ſo oft ſie zur Berathſchlagung über dieſe Sache zuſammen kämen. Betraf die zu berathende Angelegenheit die Religion, ſo forderte er zuerſt die

Gottesgelehrten verſchiedener Schulen auf, ihre Gutachten, und zwar ſchriftlich abzugeben, um ſolche fleißiger zu erwägen; dann berief er Cardinäle, Biſchöfe und Andere, von welchen er wußte, daß ſie der katholiſchen Religion vorzüglich zugethan waren, zur Berathung; und, waren ſie im Begriff ſich auszuſprechen, ſo ermahnte er ſie und ſprach, »ſie ſollten die Religion vor Augen haben, und rathen was ſie einſt vor Gottes gerechtem Gerichte verantworten könnten; er werde ihrem Rathe mit Sicherheit nachgeben, da er hierzu gelehrte, fromme und Perſonen aus dem Stande erwählt habe, welchen die Beſchützung der Religion vorzüglich anginge.« Dieſe Weiſe, Rath zu halten wendete er damals an, als von dem Sächſiſchen Frieden gehandelt wurde; von welchem ich anderwärts geſchrieben habe.

Es ergab ſich zuweilen, daß eine Angelegenheit ſolcher Art vorkam, daß ſie durchaus geheim verbleiben mußte, und nicht im öffentlichen Rathe verhandelt werden durfte. In ſolchen Fällen ließ der Kaiſer nicht alle Räthe zugleich, ſondern einzeln kommen, und verlangte von jedem Einzelnen ſein beſonderes, und zwar nicht mündliches, ſondern ſchriftliches Gutachten. Dies aber that er mit ſo großer Vorſicht und Behutſamkeit, daß keiner vermuthen konnte, es ſei noch ein Anderer außer ihm zu Rathe gezogen worden. Dadurch erreichte er zwei Dinge, erſtens daß er die Meinungen Verſchiedener hörte; zweitens aber, daß keiner es wagen durfte, die Sache zu verrathen; denn da Jeder erachtete, der Kaiſer habe

ihm allein das Geheimniß anvertraut, mußte auch Jeder fürchten, daß wofern die Sache auskäme, ihm allein, und keinem Andern die Schuld deſſen beigemeſſen würde.

21.

Von ſeiner Nächſten- und Feindesliebe.

Wer da wiſſen will, wie inbrünſtig Kaiſer Ferdinand ſeinen Nächſten liebte, der betrachte nur ernſtlich die Arbeiten und Gefahren, die er gern und willig auf ſich nahm, ſeine ihm untergebenen Völker von dem Irrthum zur wahren Religion zurückzuführen. Niemand, der ſeine Unterthanen nicht aufs innigſte liebte, hätte gethan und gelitten was er gethan und gelitten hat. Es ergab ſich einmal die Rede von dem Eifer, mit welchem er die Reformation ſeiner Länder betrieb, da ſagte der Kaiſer: »Gar ſehr irren die Unkatholiſchen, wenn ſie glauben, ich ſei ihr Feind, weil ich ihnen die Ketzerei verbiete. Wahrlich ich haſſe ſie nicht; ich liebe ſie; denn liebte ich ſie nicht, ſo wäre ich aller Sorge überhoben und ließe ſie irren. Gott iſt mein Zeuge, daß ich ſie ſo ſehr liebe, daß ich ihr Heil ſogar mit meinem Leben befördern wollte. Wüßte ich, daß ich durch meinen Tod ſie zu dem wahren Glauben zurückrufen könnte, ſo wollte ich noch in dieſer Stunde dem Scharfrichter meinen Hals darbieten.«

Niemals hörte man ihn, dem Nächſten übel nachreden. Verleumdete aber ein Anderer in ſeiner Gegenwart, ſo nahm er es ihm ſehr übel, und gab ihm zu verſtehen, daß jedes Wort ihm mißfiele, wodurch eines Andern guter Ruf verletzt würde. Ja er wollte, daß der gute Ruf nicht nur der Lebenden, ſondern auch der Verſtorbenen unangefochten bliebe; duldete es auch nicht, daß man von einem Todten übel redete, ſelbſt nicht in ſolchen Dingen, die während ſeines Lebens ihm mißfällig geweſen waren. Beſorgt um das Heil der Verbrecher, die zum Tod verurtheilt wurden, fragte er immer eifrig, ob ſie vor ihrem Tode ſich mit Gott verſöhnt hätten? Mit den leidenden Seelen im Reinigungsfeuer hatte er zartes und beſonderes Mitleid. So oft er vernahm, daß Einer ſeiner Bekannten geſtorben, oder daß irgend ein Treffen vorgefallen war, ließ er alsbald für Denſelben und für die, auf dem Schlachtfelde gebliebenen Katholiken Meſſen in großer Anzahl leſen, wohnte auch ſelbſt dem heiligen Opfer bei und betete inbrünſtig für ſie. Hierher gehört auch, daß er ein langes Verzeichniß ſolcher Heimgegangenen hatte, für die er täglich betete, der Päpſte, Kaiſer und katholiſchen Könige, die zu ſeiner Zeit gelebt hatten, ſo wie auch der Räthe, die ihm gedient hatten, und in ſeinen Dienſten geſtorben waren; auch ſeiner ehemaligen Beichtväter, und was noch mehr zu verwundern iſt, gemeiner Ordensleute, die er geliebt hatte, und von welchen er erachtete, daß auch ſie ihn geliebt hätten.

Zumal war ſeine Nächſtenliebe erſtaunlich groß gegen ſeine Feinde und Widerſacher. Zur Zeit, als ſo ſehr Viele, ſowohl In= als Ausländer ſich gegen ihn verſchworen hatten, betheuerte er in meiner Gegenwart, es ſei kein Menſch auf Erden, dem er übel wolle. Ob auch ſehr Viele ſich laut als ſeine Feinde erklärten, erklärte doch er ſelbſt ſich als keines Menſchen Feind; und war es auch nicht. Unter Allen, die gegen Ferdinand die Waffen führten, war vielleicht Guſtav Adolph, der Schwedenkönig, ſein grimmigſter Feind. Als nun nach der Schlacht bei Leipzig von demſelben die Rede war, und erzählt ward, wie trefflich er die Schlacht geordnet habe, ſagte Ferdinand: »Er iſt ein ausgezeichneter Fürſt und ein erfahrener Feldherr; Schade nur, daß er eine böſe Sache vertheidigt!« — So ſehr liebte der Kaiſer ſeinen Feind, daß er ihn gern lobte, wo er glaubte, daß er des Lobes würdig war.

Täglich nahmen die Übel überhand, und ein Krieg entſpann ſich aus dem andern. Da man aber glaubte, es ſeien nur wenig Perſonen, welche alle dieſe Unglücksfälle durch ihr Anſehen und ihr Anſtiften unterhielten, fanden ſich Solche, welche ſich antrugen, die Rebellenhäupter und Urheber dieſer Übel aus dem Wege zu räumen. Einer derſelben verlangte nur, daß, wenn es nach vollbrachter That, ihm widerfahren ſollte, gefangen oder getödtet zu werden, der Kaiſer für ſein Weib und ſeine Kinder ſorgen möchte. Der Kaiſer aber ließ demſelben ſagen, »Dies ſei weder chriſtlich noch kaiſerlich; er wolle ſei=

ne gerechte Sache öffentlich und mit den Waffen verfechten; den Ausgang und alles Übrige aber ſtelle er Gott anheim, und werde ſolches Ihm immer anheimſtellen.

Jemand erzählte in Gegenwart des Kaiſers und anderer großen Herren, in der letzten Schlacht ſei der Befehlshaber des feindlichen Heeres mit einer Kugel durch den Arm geſchoſſen worden. Hierauf erwiederte Einer aus den Hofleuten, der Soldat habe gröblich gefehlt; denn er hätte ihm das Herz und nicht den Arm durchſchießen ſollen. Der Kaiſer aber antwortete ihm mit Unwillen: »Ich bitte Euch, mit welchem Gewiſſen dürfet ihr euerm Nächſten ein ſo großes Uebel wünſchen?« — Nicht liebreicher hätte er von einem Freunde reden können, als er von ſeinem Feinde geſprochen hat.

Hierher gehört auch die beſondere Güte, mit welcher er ſo viele ſeiner Feinde wieder zu Gnaden aufnahm, als viele ihn um Verzeihung baten; und zwar nicht nur aus dem gemeinen Volke, oder aus den Rittern, Freiherren und Grafen, ſondern auch aus den Fürſten und Häuptern der Rebellen; wobei er öffentlich erklärte, er ſei keines Menſchen Feind; vielmehr wünſche er, daß Jeder vom Böſen abſtehen möchte. Den Fürſten von Anhalt, der früher dem Pfalzgrafen Friedrich als Generallieutenant gegen den Kaiſer gedient hatte, nahm er nicht nur gütig, ſondern auch mit ausgezeichneter Ehre auf, als er ſich demüthigte; denn er zog ihn zum Erſtaunen, um nicht zu ſagen, zum Ärger der Anweſenden

zu einer Tafel, wo er mit ſeinen Kindern ſpeiste. Dem Pfalzgrafen Friederich, der die Krone Böhmens durch ein Hauptverbrechen ihm und ſeinem Sohne geraubt hatte, und in das Königreich eingedrungen war, ließ er Verzeihung antragen; und gewiß auch hätte er ihn wieder in einen guten Theil ſeiner Länder eingeſetzt, wenn er nicht durch ein neues Verbrechen mit Guſtav Adolph zu jener Kriegsexpedition ſich verbunden hätte, in welcher er auch das Leben ließ. Jedermann weiß, und ich habe auch anderswo davon geſprochen, daß er ſeinem Sohne Carl Friedrich die nämliche Verzeihung antrug, und ſie ihm auch erwieſen hätte, wenn dieſer junge Herr des Kaiſers Huld hätte erfahren wollen.

Alle aber, die er einmal wieder zu Gnaden aufgenommen hatte, liebte er ſo, daß es ſchien, als erinnere er ſich gar nicht, daß ſie jemals ſeine Feinde geweſen wären. Viele ſetzte er wieder in ihre vorigen Ehren ein; Viele auch erhob er zu noch größern. Ich weiß, daß Manche dieſe ſo große Huld als einen Fehler an ihm tadelten. Daher entſtand jene Rede, es ſei beſſer, die Herren von Öſterreich beleidigen und ſie dann um Verzeihung bitten, als nie etwas wieder ſie thun; und Diejenigen ſeien beſſer bei ihnen daran, die einmal böſe, als Jene, die immer gut geweſen wären. Doch die eigentliche Tugend großer Fürſten iſt die Huld. Dadurch kommen ſie Gott am nächſten, der oft einen reuigen und bußfertigen Sünder höher als Diejenigen erhebt, die niemals große Sünden begangen haben.

22.

Seine Freundlichkeit und Güte gegen Alle.

Dieſe Tugend lobten ſogar ſeine Feinde an Ferdinand. Ich weiß, daß einmal Einer aus dem feindlichen Lager eigens darum nach Wien kam, des Kaiſers Menſchenfreundlichkeit, die auch bei den Feinden berühmt war, mit Augen zu ſehen und zu erfahren. Niemand hatte je Audienz bei ihm, der nicht hernach ſeine Güte und Freundlichkeit höchlich gerühmt hätte. Ich will an einem andern Orte das glänzende Zeugniß des Erzbiſchofs und Churfürſten von Cöln von den Tugenden des Kaiſers anführen. Hier will ich nur etwas Weniges davon ſagen. Dieſer hochweiſe Fürſt pflegte, wenn er die Leutſeligkeit Ferdinands lobte, zu ſagen, dieſelbe ſei ſolcher Art, daß ſie die Herzen der Menſchen raube, die Furchtſamen ermuntere, die Ängſtlichen beruhige, die Betrübten tröſte und Niemand traurig ausgehen laſſe.

Es erging die Rede, der Kaiſer würde den Frohnleichnams-Proceſſionen zu Steyer, zu Wels, zu Ens und zu Linz beiwohnen. Sobald die unlängſt aufrühriſchen Bauern dies erfuhren, ſtrömten ſie in Schaaren herbei, den Kaiſer zu ſehen. Da ſie nun ſahen, wie aus ſeinem Gang, aus ſeinem Angeſicht, aus ſeinen Augen und aus allen ſeinen Geberden die freundlichſte Güte und Milde hervorleuchtete, wurden ſie davon ſo gänzlich überwunden und gefangen, daß ſie ausriefen, nie und nimmer hätten ſie des

Aufruhrs ſich vermeſſen, deſſen ſie ſich vermaßen, wenn ſie den Kaiſer früher auch nur ein einziges Mal geſehen hätten; denn er ſei die Güte und Freundlichkeit ſelbſt.

Es war nicht nothwendig, ſich lange zu bemühen, um bei ihm vorgelaſſen zu werden. Gern gewährte er die begehrten Audienzen; und zwar wenn anders möglich, zu einer Stunde, die er für Diejenigen, die ſolche begehrten, als die gelegenſte erachtete. Er hörte Manchen einige Stunden lang an; und zwar nicht nur ohne Überdruß und Widerwillen, ſondern mit heiterm und lächelndem Angeſichte. Nicht ſelten pflegte er, wenn die Angelegenheiten der Bittenden abgethan waren, vertraulich mit ihnen zu reden, und ſie um den Stand ihrer Geſchäfte, um ihre Kinder, um ihre Heimath zu befragen. Es ſchien gleichſam als redete ein Vater mit ſeinem Sohne, ein Bruder mit dem Bruder; ſo freundlich war des Kaiſers Huld gegen ſeine Unterthanen. War er geſund, ſo gab er ſtehend Audienz, oder lehnte ſich ein wenig an den Tiſch; konnte er ſeiner Kränklichkeit wegen nicht ſtehen, ſo ließ er gar oft Demjenigen, den er anhörte, einen Stuhl geben; beſonders ſeinem Beichtvater oder andern Geiſtlichen.

Wenn irgend ein Adeliger oder ein Prieſter, den er entweder von Angeſicht oder dem Rufe nach kannte, aus der Ferne nach Hofe kam, und der Kaiſer ihn im Vorübergehen oder ſonſt wo ſah, reichte er demſelben alsbald die Hand und grüßte ihn mit freundlichen Worten. Es pflegen, wenn der Kaiſer

ſeinen Einzug in eine Stadt hält, die Rathsherren den Himmel zu tragen, und ihn darunter in die Kirche oder in den Pallaſt zu begleiten. Bei ſolchen Gelegenheiten bewunderten oft Viele Ferdinands große Freundlichkeit. Zuweilen beſprach er ſich auf dem ganzen Wege überaus liebreich mit den Rathsherren, und erkundigte ſich, wie es um die Stadt ſtehe; wie die Bürger ſich nährten; wie es ihnen ſonſt erginge. — Wenn er erfuhr, daß irgend Einer ſeiner vorzüglichſten Diener oder Beamteten krank wäre, ſandte er täglich, ſolchen zu beſuchen, ließ ihn grüßen und fragen, wie er ſich befände; ob die Krankheit ab- oder zunähme. Oft ſandte er ſeinen Leibarzt dahin, einen ſolchen Kranken ſorgfältig zu behandeln. Und dieſe Milde erzeigte er nicht nur gegen Solche, die in der Stadt erkrankt waren, wo er ſelbſt ſich befand, ſondern auch gegen Andere, die oft ſehr weit von der Stadt entfernt waren. Zeugen deſſen ſind Herr Cardinal Paßmann, Erzbiſchof zu Gran, Herr Graf Nicolaus Eſterhazi, Pfalzgraf von Ungarn, und ſehr viele Andere.

Übrigens erzeugte dieſe huldvolle Herablaſſung und Güte durchaus keine Geringſchätzung des Kaiſers bei dem Volke; umgekehrt vielmehr erhöhte ſich die Achtung und Liebe für ihn, denn er ſetzte die Majeſtät durch die Leutſeligkeit nicht herab; durch dieſe milderte er jene, ohne ſie zu unterdrücken. Daher geſchah es auch zuweilen, daß gerade Diejenigen, die wegen ſeiner Freundlichkeit ein Herz gefaßt hatten mit ihm zu reden, wegen der Majeſtät verſtummten.

Man weiß, daß der Botſchafter des Tartarenkönigs in des Kaiſers Gegenwart ſprachlos ſtand. Und als hernach der Dollmetſcher ihn befragte, warum er vor einem ſo huldreichen Fürſten ſo gänzlich verſtummt wäre? antwortete er, er ſei von dem Glanze geblendet worden, den die Majeſtät des Kaiſers ausſtrahle.

23.

Von ſeiner, mit Huld vereinten Gerechtigkeit.

Herr Anſelm Caſimir, Erzbiſchof und Churfürſt von Mainz nennt in einem Schreiben vom 23. Mai 1637 Ferdinand einen Eiferer der Gerechtigkeit im römiſchen Reiche, und den preiswürdigſten Beſchützer derſelben. Und wahrlich, da er erkannte, daß die Königreiche ganz vorzüglich durch dieſe Tugend beſtehen, lag ihm nichts ſo ſehr am Herzen, als Jeglichem ſein Recht zu ſprechen, oder ihn dabei durch ſeinen Schutz zu erhalten. Wenn eine Sache gerichtlich zu verhandeln war, nahm er bei den Parteien weder auf Verwandtſchaft, noch auf Ämter und Würden, noch auf Anſehen Rückſicht. Es war vergeblich, hinter die Macht irgend eines Großen ſich zu verbergen, oder ſeine Hoffnung darauf zu bauen; denn er blieb unbeweglich, und neigte ſich nirgend hin, außer wohin die Gerechtigkeit anzog. Es kam einmal ein angeſehener Fürſt aus Italien nach Wien in Angelegenheiten, die ein bedeutendes Reichslehen betrafen.

Die Rechtſchaffenheit und freundlichen Sitten dieſes Herrn gefielen dem Kaiſer ungemein wohl, ſo daß er ſehr vertraulich mit ihm umging und ihm beſonders gewogen war. Da er nun des Kaiſers Sinn und Gemüth kannte, ſchien er nicht zu zweifeln, er würde die Sache ihm zuſprechen. Nachdem aber dieſe Rechtsſache erörtert und wohl erwogen war, ſprach der Kaiſer wider dieſen Fürſten. Je mehr aber Einige hierüber ſich verwunderten, um ſo mehr erhoben Andere die Gerechtigkeitsliebe des Kaiſers. Einer indeſſen fragte den Monarchen, auf welche Weiſe er ſich künftig gegen dieſen Fürſten benehmen würde? Er aber antwortete: »Genau wie zuvor ehe das Urtheil geſprochen war; mir geziemt es nicht, wegen beſonderer Freundſchaft von der Billigkeit abzugehen; und ihm geziemt es eben ſo wenig, für eine Schmählerung meiner Liebe gegen ihn zu deuten, daß ich der Gerechtigkeit gemäß gehandelt habe.«

Es geſchah am 1. Februar 1608, daß Georg Banffy, ein ungariſcher Freiherr, in einem Aufſtand zu Rackersburg ums Leben kam. Nun beſchuldigten einige Ungarn den Befehlshaber der Beſatzung, als ſei er die Urſache dieſer Ermordung; und wenige Tage hernach ward beinahe die ganze Stadt durch eine ſchreckliche Feuersbrunſt in Aſche gelegt. Es erging auch das Gerücht, es würde einem großem Theile Steyermarks nicht anders ergehen, wofern der Kaiſer den Befehlshaber nicht am Leben beſtrafe. Einige Räthe wollten auch den Kaiſer bereden, er ſollte, der beleidigten Partei Genugthuung zu verſchaffen

und die ſo ſchwere Gefahr von dem Lande abzuwenden, dem Commandanten den Kopf abſchlagen laſſen. Er aber antwortete: »Ich werde es nimmermehr dulden, daß dem Commandanten etwas am Leben geſchehe, wenn er es nicht verſchuldet hat. Weder Drohungen noch Gefahren werden mich zu einer Ungerechtigkeit bewegen; und wenn auch das ganze Land darüber ſollte abgebrannt werden; ja wenn ſogar ich ſelbſt mit Weib und Kindern darüber betteln gehen müßte.«

In Criminalſachen, wo es dem Leben und Blute eines Menſchen galt, zögerte er gar ſehr mit ſeinem Ausſpruch; ließ die Sache mit größtem Fleiß von den Richtern durchforſchen und ſich ſelbſt alle einzelnen Umſtände referiren. Ja er befahl auch wohl, den Handel zwei bis dreimal von neuem durchzuſehen, und empfahl ſolchen dem Gebet frommer Ordensleute; damit ja aller Irrthum verhütet würde. Das Urtheil, das zu Regensburg über Diejenigen gefällt wurde, die im Verdacht waren, als hätten ſie an der Verſchwörung des Herzogs von Friedland Theil genommen, ließ er aufs neue durchſehen, erwog die Sache mit den Seinigen bis zum dritten und vierten Mal, flehte ſelbſt und erſuchte auch Andere, Gott um ſein Licht in dieſer Sache anzuflehen. Wenn er irgendwo den Ausſpruch beobachtete: **Eile mit Weile!** ſo beobachtete er ſolchen, wenn er ein richterliches Urtheil auszuſprechen hatte.

So oft er ſah, daß weder das öffentliche Wohl noch der Nutzen Einzelner dadurch beeinträchtiget

wurde, milderte er die Strenge der Gerechtigkeit durch die Lieblichkeit der Gnade; eine Art Laſter ausgenommen, von welchem im 15. Capitel die Rede war. Kaum ließ er ein einziges Urtheil über Verbrecher hingehen, ohne ſolches zu mildern oder zu vermindern. Bald veränderte er die Strafe ſelbſt, bald den Ort, bald die Zeit derſelben; bald hob er einen Theil der Strafe auf, bald ertheilte er völlige Begnadigung. Wenn die Beſtrafung Einer Perſon zur Gerechtigkeit genügte, ließ er es nicht zu, daß ihrer mehrere beſtraft würden. Nimmer ließ er es einer ganzen Familie zur Unehre oder zum Nachtheil gereichen, wenn Einer oder der Andere aus derſelben, ſogar des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſich ſchuldig gemacht hatte; und wollte auch nicht, daß dem Vater des Sohnes, oder dem Sohne des Vaters, oder dem Bruder des Bruders Verbrechen zum Schaden oder zur Schande gereichen ſollte. Er tröſtete einſt die Kinder eines Verbrechers, dem das Leben nicht konnte geſchenkt werden, und ſagte ihnen des Vaters Verbrechen würde ihnen durchaus keinen Schaden bringen. Ja er fügte noch bei, er ſelbſt wolle Vaterſtelle an ihnen vertreten, wenn anders ſie ſich aufführten wie es ſich gezieme. Wiewohl er aber ſo ſehr ſich bemühte, die Gerechtigkeit zu handhaben, und zu verhüten, daß Jemand Unrecht geſchehe, daß er oft ſagte: »er wolle lieber ſterben als Unrecht thun,« ſo brachte er es vielleicht dennoch nicht dahin, daß bei keinem Richterſtuhle irgend wäre gefehlt worden; doch kann ich gewiß verſichern,

daß mit ſeinem Wiſſen und Willen dies niemals geſchah. Kein Fürſt kann Alles wiſſen; wie immer er die Augen offen habe, bleiben ihm dennoch nothwendig viele Dinge verborgen.

24.

Seine Freigebigkeit und Großmuth.

Es dürfte überflüſſig ſcheinen, dieſe Tugend mühſam an Ferdinand zu erweiſen. Es iſt eine allgemeine Meinung, daß kaum jemals ein römiſcher Kaiſer auf dem Throne ſaß, der mit Ferdinand an Freigebigkeit ſich vergleichen ließe. Wenn ich hier Alles anführen wollte was ſeine Freigebigkeit für die Menſchen gethan, würde ich ſo übermäßig ſchreiben müſſen als Viele erachten, Ferdinand ſei übermäßig in ſeinen Gaben geweſen. Einer aus den angeſehenſten Herren des Hofes pflegte zu ſagen: »Es wäre zu wünſchen, Ferdinand hätte etwas von den beiden Hauptſünden, dem Geitze und dem Zorne an ſich.« Denn er war über allen Glauben ſanftmüthig, und freigebig über alles Maß. Ob er auch ohne Unterlaß ſchenkte und Wohlthaten erzeigte, ſchien es ihm dennoch, er habe ſeinem höchſt großmüthigen Herzen nimmer Genüge gethan. Er ſagte zuweilen ſcherzweiſe: »Es würde ihn ungemein erfreuen, wenn Gott in ſeinen Landen ein neues und ſehr reiches Goldbergwerk eröffnete; nicht damit er Schätze für ſich ſammelte, ſondern damit er immer ſo viel zur Hand

hätte als Andere verlangten, und er gern geben möchte.« — Ich will nicht weiter fortfahren von ſeiner Freigebigkeit oder Großmuth zu ſprechen; nothwendiger bedünkt es mich, ſolche in Schutz zu nehmen als darzuthun. Denn wenn irgend etwas an ihm getadelt wurde, ſo waren es ſeine reichlichen und, ſo zu ſagen, verſchwenderiſchen Schenkungen. Man beſchuldigte ihn, er habe über ſeine Kräfte, und über die Verdienſte der Leute verſchenkt; er habe die Geiſtlichen und Klöſter reich gemacht; die Kriegesoberſten und Soldaten beinahe vergoldet; ſeine Räthe mit Reichthum und Gütern überladen; indeſſen ſeien die Schulden nicht bezahlt, die Gläubiger um das Ihrige gebracht, die Armen, Witwen und Waiſen nicht befriediget worden.

Es iſt keineswegs meine Abſicht, hier eine Vertheidigungsſchrift zu ſchreiben. Hinſichtlich der Gnadengaben aber, wodurch, dem Vorgeben ſeiner Tadler zufolge, die Bezahlung der Schulden wäre verhindert worden, kann ich Folgendes verſichern. Erſtens ward die Entrichtung der Schulden keineswegs alſo verabſäumt, als Einige es ſich einbilden. Ich weiß, daß bedeutende Schulden bezahlt wurden; und zwar entweder mit baarem Gelde oder mit Einantwortung liegender Güter. Überdies gab der Kaiſer im Jahr 1628 zu Prag Befehl, daß aus der böhmiſchen Kammer jedes Jahr 50,000 Gulden allein dazu ſollten beſtimmt werden, die armen Hofparteien zu befriedigen, die den Kaiſern Rudolph oder Mathias ehedem gedient hatten, und allen ihren Anſprü-

chen genug zu thun. Was aber in Böhmen, das geſchah auch in andern Provinzen. So oft vorkam, daß Jemand, der Forderungen an die Kammer hatte, in der Noth ſei, ward alsbald angeordnet, ihn zu bezahlen.

Dies bei Seite geſetzt, ſehe ich, daß es nicht minder des Kaiſers Pflicht war, wie ſie es nennen, Schenkungen zu machen, als Schulden zu bezahlen; ja daß es oft billig war, Letzteres dem Erſten vorzuziehen. Es waren damals ſchwierige Zeiten, in welchen nicht nur Privatangelegenheiten, ſondern auch das allgemeine Wohl in Gefahr ſchwebte; und Eines ſowohl als das Andere durch die Waffen beſchützt werden mußte. Im Felde waren tapfere Soldaten, zu Hauſe weiſe Räthe nothwendig. Jene mußten mit dem Schwerte, dieſe durch Klugheit und beſonnenen Rath dem Fürſten Königreiche und Länder, den Privatperſonen Haus und Hof, Äcker und Weingärten, Schlöſſer und Dörfer beſchützen und erhalten. Konnte alſo wohl der Kaiſer umhin, ſowohl Dieſe als Jene durch Gnadengaben für ſich und ſeine Unterthanen zu verpflichten? Und wie, wenn ich ſagte, daß die Geſchenke, die wir für bloße Gaben halten, meiſt Beſoldungen waren? Wird etwa Jemand zu tadeln finden, wenn der Soldat bezahlt wird, dafern man ſeiner bedarf, damit er nicht von ſeiner Fahne entlaufe oder zum Feinde übergehe? Was aber die Gaben betrifft, die den Geiſtlichen und Ordensleuten zu damaliger Zeit geſpendet wurden, waren ſolche allerdings nothwendig. Denn dies ward unter an-

dern durch die Waffen geſucht, daß nach der Vertreibung der Häreſien aus den Ländern, wo ſie, den Reichsconſtitutionen zum Trotz, ſich eingeſchlichen hatten, oder eingeführt wurden, die katholiſche Religion wiederhergeſtellt würde. War es alſo nicht nothwendig, mit dem nothwendigen Lebensunterhalt Diejenigen zu verſehen, die durch Arbeiten und im Schweiß des Angeſichtes das Heil der Seelen befördern ſollten? Nichts davon zu ſagen, daß es billig war, von den geiſtlichen Gütern, welche die Unkatholiſchen ſo lange Zeit beſaßen, ſie auf gewiſſe Weiſe in Etwas zu entſchädigen. Doch ich will hierüber nichts weiter ſagen. Dies iſt gewiß, daß unter Denjenigen, die von Ferdinand mit Gnaden und Reichthum beſchenkt wurden, die Meiſten ausgezeichnet gelehrte und gewiſſenhafte Leute ſind, von welchen Keiner, ich will nicht ſagen, etwas von ihm begehrt, ſondern auch nur angenommen hätte, wenn er es für unbillig gehalten hätte, daß der Kaiſer derlei Geſchenke ertheilte, ohne früher alle Schulden zu bezahlen.

25.

Von ſeiner Liebe und ſeinen Wohlthaten gegen den Clerus und die Ordensgeiſtlichen.

Begierig ergriff Ferdinand jede Gelegenheit, den Clerus und die Ordensgeiſtlichen durch Gnaden auszuzeichnen; und ſorgte für ihre Ehre und ihr Wohl wie ein liebreicher Vater für ſeine Kinder.

Dem Clerus ſtellte er ſowohl in Böhmen als in den übrigen öſterreichiſchen Provinzen beinahe unzählige Pfarreien und Pfründen zurück, die damit verknüpft waren; und zwar entriß er, um ſolche ihnen zurück zu ſtellen, ſie den Unkatholiſchen mit größter Mühe, Unkoſten und Gefahren. Sehr viele Domcapitel, beſonders aber das zu Wien, verſah er mit neuen Einkünften. Zu vier Bisthümern, die er in Böhmen ſtiftete, verſchaffte er die nothwendigen Gelder. Das Erzbisthum Prag, das Ferdinand der Erſte wiederherſtellte, hat Ferdinand der Zweite mit einer Zugabe von vier und zwanzig tauſend Gulden jährlicher Einkünfte bereichert. Den Schaden, der durch die Einführung der Huſſitiſchen Secte dem Clerus in Böhmen erwuchs, erſetzte er durch wahrhaft kaiſerliche Großmuth. Dem Erzbisthum und Primat zu Gran in Ungarn, erließ er die Laſt, wodurch ſolches verpflichtet war, jährlich 20,000 Gulden an die Beſatzung von Neuhäuſel zu bezahlen. Eben ſo ließ er den acht und vierzigſten Theil des Goldes und Silbers, das aus den ungariſchen Bergwerken erhoben wird, (von ihnen Bisetum genannt,) und das der heilige Stephan, König von Ungarn dieſem Erzſtift vor Zeiten bewilliget hatte, das aber ſpäterhin, in unruhigen Zeiten zu andern Dingen verwendet ward, — demſelben abermal zurückſtellen. In Öſterreich erließ er gleich im Anfang ſeiner Regierung dem Prälatenſtande freiwillig und für immer die 40,000 Gulden, die derſelbe dem regierenden Landesfürſten zu bezahlen pflegte. Es war ſowohl in Ungarn als

in den öſterreichiſchen Provinzen üblich, daß wenn ein Biſchof oder ein Prälat mit Tode abging, der König oder die Erzherzoge die hinterlaſſene Habe und alle Fahrniſſe, (die man spolia nannte,) an ſich zogen und damit nach ihrem Belieben ſchalteten. Kaiſer Ferdinand aber wollte ſolche nicht berühren, ſondern überließ ſie den geiſtlichen Nachfolgern derſelben. Ich übergehe die bedeutenden Unkoſten, die er zur Erbauung und Ausbeſſerung der Kirchengebäude, zum Unterhalt vieler Prieſter, zur Erleichterung und Hilfe Anderer, und zu vielen ähnlichen Dingen mit beſonderer Liebe und Freigebigkeit verwendete.

Was aber die geiſtlichen Orden betrifft, ſo gibt es gewiß keinen, welcher der Liebe des Kaiſers nicht mit Recht ſich rühmen könnte; keinen, der nicht bekennen müßte, daß er ihm ſehr vieles verdankt. Jene Orden, die von Alters her in ſeinem Lande wohnten, erhob er zu ihrem frühern Glanze, wenn ſie darum gekommen waren; oder aber er verbreitete ſie, wofern ſie im Flor waren, durch neue Wohnungen. Viele andern führte er ſelbſt in Oeſterreich, Böhmen und Steyermark ein; dieſe waren die regulirten Cleriker zum heil. Paulus, Barnabiten genannt, die Camaldulenſer, Paulaner, unbeſchuhten Carmeliten und Carmelitinnen, die reformirten Auguſtiner, die Benedictiner von Montſerrat aus Spanien, die Serviten und die irrländiſchen Franciscaner. Dieſen und andern ſtiftete er entweder ganz neue Klöſter; oder aber er verbeſſerte die von Andern für ſie erbauten.

Ganz beſonders ehrte er jene Orden, von welchen er ſah, daß ſie ihre Regel richtig hielten, und nicht von dem Beruf und der Tugend ihrer Vorgänger wichen. Dieſe erſuchte er oft um ihr Gebet, ging vertraulich mit ihnen um, und ſpeiste zuweilen bei ihnen. Auch hatte er es gern, daß ſowohl ſeine eigenen als ſeines Sohnes, des Königs, Räthe ihnen wohl gewogen wären. Oft ſagte er, er verdanke ihrem Gebet ſeine Glückſeligkeit und den beſondern Schutz Gottes, den er gegen ſich erfuhr.

Da er, nach dem Urtheil aller Welt, die Geſellſchaft Jeſu beſonders innig liebte, erfordert es an dieſer Stelle die Dankbarkeit, daß ich hier einiger beſondern Wohlthaten gegen uns gedenke. Er errichtete der Geſellſchaft Jeſu nicht weniger als zehn Häuſer; dann zwei Profeß-Häuſer, zu Wien und zu Prag; eben ſo viele Noviziate, zu Leoben und zu Wien; überdies ſechs Collegien, zu Laibach in Krain, zu Klagenfurt in Kärnthen, zu Görz in Friaul, zu Kuttenberg und zu Leutmeritz in Böhmen; und zu Glogau in Schleſien. Viele andern, bereits von Andern geſtifteten Häuſer baute er vollends aus, oder aber verſah ſie, wenn ſie bereits geſtiftet waren, mit beſſern Einkünften. Alſo vermehrte er das Einkommen des Collegiums und der Akademie zu Grätz, die ſein Vater Carl, und eben ſo jenes des Collegiums und der Akademie zu Prag, die ſein Ahnherr, Kaiſer Ferdinand der Erſte, geſtiftet hatte, bis aufs Zwei- und Dreifache. Nicht minder auch hat dieſer großmüthige Monarch dem Collegium zu Paſſau, das ſein

Herr Bruder, der Erzherzog Leopold geſtiftet, ferner dem Collegium zu Linz und zu Brünn, die Kaiſer Mathias und Rudolph errichteten, ſo wie denen zu Olmütz, zu Iglau und Znaim in Mähren, zu Agram in Slavonien, zu Raab in Ungarn, zu St. Veit in Iſtrien, zu Trieſt am adriatiſchen Meer, zu Steyer in Oeſterreich und auch andern in andern Provinzen bedeutend aufgeholfen und ſie freigebig unterſtützt. Und da er ſelbſt ſowohl aus eigenem, als auf den Willen ſeiner Aeltern von der Geſellſchaft Jeſu in den Wiſſenſchaften und in der Frömmigkeit war unterwieſen worden, wollte er, daß auch ſeine Brüder und ſeine Kinder von derſelben unterrichtet würden. Sich und ſeinen Kindern wählte er Prieſter der Geſellſchaft Jeſu zu Beichtvätern und Hofpredigern; eben ſo wollte er, daß ſie für ihn und ſeine Kinder täglich das Opfer des Altares bei Hofe feierten; und begehrte ihr Gebet bei wichtigen Ereigniſſen, beſuchte ſie ſehr oft, und blieb mit großer Vertraulichkeit bei ihnen zum Mittag- oder Abendeſſen; verſäumte auch keine Gelegenheit, den Orden zu beſchützen oder ihm Gutes oder Angenehmes zu erweiſen. Es war ein ziemlich allgemeines Sprichwort, wer die Geſellſchaft Jeſu angreife, der vergreife ſich an den Augen und Augäpfeln des Kaiſers; und Niemand werde für einen Feind der Geſellſchaft erkannt, der nicht auch ein Feind Ferdinands ſei; wer ihn liebe, der liebe auch die Jeſuiten.

Als am 3. Mai 1634 König Ferdinand, ſein Sohn, in das Feld aufbrechen wollte, empfahl der

Kaiſer ihm aus freiem Antrieb die Geſellſchaft Jeſu aufs innigſte. Der König antwortete ihm, es bedürfe bei ihm keiner Empfehlung, da er ſie ſelbſt herzlich liebe und hochachte. »Nichts deſto minder, ſprach der Kaiſer, empfehle ich dir ſolche abermal und abermal. Beſchütze ſie nicht minder gegen ihre erklärten Feinde als gegen verſtellte Freunde. Denn mit der Zeit wirſt du wahrnehmen, daß Viele ſich rühmen, ſie zu lieben, die ſie nicht lieben, und ſie dennoch billig lieben ſollten.«

Nicht ſelten ſagte er, zum Ruhm der Geſellſchaft: »Wenn ich frei wäre, wie meine Brüder es zur Zeit ſind, ſo würde ich auf alle Weiſe Jeſuit werden.«

Als er von Frankfurt, ſchon als gekrönter Kaiſer zurück kehrte und in dem Refectorium des Collegiums zu Grätz von ſeinen beiden Söhnen, dem Erzherzog Carl, dem Erſtgebornen, ſeligſten und freundlichſten Andenkens, und Ferdinand Ernſt, dem jetzt regierenden Kaiſer, mit einer zierlichen lateiniſchen Rede empfangen wurde, ſprach er: »Ich hoffe, meine Kinder werden die Geſellſchaft lieben; und glückſelig werden ſie ſeyn, wenn ſie dies thun!«

Und was ſoll ich noch mehr hierüber ſagen? Mehr als Einmal würdigte er die Geſellſchaft Jeſu, ſeine Mutter zu nennen. Ein Weib hatte am ſpaniſchen Hofe ausgeſprengt, ein Beichtvater der Geſellſchaft an des Kaiſers Hofe habe ſich mit einer jungen Perſon vergangen, und ſei deßwegen vom Hofe verwieſen worden. Dies ward von Spanien aus dem

General des Ordens, von dieſem aber an den Beichtvater des Kaiſers geſchrieben, der ſolches hinwieder dem Kaiſer in einem Schreiben vorlegte. Auf dieſen Brief ſeines Beichtvaters antwortete der Kaiſer in lateiniſcher Sprache: »Ehrwürdiger Vater in Chriſto! Ich ſende Eurer Ehrwürden dieſe erlogenſte Lüge aller Lügen zurück. Ich mußte zwar darüber lachen; doch auch mich heftig darüber erzürnen. Auch werden Wir, wofern Eure Ehrwürden über dieſen Punct oder über dieſe Lüge ein Zeugniß des Gegentheiles von Uns verlangen, Uns nicht weigern, zur Erhaltung des guten Rufes unſrer Mutter, der Geſellſchaft, dasſelbe in beſter Form auszuſtellen. Gott erhalte die Geſellſchaft und Eure Ehrwürden, deren Gebet und heiligen Opfern ich mich gänzlich empfehle. Gegeben zu Ebersdorf den 17. September 1633. Eure Ehrwürden Sohn in Chriſto Ferdinand.«

Ich ſollte in dem Anrühmen der Wohlthaten Ferdinands gegen uns kein Ziel ſetzen, da auch er ſeinen Wohlthaten kein Ziel ſetzte. Weil aber die Kürze, die ich mir vorſetzte, mehr nicht zu ſagen geſtattet, ſo will ich dies Capitel mit einem Theil eines Codizills zu ſeinem Teſtamente beſchließen. Er befahl alſo darin zu ſchreiben wie folgt: »Da nun dies Alles (es war nämlich die Rede von der Wiederherſtellung und Erhaltung des katholiſchen Glaubens,) nützlich, und vor allem Andern ein vorzügliches Mittel iſt, die Geiſtlichen und Prieſter in Ehren zu halten und zu beſchützen, ſo wie ihr Zunehmen zu ſuchen und zu befördern, ſo wollen wir unſern älteſten Sohn,

den künftig regierenden Herrn Ferdinand Ernſt, und alle unſere Kinder, Erben und Nachfolger hiermit väterlich und wohlwollend ermahnen, und tragen ihnen auch auf, daß ſie, beſonders aber der regierende Herr, ihre Häuſer, Kirchen, Klöſter, Stiftungen, zeitliche Güter und Gerechtigkeiten ſich ganz vorzüglich empfohlen ſeyn laſſen; ſolche ehren, lieben und ſo ſehr nur möglich beſchützen uud vertheidigen. Vor Allem aber empfehlen wir ihnen ernſtlich und mit beſonderm Eifer, die ſehr ehrwürdige Geſellſchaft Jeſu und die Väter derſelben, und zwar ganz beſonders darum, weil ſie durch ihre Lehre, durch den Unterricht der lieben Jugend und durch ihren muſterhaften Wandel in der chriſtkatholiſchen Kirche, uud zwar nicht nur in dieſen unſern inneröſterreichiſchen Landen, ſondern auch in allen unſern Königreichen und Provinzen, ja in der ganzen Chriſtenheit vielen und guten Nutzen ſchaffen, und vor andern getreu ſich bemühen und arbeiten, die katholiſche Religion zu erhalten und zu befördern; und hingegen von dieſer undankbaren und verkehrten Welt mehr als Andere gehaßt und verfolgt werden; weßwegen ſie denn größern Schutzes, Hilfe und Beiſtandes bedürfen, und derſelben würdig ſind. Dies Alles hoffen und vertrauen wir, daß unſere beſagten Erben und Nachfolger ſolches aufrichtig thun werden. Dies iſt unſer einziger ernſtlicher und letzter Wille.«

26.

Von ſeiner Wohlthätigkeit gegen die Armen.

Was unſer göttlicher Herr und Heiland einſt befohlen hatte, kam bei Ferdinand nie in Vergeſſenheit; immer erkannte er Gott in den Armen. Daher war er immer ſchnell zu ihrer Hilfe bereit und trug gleichſam eine ängſtliche Sorge für ſie. Einer aus den Räthen wollte den Kaiſer bereden, ſeiner ſelbſt zu ſchonen uud die Bittſchriften der Armen und unbedeutender Leute Einem aus ſeinen vertrauten Räthen zu überlaſſen, um auf ſolche Weiſe läſtiger Kleinigkeiten überhoben zu werden. Hierüber lachte der Kaiſer von Herzen und ſprach: »Für die Armen zu ſorgen, falle ihm durchaus nicht beſchwerlich; vielmehr ſei es ihm angenehm; und dazu habe Gott ihn erwählt und berufen.« — Einem Andern, der ihm einen ähnlichen Rath gab, antwortete er: »Durch die Leſung der Bittſchriften der Armen und die Erkenntniß und Erledigung ihrer Angelegenheiten verdienen wir den Himmel. Ich weiß nicht, ob dies der Fall iſt, wenn wir die Rechtsſachen großer Herren und Fürſten verhandeln.«

Als er i. J. 1633 erfuhr, daß es den Armen zur Führung ihrer Rechtsſachen an Advokaten fehlte, weil ſie wenig Nutzen von ihnen zu hoffen hätten, nahm er ſich vor, ſobald er von dem Geldverſchlingenden Kriege nur ein wenig zu Athem käme, aus

eigenem Beutel in jeder Hauptſtadt der Provinzen eine gewiſſe Anzahl Advokaten zu beſolden, damit ſie allen Fleiß anwendeten, die Sachen der Armen, ganz beſonders der Witwen und Waiſen in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen.

Väterlich für die Geſundheit armer Kranken und die Erlöſung der Gefangenen beſorgt, ließ er für die Erſten Hospitäler errichten, oder ſolche mit größern Einkünften verſehen, Letztern aber kam er durch Löſegeld zu Hilfe. Einmal ließ er Herrn Adolph Michael Grafen von Althan, einem Manne von vortrefflichen Tugenden, der es übernommen hatte, arme Chriſten aus der Gefangenſchaft der Türken zu erlöſen, aus allen Ämtern ſeiner Königreiche und Provinzen, die in ſehr großer Anzahl ſind, drei und dreißig Stücke ungariſcher Dukaten in dieſer Abſicht aufzählen.

Wo immer er hingehen mochte, liefen die Armen hinzu; und er gab Allen theils mit eigenen, theils durch Anderer Hände, Almoſen. Es war ein rührender Anblick, der zur Frömmigkeit erweckte, den Kaiſer zu ſehen, wenn er in das Reich oder nach Böhmen reiste und die Straßen überall mit Schaaren armer Leute beſetzt waren, er aber nicht nur keinen Ueberdruß hierob empfand, ſondern ſie vielmehr mit liebreicher Barmherzigkeit anſah und ihr Elend freigebig linderte. Wenn er in der Charwoche die heiligen Gräber beſuchte, (er beſuchte aber derſelben jedes Jahr zwanzig in verſchiedenen Kirchen, und zwar zu Fuße und in großer Andacht;) liefen im-

mer aus den umliegenden Dörfern und Flecken eine große Anzahl armer Leute herbei, in der gewiſſen Ueberzeugung, der Kaiſer werde nicht vorübergehen ohne ſeine Milde gegen die Elenden zu erzeigen.

Wenn der Kaiſer wegen der Jagd oder der Reigerbeitze irgend wohin reiste, um einige Tage daſelbſt ſich aufzuhalten, verſammelten ſich dort die Armen und Bettler wie auf gegebene Loſung Einige erachteten, ſolche von der Wohnung des Kaiſers zu vertreiben, weil durch derlei Geſindel leicht eine Seuche oder Peſt entſtehen könnte. Der Kaiſer jedoch war weit entfernt, eine ſolche Vorſicht zu billigen, ſondern er pflegte zu ſagen: »Wo Arme ſich befinden, da kann Gott nicht fern ſeyn!« — Als Jemand ihn bereden wollte, Einen ſeiner Diener zu entlaſſen, und als Urſache deſſen angab, daß der Kaiſer ſeiner nicht bedürfe, antwortete er: »Vielleicht aber bedarf er meiner; vielleicht iſt er arm!«

Bevor er Kaiſer war und mit ſeiner Hofhaltung ſich nach Wien begab, pflegte er zu Grätz einige Mal im Jahre die Hospitäler zu beſuchen und den Armen und Dürftigen daſelbſt eine Mahlzeit zu geben. Die erſten Herren des Hofes nebſt den Vätern der Geſellſchaft Jeſu trugen die Speiſen auf; er ſelbſt aber ſetzte ſolche jedem Einzelnen mit eigenen Händen vor. Während ſie nun aßen und auch hernach redete er bald Dieſen, bald Jenen freundlich und liebreich an, befragte ſie um ihre Heimath, um ihre Krankheit, tröſtete Alle und lehrte ſie zur Gottesfurcht an. Das Nämliche that er auch bei Ho-

ſe an gewiſſen Sonntagen, wo er nach dem ſehr lob⸗würdigen Beiſpiele ſeiner Frau Mutter zwölf arme Leute von den Gaſſen oder aus dem Hospitale beru⸗fen ließ, ihnen eine Mahlzeit gab und ſelbſt zu Ti⸗ſche diente; wobei ſeine Frau Mutter, ſo lange ſie lebte, und ſeine erzherzogliche Gemahlin nebſt ſei⸗nen Kindern und zwei Prieſtern der Geſellſchaft ihm halfen. Wenn er ſelbſt abweſend war, wollte er, be⸗ſonders als beide Erzherzoginnen aus dieſem Leben abgeſchieden waren, daß ſeine junge Herrſchaft, dieſen Liebesdienſt auf dieſelbe Weiſe verrichtete.

Wie er früher als Erzherzog und König gethan hatte, alſo that er auch da er ſchon Kaiſer war, und wuſch nach der Sitte frommer Monarchen, jedes Jahr am grünen Donnerstage zwölf armen, hochbe⸗jahrten Männern die Füße, trocknete ſie dann und küßte ſie. Dies that er knieend und mit allen kirchli⸗chen Ceremonien in Gegenwart des ganzen Hofes und Aller, die dieſer Handlung beiwohnen wollten. Hierauf diente er ihnen bei einer ſtattlichen Mahl⸗zeit zu Tiſche. Was von der Mahlzeit erübrigte, that er ſelbſt in eigens dazu bereitete Gefäße, und ließ ſolche nach dem Eſſen durch ſeine Leiblakaien da⸗hin tragen wohin die Armen es begehrten. Endlich beſchenkte er ſie mit einem Gewande und mit Gelde und entließ ſie dann gütig und mit Freuden.

27.

Sein Fleiß, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern.

Er ſelbſt war ſehr gebildet in den Wiſſenſchaften, und darum auch liebte die Wiſſenſchaften und die Liebhaber derſelben, ſo wie überhaupt die gelehrten Männer, wenn anders ſie mit ihrer Gelehrſamkeit löbliche Sitten vereinten. Gern bediente er ſich ſolcher Perſonen, war überaus wohlwollend gegen ſie, und beförderte ſie, wenn ſie geiſtlichen Standes waren, zu ausgezeichneten geiſtlichen Würden, ſonſt aber zu bedeutenden Hofämtern.

Mit großer Freude hörte er, wenn die Söhne großer Herren fleißig ſtudierten und treffliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machten. Um ſie aber noch mehr dazu aufzumuntern und auch Andere anzueifern, hängte er, wenn er vernahm, daß ſie in philoſophiſchen Disputationen ſich ausgezeichnet, oder einen akademiſchen Gradus erlangt hatten, ihnen oftmals öffentlich eine goldene Kette um, oder beſchenkte ſie mit dem goldenen Kammerherrenſchlüſſel, und ernannte ſie bei ſich oder bei ſeinen Söhnen zu Kämmerern; oder aber er beförderte ſie zu andern Ehren und Würden. Immer hatte er es im Gebrauch, bei Verleihung ſolcher Ämter und Dienſte, die nur dem Adel pflegen verliehen zu werden, Diejenigen vorzuziehen, von welchen er wußte, daß ſie entweder einen akademiſchen Grad erlangt hatten, oder durch Wiſſenſchaften und Gelehrtheit Andere

übertrafen; ob auch ihre Mitbewerber ihnen an Alter und an Dienſtjahren vorgingen.

Viele Schulen und Gymnaſien zum Unterricht der Jugend errichtete er ſowohl im römiſchen Reiche als in ſeinen eigenen Königreichen und Ländern. Einige hohe Schulen, die man Akademien und Univerſitäten nennt, hat er, wenn ſie von ihrem Flor herabgekommen waren, wiederhergeſtellt, oder gänzlich neu errichtet; andere aber, die von Andern errichtet wurden, beſtätigt. Koſtſchulen oder Seminarien, wie man ſie zu nennen pflegt, und in welchen arme Jünglinge ernährt werden, damit ſie der Frömmigkeit und den Studien ſich eifrig ergeben, hat er ſelbſt an mehreren Orten geſtiftet; ſo wie auch andere bereits geſtiftete mit beſſern Einkünften verſorgt. Dieſe Schulen werden zum ungemeinen Wohl des Staates von einer ſehr großen Anzahl ſtudierender Jünglinge zu Wien, zu Prag, zu Grätz, zu Klagenfurt, zu Laibach, zu Olmütz, zu Tyrnau und an andern Orten bewohnt.

Für adelige Jünglinge und ſolche, die dem geiſtlichen Stande ſich widmen, hat er hinwieder ähnliche Koſtſchulen und Erziehungshäuſer zu Olmütz, zu Prag, zu Tyrnau, zu Gitſchin und in vielen andern Städten errichtet. Er hatte auch in Deutſchland Mittel angeordnet, wodurch Jünglingen aus Schottland und England das Studium könnte zugängig gemacht werden; aber die ſchweren Zeiten ließen ſein gutes Vorhaben nicht zur Ausführung kommen.

Wie vorſichtig er aber dafür ſorgte, daß es weder den Schulen an Jünglingen, noch den Jünglingen an Schulen fehlte, worin die geſunde Lehre und die wahre Religion in Aufnahme käme, eben ſo vorſichtig ſorgte er auch, daß es den Unkatholiſchen an ſolchen Schulen fehlte, wo ſie die häretiſchen Irrthümer erlernten. Einige ſolche Schulen hob er gänzlich auf, andere wendete er zu beſſerm Gebrauche. Die berühmte Landſchaftſchule zu Grätz, die aus dem allgemeinen Schatz dieſer Landſchaft war erbaut worden, hat er in ein Kloſter verwandelt, wo reine Jungfrauen nach der Einſetzung der heiligen Clara nun Gott dienen. Daſelbſt ſind auch der Leichnam der Mutter und das Herz Ferdinands beſtattet.

28.

Von einigen wunderwürdigen Dingen an Ferdinand.

Wir wollen hier den Leſern einige Dinge vor Augen führen, die in der ganzen Geſchichte hin und wieder einzeln und zerſtreut erzählt wurden und die, unter Einen Geſichtspunct zuſammengefaßt, allerdings wunderwürdig in Ferdinand erſcheinen; damit dadurch die Tugend dieſes großen Fürſten um ſo deutlicher erkannt, und um ſo mehr verehrt werde.

Wunderbar allerdings iſt es, daß mit der ſo hoch erhabenen Würde und Erlauchtheit eines römiſchen Kaiſers, Ferdinand eine ſo große Geringſchä-

ẞung ſeiner ſelbſt und eine ſo tiefe chriſtliche Demuth vereinigen konnte. Jedermann hielt es für ein großes Wunder, daß er allein ſich ſelbſt verachtete, den alle Guten, und zwar mit Fug und Recht, mehr wegen ſeiner erhabenen Tugend als wegen ſeiner kaiſerlichen Würde verehrten. Denn er ſelbſt hielt ſich, nach jenem Ausdruck der Schrift, für einen Erdwurm und nicht für einen Menſchen, indeß alle frommen und weiſen Männer ihn, als einen heiligen Kaiſer über alle Menſchen erhoben.

Wunderbar nicht minder iſt es, daß er, trotz ſo vieler und ſo bequemer Gelegenheiten, ſowohl als Jüngling vor ſeiner Vermählung, als auch nach ſeiner erſten Ehe als Witwer, von ſeinem ſechs und dreißigſten bis zum zwei und vierzigſten Jahre, immer in vollkommner Keuſchheit ſich unbefleckt erhielt, und weder durch Üppigkeit ſich verweichlichen, noch durch Begierlichkeiten ſich beſiegen ließ.

Wunderbar auch iſt es, daß er bei ſo verſchiedenem Wechſel des Glückes in ſich ſelbſt immer höchſt gleich und ruhig war; und weder durch Widerwärtigkeiten gebeugt, noch durch Wohlergehen aufgedunſen wurde. Es erregte wahrhaftig Erſtaunen, daß er niemals von ſeinem Vorſatze abwich, die wahre Religion wiederherzuſtellen; ob es auch nicht ſelten dahin kam, daß man Alles für verloren hielt, wofern er nicht dieſen Vorſatz fahren ließe.

Auch iſt es über alle Art und Weiſe wunderbar, daß er bei einer ſo zahlreichen Menge Feinde, und Solcher, die ihn gern um Alles gebracht hätten und

ſeinen Untergang ſuchten, gegen keinen Einzigen aus ihnen irgend Haß oder Groll faßte, noch auch je- mals heftig über ſie klagte. Ja nicht minder auch iſt es hoch zu verwundern, daß ſelbſt ſeine Feinde ihn immer hoch achteten und der beſtändigen Mei- nung waren, er ſei ein Mann von heroiſcher Tu- gend und ein heiliger Kaiſer.

Für wunderbar, ja für ein wahres Wunder hielten es die Ärzte, als ſie nach ſeinem Tode den Zuſtand der Lunge, des Magens, der Leber, Milz und der Nieren beſichtigten, daß er jemals fröhlich, wohl aufgeräumt und gegen Jedermann leutſelig ſeyn konnte; daß er nicht vor mehreren Jahren ſchon geſtorben ſei, daß er ſo friedlich, ohne Geſchrei, oh- ne gewaltſame Bewegung des Körpers, ohne ſchwe- res Wehklagen und ohne Verzerrung der Augen oder des Angeſichtes, und beinahe leichter verſchieden ſei als er ſonſt einzuſchlafen pflegte.

Alle auch, die ſeinen Leichnam ſahen, der nach ſeinem Tode drei Tage nach einander öffentlich aus- geſetzt war, verwunderten ſich höchlich, daß ſeine Stirn, ſeine Augen und ſein ganzes Angeſicht durch- aus ſo unverändert waren als ob er noch lebte, und man hätte glauben mögen, nicht Ferdinands Leiche ſei aufgebahrt, ſondern er ſelbſt liege ſchlafend da.

Auch dies iſt wunderbar, daß der Churfürſt und Pfalzgraf Friedrich, der bereits gegen Ferdinand ſich verſchworen, mit einem ſtattlichen Heere ſich verſe- hen, und ſchon mit Herzen und Sinn beſchloſſen hatte, die Krone von Böhmen Ferdinands Haupte zu ent-

reißen, dennoch den übrigen Churfürſten in der Wahl desſelben zum römiſchen Kaiſer beitrat, und alſo ſelbſt das Schwert ihm reichte, womit er geſchlagen würde.

Es iſt aber auch unter den Wunderdingen, die hinſichtlich Ferdinands ſich ereigneten, nicht mit Stillſchweigen zu übergehen was der, nie genug zu lobende Fürſt Johannes Schweikard, Erzbiſchof und Churfürſt zu Mainz, ſeinem Beichtvater, dem Pater Reinhardus Ziegler, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, mit eigenem Munde erzählte; wobei er ihm aber befahl, ſolches bei ſeinen Lebzeiten Niemand mitzutheilen; was der gedachte Prieſter jedoch nach deſſen Tode oftmals erzählte. Als nämlich im Jahr 1619 nicht wenige noch auch unbedeutende Widerſacher, die zu Frankfurt verſammelt waren, mit großem Eifer ſich dahin beredeten, man ſollte dieſe Gelegenheit benützen, die nicht beſſer noch erwünſchter ſeyn könne; die Sache der Papiſten könne nun mit Einem Streiche vernichtet werden, wenn man, was damals ſehr leicht war, die katholiſchen Churfürſten, die alle zugegen waren, ums Leben brächte, da erſchien zu derſelben Zeit die glorreiche Gottesmutter, die ſo milde als mächtige Jungfrau, dem bemeldeten Erzbiſchof und Churfürſten, ermuthigte ihn und ſprach: »Sei ſtandhaft, Schweikhard, und fürchte dich nicht, erwähle Ferdinand!« Geſagt, gethan. Die Anſchläge der Widerſacher lösten ſich in nichts auf. Es iſt kein Anſchlag wider den Herrn!

29.

Beweiſe eines beſondern Schutzes der göttlichen Vorſehung.

Nicht vergeblich wird es auch ſeyn, was hierüber in der ganzen Geſchichte zerſtreut vorgetragen ward, hier wie in Einen Brennpunct zuſammen zu faſſen. Gott ließ es zu, daß ſehr viele, und ſehr mächtige Feinde ſich wider Ferdinand erhoben; doch nimmer ließ Er es zu, daß alle zugleich und auf Einmal die Waffen wider ihn ergriffen; ſondern erſt wenn Einer beſiegt war, erhob ſich ein Anderer. Hätten alle zugleich ihn überfallen, ſo wäre er ihrer nicht mächtig geworden. Damit aber er allein alle überwände, ordnete Gottes Vorſehung es alſo, daß immer Einer allein oder doch nur wenige derſelben auf Einmal ihn angriffen. Die größte Gefahr ſchien ihm von den Türken, als von einem nahen und ſehr mächtigen Feinde bevorzuſtehen; zumal da aus den Rebellen und andern Feinden nicht wenige mit aller Macht dahin arbeiteten, den Türken wider ihn aufzubringen, und ihm den erwünſchteſten Erfolg, den glänzendſten Sieg, und reichſte Beute vor Augen ſtellten. Es geſchah aber ohne Zweifel aus Gottes beſonderer Vorſehung, daß der Türke ihnen niemals Gehör gab, und zu keinem Kriege wider den Kaiſer ſich bereden ließ.

Oft verbanden ſich Fürſten, Städte und Länder in großer Anzahl, den Kaiſer mit vereinten Kräften zu unterdrücken. Aber nie ließ Gott es zu, daß irgend

eine Vereinigung oder ein Bund längere Zeit Beſtand hatte. In Kurzem trennte ſich entweder Dieſer oder Jener, um für ſeine eigenen Angelegenheiten zu ſorgen; und ſie, die feſt vereint, furchtbar hätten ſeyn können, wurden, zertheilt, beinahe zum Geſpötte.

Nachdem der Schwedenkönig das kaiſerliche Heer bei Leipzig geſchlagen hatte, war nichts leichter als auf das Haupt ſelbſt, nämlich auf den Kaiſer loszugehen und ihm den Garaus zu machen. Es war keine Kriegesmacht in den Erbſtaaten und auch keine Hoffnung zu baldiger Hilfe. Gott aber, der Ferdinand beſchützte, verblendete oder erſchreckte jenen ſo erfahrenen König und Kriegeshelden ſo ſehr, daß er das Haupt fahren ließ, das dem Schwertſtreiche blos ſtand; und anfing, die Glieder zu bekriegen. Bei der Schlacht zu Nördlingen, wo König Ferdinand, des Kaiſers Sohn, mit Hilfe anderer Fürſten den Feind auf das Haupt ſchlug, zeigte ſich Gottes beſonderer Schutz über dem Kaiſer auf die augenſcheinlichſte Weiſe. Wäre der Feind um einige Tage früher zur Schlacht bereit geweſen, und es wären die noch nicht mit allem Nothwendigen ausgerüſteten, und durch die lange und ſehr ſchwierige Belagerung Regensburgs ſehr geſchwächten Kaiſerlichen gezwungen geweſen zu ſchlagen, ſo war der Ausgang der Schlacht mehr als zweifelhaft. Hätten dagegen die Feinde noch einige Tage abgewartet, ſo konnten ſie ihnen den nothwendigen Proviant abſchneiden, oder die von der Belagerung Zurückkehrenden aufreiben. Es ge-

ſchah aber die Schlacht genau an dem Tage, wo Ferdinand ſiegen, der Feind aber überwunden werden konnte.

Der erſte glänzende Sieg des Kaiſers vor Prag war, gleich dem vorigen, ein augenſcheinlicher Beweis des göttlichen Schutzes. Die Kaiſerlichen fochten an einem ſehr unvortheilhaften Orte. Der Feind hatte die Anhöhen des weißen Berges beſetzt, und die Kaiſerlichen mußten den Berg hinanklettern, und alſo müde den Feind angreifen oder ſeinen Angriff beſtehen. Gleichwohl geſchah was die Feinde nicht fürchteten und die Kaiſerlichen kaum zu hoffen wagten; denn durch Gottes Beiſtand blieb der Sieg und zwar ein glorreicher Sieg dem Kaiſer, den Gott beſchützte und beſchirmte.

Offenbar auch ſchien es, als wollte Gott Ferdinanden ſeines beſondern Schutzes und ſeiner väterlichen Fürſorge verſichern, als im J. 1618 auf dem Prager Schloſſe Herr Wilhelm Graf Slawata, Herr Jaroslaw Graf von Martinitz, und Philipp Fabritius, Geheimſchreiber des Königreiches von den Rebellen zum Fenſter hinaus in den tiefen Schloßgraben geworfen wurden. Denn da Niemand durch dieſen Fall zu Grunde ging, (was Viele für ein wahres Wunder hielten) weiſſagten Manche hieraus, Gott werde zwar zulaſſen, daß Ferdinand durch die Wuth der Feinde geängſtiget werde; aber nimmermehr werde Er ihn zu Grunde gehen laſſen; ſondern die Dinge alſo ordnen, daß er um ſo ſtärker und glorreicher ſich erhebe.

Herr Carl Caraffa, Biſchof zu Averſa und damals päpſtlicher Nuntius bei dem Kaiſer Ferdinand, erzählt folgendes wunderbare Ereigniß in einem Werke, das er Germania sancta betitelte. Im Jahre 1626 in der Octav des heiligen Vitus, Patron der Domkirche zu Prag, ward in dieſer Kirche bei Nacht von halb zehn bis um drei Viertel auf eilf Uhr, nicht nur von vielen Unkatholiſchen, ſondern auch von der Leibwache des Winterkönigs Friederich ein Geſang gehört als ob Prieſter abwechſelnd mit einander im Chor ſängen; da doch dieſelbe Kirche von den Ketzern eingenommen, und den Prieſtern und Katholiken der Zugang dahin verboten war. Im folgenden Jahre und genau an demſelben Tage wurden zu Prag mehrere Rebellen, die ſich Directoren nannten, öffentlich mit dem Schwerte gerichtet. Dieſem zufolge ſcheint es denn, daß beſagter Nuntius nicht unfüglich in ſeinem Buche bemerkte, der heilige Vitus und andere heilige Beſchützer des Königreiches Böhmen hätten durch dieſen Geſang die Rache und Strafe der Rebellen für Ferdinand begehrt; und zum Wahrzeichen ihrer Erhörung wurden nach Verlauf eines Jahres an demſelben Tage die Häupter der Rebellion zur Todesſtrafe verurtheilt.

Denkwürdig iſt es endlich auch, daß unter Allen denen, welche ungerechter Weiſe die Waffen wider Ferdinand ergriffen, kaum ein Einziger zu finden iſt, der nicht entweder durch einen gewaltſamen Tod hinweggerafft wurde, oder in gänzliches Verderben gerieth, oder nicht durch einen ſchändlichen Ruf ge-

brandmarkt ward; da hingegen dieſer fromme Kaiſer täglich einen glänzendern Namen erlangte, der Stand ſeiner Sachen immer beſſer und glücklicher ward, und er endlich, nachdem ſein Sohn, der König, ſeinem Wunſche gemäß zu ſeinem Nachfolger im Reiche erwählt war, durch einen ſanften Tod nicht ſowohl ſtarb, als von der Arbeit zur Ruhe überging.

30.

Zeugniſſe der ausgezeichnetſten Männer für Ferdinand.

Es lohnt allerdings der Mühe, hier zum Beſchluß anzuführen, was verſchiedene hohe und lobwürdige Perſonen von Kaiſer Ferdinand, ſowohl bei ſeinen Lebzeiten als nach ſeinem Tode hielten; denn dies allein iſt wahres Lob, was von lobwürdigen Perſonen ertheilt wird. Bevor ich aber das Zeugniß Einzelner hier anführe, will ich das allgemeine Urtheil Derjenigen vortragen, die entweder Ferdinand genau kannten und mit ihm umgingen, oder doch von ſeinem Thun und Laſſen unterrichtet waren. Am Tage als er zu Wien aus dieſem Leben ſchied, war die allgemeine Stimme, »es ſei ein Kaiſer geſtorben, deſſen Gleichen an Heiligkeit, Andacht, Gerechtigkeit und Milde kein Zeitalter je geſehen habe.« Dieſelbe Stimme erſcholl auch in allen ſeinen Königreichen und Ländern; ja auch in fremden Ländern erging die nämliche Rede. Sogar

die Unkatholiſchen waren keiner andern Meinung; und Einer aus ihnen ſprach ſelbſt auf öffentlicher Kanzel, »entweder komme kein einziger Katholik in den Himmel, oder aber Ferdinand ſei in den Himmel gekommen.« Ich würde zu keinem Ende kommen, wenn ich alle Lobſprüche hier anführen wollte, welche die berühmteſten Redner in- und außerhalb Deutſchland in ihren Leichenpredigten ihm ertheilten. Überall wird er der eifrige Retter des Glaubens, ein ſtarkmüthiger Ausrotter der Ketzereien, überall ein ſtandhafter, ſanftmüthiger, freigebiger, menſchenfreundlicher, und was bei weitem alles Andere übertrifft, ein von Gott geliebter heiliger Kaiſer genannt. Der Eine verglich ihn mit Ezechiel, ein Anderer mit Joſaphat, ein Dritter mit David, u. ſ.w.

Doch wir wollen nun zu beſondern Zeugniſſen übergehen. Bei den katholiſchen Soldaten und Feldherren beſtand von Ferdinand der Glaube, »ſein Gebet ſei wirkſamer, den Sieg zu erlangen, als alle Waffen und Streitkräfte des größten Kriegesheeres.« Einer aus den größten Feldherren ſagte, »es wäre ihm lieber wenn der Kaiſer einmal in Proceſſion zur Kirche unſrer Lieben Frau ginge, und dort die Litanei bete, als wenn er ihm zwölf tauſend Mann auserleſener Truppen ſende; denn mehr hoffe er von ſeinem Gebete als von der Macht dieſer Soldaten.« — Wollen wir auf die Stimmen der Feinde hören, ſo weiß ich, daß der Schwedenkönig Guſtav Adolph ſagte: »in dieſem ſeinem ſo großen Glück fürchte er nichts anders als die Tugend des Kaiſers.«

Auch Bethlen Gabor ſprach: »es ſei eine ſchwere und zweifelhafte Aufgabe, wider Ferdinand zu kriegen, den weder die Widerwärtigkeit niederbeugen, noch das Glück zu Übermuth verleiten könne.« Wir wiſſen auch, daß Murraſan, Baſcha und Großvezier von Ofen, auf ſeine Frage, wie es wohl zuginge, daß Ferdinand, der doch eben kein Kriegsmann ſei, dennoch den tapferſten und ſehr kriegserfahrenen Feldherrn und König von Schweden überwunden habe, — von einem alten und im Rathe hocherfahrenen Türken zur Antwort gegeben ward: »Ferdinand iſt ein Heiliger; Gott iſt mit ihm und ſtreitet für ihn!«

Den Soldaten wollen wir nun die Hofleute beifügen. Bei dieſen beſtand die allgemeine Meinung, »Ferdinand ſei mit Gott erfüllt; an ſeinem Leben und an ſeinen Sitten ſei nichts zu tadeln; Alles ſei bei ihm nach der Richtſchnur der Tugend beſtellt.« — Als Herr Hanns Ulrich Fürſt von Eggenberg und Herzog zu Krumau, Kaiſer Ferdinands vornehmſter geheimer Rath im J. 1628 zu Wien am Podagra krank lag und vor ſeinem Hauſe eine Proceſſion vorüber gehen hörte, die unter den heiligen Märtyrern auch den heiligen Wenzeslaus, Herzog von Böhmen anrief, ſprach er zu einem frommen Ordensmann, der kurz hierauf bei ihm eintrat: »Ich zweifle nicht, daß Ferdinand einſt, nicht nur in den öſterreichiſchen Landen, ſondern auf dem ganzen Erdkreiſe unter den Heiligen Gottes um ſeine Fürbitte wird angerufen werden.« Dies war die Meinung

dieſes Fürſten von Ferdinand, der ihn beſſer und genauer als alle Andern kannte.

Hören wir nun auch die Biſchöfe und vorzüglichen Prälaten von ihm ſprechen. Als der ſehr lobwürdige und durch ſeine großen Tugenden ausgezeichnete Herr Mathias, Biſchof zu Neuſtadt des verſtorbenen Kaiſers Ferdinand Heiligkeit und beſonders ſeine Demuth mit vielen Worten gelobt hatte, ſchloß er endlich mit dem Ausſpruch, »er erachte, es bedürfe durchaus keines Gebetes für den Verſtorbenen; er bedürfe keiner Fürbitte; denn er ſei ſonder Zweifel bereits im Himmel und bitte nun für uns.« — Herr Carl Caraffa, Biſchof zu Averſa und ehemaliger Nuntius am kaiſerlichen Hofe, ſchrieb in einer Relation an Papſt Urban VIII., »nach Conſtantin ſei kein ſolcher Kaiſer aufgeſtanden, wie Ferdinand.« — Als Herr Ferdinand, Erzbiſchof und Churfürſt zu Cöln im J. 1636 die Tugend einiger Fürſten und beſonders eines ausgezeichneten Regenten gelobt hatte, ſeufzte er tief auf und ſprach ſehr bewegt: »nie und nimmer aber werden wir Einen bekommen, der Ferdinand II. gleich ſeyn wird. Denn dieſer raubt Allen, die ihm nahe kommen, das Herz; er richtet die Verzagten auf, erheitert die Verwirrten, und läßt Niemand traurig von ſich gehen.« — Herr Anſelm Caſimir, Erzbiſchof und Churfürſt von Mainz, lobte, als er den Tod Ferdinands erfuhr, die Tugend dieſes Kaiſers mit hochpreislichen Worten in einem Schreiben, deſſen Hauptinhalt folgender iſt: »Ferdinand II. habe den größten Eifer in der Beförde-

rung und Verbreitung des katholiſchen Glaubens, den unverdroſſenſten Fleiß in der Beförderung des allgemeinen Wohls, und der Gerechtigkeit im römiſchen Reiche, eine väterliche Huld und mächtigen Schutz gegen männiglich, eine unüberwindliche Starkmüthigkeit und Geduld in Drangſalen und Widerwärtigkeiten erzeigt. Darum ſei es Gott wohlgefällig geweſen, den frommen Kaiſer aus dieſem Thal der Thränen zum Triumph der himmliſchen Glorie abzurufen.«

Eben ſo rühmlich dachten von ihm die Cardinäle der heiligen römiſchen Kirche, von welchen ich hier nur wenige Zeugniſſe anführen will. Als im J. 1621 der Cardinal zur heil. Suſanna, Scipio Cobellucci am Feſte aller Heiligen vernahm, welche Lebensweiſe der Kaiſer führte, und welchen frommen Übungen er täglich abwartete, rief er zu wiederholten Malen aus: »Dies iſt fürwahr ein heiliger Fürſt, ein heiliger Kaiſer!« — Als der Cardinal Kleſel zu Rom hörte, daß alle Prädikanten aus Öſterreich waren vertrieben worden, (was er als etwas Unmögliches betrachtet hatte,) rief er mit lauter Stimme aus: »Ohne ein Wunderwerk hat dies nimmermehr geſchehen können! Ich will hingehen und mit eigenen Augen die Wunder ſchauen, die Gott durch Ferdinand wirkt.« — Eben derſelbe, als er nach Wien zurückgekehrt war und von dem Kaiſer, der damals in Prag ſich aufhielt, den Auftrag bekam, ſowohl zu Wien als in allen umliegenden Städten, Märkten und Schlöſſern den häretiſchen Lehr-

büchern nachzuſpüren und den Beſitzern derſelben ſie hinwegzunehmen, ward er Anfangs ängſtlich hierüber betroffen und fürchtete einen Volksaufſtand. Da er jedoch hierauf ins Auge faßte was für wunderbare Dinge Gott durch Ferdinand gewirkt hatte und fortwährend wirkte, zagte er nicht länger, zu Werke zu ſchreiten. Nachdem er nun Alles glücklich vollbracht hatte, ſprach er hocherfreut: »Durch Ferdinands Eifer wurden Dinge ausgerichtet, welche die menſchliche Vernunft ganz unglaublich bedünken.« — Der Cardinal von Rochefaucauld, Erzbiſchof von Sens, ein ſo gelehrter als tugendhafter Prälat, ſprach mit einigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu, die, von den Häretikern vertrieben, nach Frankreich ſich geflüchtet hatten, und tröſtete ſie über ihre baldige Rückkehr mit den Worten: »Euer Kaiſer iſt ein von Gott geliebter Mann; und wird am Ende über die Ketzer triumphiren; denn nimmermehr wird Gott es zulaſſen, daß er überwunden werde.« — Cardinal Paßman, Erzbiſchof von Gran und Primas von Ungarn drückte in einem Schreiben den tiefen Schmerz aus, den er über den Tod des Kaiſers empfand; und fügte dann die Worte bei: »Nur Eines tröſtet mich dabei; daß ich nämlich keineswegs zweifle, der edle Kaiſer genieße nach einem ſo heiligen Ende ſicher der ewigen Seligkeit; und auch für gewiß halte, ein ſo vortrefflicher Sohn werde ein Erbe der väterlichen Tugenden ſeyn.«

Nun erübrigen uns noch die erſten Häupter der Welt. Daß aber die Tugend Ferdinands bei allen

Königen in hoher Achtung ſtand, dürfen wir nicht erſt lange beweiſen; ſie ſelbſt erklärten es zur Genüge dadurch, daß alle nach ſeinem Tode eine öffentliche Trauer anſagten. Sogar der türkiſche Kaiſer ließ es zu, daß ſeine Exequien zu Conſtantinopel öffentlich und mit aller Pracht gefeiert würden; und nahm es auch nicht übel, daß man ſeine Bahre mit Krone und Scepter den Zeichen der kaiſerlichen Majeſtät ſchmückte; ja daß er in dieſer Hauptſtadt des türkiſchen Reiches in einer feierlichen Leichenpredigt gelobt wurde, welcher die königlichen und fürſtlichen Geſandten und viele angeſehenen Perſonen beiwohnten. — Kaiſerin Elenore, welcher das Leben und die Sitten ihres kaiſerlichen Gemahls am beſten bekannt waren, konnte es kaum über ſich ſelbſt gewinnen, nach ſeinem Tode für ihn zu beten. Immer kam es ihr zu Sinne, es ſei beſſer, ſeine Fürbitte anzurufen, als für ihn beten zu laſſen. Ihr Ausſpruch war, er lebe nun bei Gott, und ſei keiner Hilfe bedürftig, wohl aber mächtig, Andern zu helfen.

Papſt Clemens VIII. hat in ſeinem Schreiben unter dem 18. März 1600 Ferdinand mit einem Ausſpruch des Evangeliums, einen guten Baum genannt. In demſelben Jahre am 9. December, ſprach er, nachdem er des Kaiſers Eifer in der Tilgung der Secten mit hochpreislichen Worten gelobt hatte, aus Eingebung des Heiligen Geiſtes, wie der Erfolg bezeugte: »Gott wird mit Dir ſeyn als ein ſtarker Helfer, und alle deine Rathſchläge auf den Weg des Heiles leiten.« — Paulus V. aber ſprach im Jah-

re 1610 »Ferdinands Gemüth ſei mit Gottesfurcht, Klugheit, Stärke und allen andern Tugenden überreichlich geſchmückt.« Im Jahre 1616 bezeugte der nämliche Papſt, »Ferdinands Tugend ſei ausgezeichnet und eines gottesfürchtigen Fürſten würdig.« — Als Jemand Gregor dem Fünfzehnten erzählte, wie fromm und vortrefflich Kaiſer Ferdinands Kinder erzogen würden, antwortete er: »Wie ſollten die Kinder eines ſo heiligen Kaiſers nicht aufs beſte erzogen werden?« — Wir wollen dieſe Lobſprüche ſo großer Männer über die Tugenden Ferdinands mit dem Zeugniß Urbans VIII. beſchließen, der heut zu Tage die Kirche glorreich regiert; und zwar mit einem glänzenden Zeugniſſe, das ſowohl des Papſtes, der ſolches ertheilte, als des Kaiſers, dem es ertheilt wird, gleich würdig iſt. Dieſer Papſt alſo rühmte in einem Breve an den Herrn Malateſta Baglioni, Biſchof zu Peſaro und würdigen Nuntius an dem kaiſerlichen Hofe, Ferdiands unſchuldiges Leben in folgenden Worten: »Wir ſagen Gott unſterblichen Dank, daß er dem Kaiſer von früheſter Jugend auf eine ſolche Liebe zur Tugend und Begierde nach den ewigen Gütern einflößte, die ihn antrieb, ſein Leben ſo viele Jahre lang in ſteter Unſchuld zuzubringen.«

Inhalt.

Erſtes Buch.

Seite

Ferdinands Geburt und erſte Kinderjahre . . 1
Seine Studien auf der Univerſität zu Ingolſtadt . 5
Religionsſtreitigkeiten in den öſterreichiſchen Landen und Tod ſeines Vaters 6
Seine Freundſchaft mit Maximilian von Bayern und ſeine Fortſchritte in den Studien . . . 9
Er übernimmt die Regierung ſeiner Lande . . . 11
Schwierigkeiten der proteſtantiſchen Stände bei der Huldigung 12
Huldigungsſitte in Kärnthen 13
Seine Reiſe nach Prag zu Kaiſer Rudolph II., und Beſchäftigungen dieſes Kaiſers 16
Religionsedict des Kaiſers Rudolph 17
Ferdinand reist nach Rom, und erläßt hierauf ein Dekret zur Abſtellung der Reformation in ſeinen Landen 20
Seine Liebe zu ſeinen Unterthanen 23
Uneinigkeiten zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Bruder Mathias 24
Ferdinand führt den Vorſitz bei dem Reichstag zu Regensburg 25
Kaiſer Rudolph wird wegen ſeiner Gemüthskrankheit der Regierung enthoben 29

Seite

Erzherzog Mathias ſchlägt die Feinde in Ungarn, und zieht hierauf nach Prag, des Königreiches ſich zu bemächtigen 30

Kaiſer Rudolph erläßt den Majeſtätsbrief . . . 32

Ferdinand's Bemühungen den Kaiſer mit ſeinem Bruder zu verſöhnen . . . . —

Dießfällige Verhandlungen auf der Verſammlung zu Prag 34

Ferdinand ſetzt die katholiſche Reformation in ſeinen Landen fort 38

Intriken ſeines Jüngern Bruders Leopold und Tod des Kaiſers Rudolph 39

König Mathias wird zum Kaiſer erwählt . . . 40

Ferdinands Kriege mit Venedig 41

Er wird vom Kaiſer Mathias adoptirt und zum König von Böhmen vorgeſchlagen 43

Anfang der Rebellion in Böhmen 46

Graf Mathias Thurn der erſte Urheber derſelben . 47

Schweres Attentat der Rebellen in dem Saale der königlichen Statthalterei zu Prag 49

Die Rebellen erlaſſen eine Apologie, die der Kaiſer beantwortet 51

Andere Verbrechen der Directoren und Vertreibung der Jeſuiten 57

Schutzſchrift der Jeſuiten und Widerlegung falſcher Beſchuldigungen 59

Die Rebellen bemächtigen ſich der Regierung . . 66

Bedenkſchreiben des Biſchofs Melchior Kleſel . . 67

Die Böhmen ziehen wider Kaiſer Mathias zu Felde . 73

König Ferdinand wird zum König von Ungarn gekrönt 75

Die Generale Bouquoi und Dampierre fallen in Böhmen ein 76

Die Böhmen erhalten Unterſtützung und ſchlagen den Dampierre 77

Seite
Sie ſuchen die Türken zum Kriege gegen den Kaiſer aufzufordern und ergreifen noch andere Maßregeln 78
Union der katholiſchen Fürſten Deutſchlands . . . —
Vergebliche Vorſtellung des Kaiſers an die Böhmen . 80
Phariſäiſches Schreiben des Erasmus Tſchernembel an den Kaiſer 81
Verhaftung des Cardinals Kleſel 87
Tod des Kaiſers Mathias 91

Zweites Buch.

Schwere Bedrängniſſe Ferdinands beim Antritt ſeiner Regierung 92
Die öſterreichiſchen Stände verweigern die Huldigung . 93
Feindliche Einfälle Thurns in Mähren. . . . . —
Er kommt vor Wien und beſchießt die kaiſerliche Burg 94
Standhaftigkeit Ferdinands. 95
Die Rebellen greifen ihn in der Burg an. Wunderbare Rettung 97
Ferdinand reist zur Kaiſerwahl nach Frankfurt . . 98
Die Böhmen bemühen ſich vergeblich, ſeine Wahl zu hintertreiben 99
Sie ſetzen Ferdinand ab und wählen den Pfalzgrafen Friederich zum König 102
Krönung des Pfalzgrafen zum König von Böhmen . 109
Der Pfalzgraf läßt die Kirchen räumen, die Bilder ſtürmen, die Cruzifixe zerſchlagen, u. ſ. w. . 110
Calviniſches Abendmahl in der Jeſuitenkirche . . —
Kaiſer Ferdinand caſſirt die Beſchlüſſe der Böhmen . 112
Meineid Bethlen Gabors, den Sultan Soliman zum König von Ungarn ernennt 113
Kaiſer Ferdinand findet bei ſeiner Rückkehr, Wien von 80000 Feinden belagert 114
Wunderbare Rettung 116

Seite

Die öſterreichiſchen Stände verweigern zum zweiten Mal die Huldigung 117
Ferdinand verpfändet Oberöſterreich an Bayern . . 118
Neue Zurüſtungen zum Kriege. Sachſen ſchließt ſich an den Kaiſer an . . . . —
Frankreich vermittelt Frieden. Lächerlichkeit der Union 120
Herzog Maximilian von Bayern zwingt die öſterreichiſchen Stände zur Huldigung 122
Des Winterkönigs (Pfalzgrafen Friedrichs) Vorkehrungen zum Kriege wider Ferdinand . . . 125
Die Böhmen erhalten Hilfe 126
Bouquoi zieht mit dem Herzog von Bayern vor Prag 127
Vergebliche Verſuche des Winterkönigs 128
Schlacht am weißen Berge vor Prag. 130
Die Böhmen werden aufs Haupt geſchlagen. Flucht des Winterkönigs 131
Die Hauptrebellen werden durch das Schwert gerichtet 134
Milde Ferdinands 135
Seine zweite Vermählung mit Eleonore von Mantua 136
Mannsfelds neue kriegeriſche Abenteuer 137
Er verwüſtet mit ſeinen Truppen das Elſaß . . 138
Könige und Fürſten verwenden ſich für den Winterkönig 139
Des Markgrafen von Baden-Durlach Plane und ſeine Vereinigung mit dem Abenteurer Mannsfeld . —
Feindſeligkeiten in Ungarn. Bouquoi's Tod . . . 140
Schlacht bei Wimpfen. Flucht des Markgrafen . . 142
Ein neuer kriegeriſcher Abenteurer, Chriſtian von Braunſchweig tritt mit neuen Räuberhorden auf . 144
Sie werden von Tilly geſchlagen 146
Mannsfeld und Chriſtian verheeren aufs neue das Elſaß und Lothringen 147
Heldenthat Mannsfelds, der den Holländern zu Hilfe kommt 148

Seite

Der Kaiſer belehnt den Herzog Maximilian von Bayern mit der Churwürde 149
Klage der Proteſtanten und des ſpaniſchen Hofes hierüber 151
Rechtfertigung des Kaiſers 152
Abermalige Verwendung für den Pfalzgrafen und empörender Troz dieſes Fürſten. 154
Der König von England rüſtet ſich zum Kriege wider den Kaiſer 158
Mannsfeld in Oſtfrießland 159
Feindſelige Ereigniſſe im Veltlin 160
Neue Feindſeligkeiten und Abenteuer des Adminiſtrators Chriſtian 162
Er wird von Tilly bei Stadtloo aufs Haupt geſchlagen 163
Mannsfeld wird aufgerieben . . . . —
Waffenſtillſtand mit Bethlen Gabor 164
Friedliebende Geſinnungen des Kaiſers 165
Intriken Frankreichs und neue Kriegsrüſtungen der feindlichen Mächte 166
Felonie des niederſächſiſchen Kreiſes 167
König Chriſtian von Dänemark Oberfeldherr desſelben 169
Seine Antwort an Tilly. Berathſchlagungen der feindlichen Parteien 170
Verlegenheiten des Kaiſers. Wallenſtein wird . . 172
zum Herzog von Friedland ernannt 173
Tilly bemächtigt ſich der Päſſe bei Höxter . . . 176
Er ſchlägt die Dänen bei Stolzenau 177
Wallenſtein rückt ins Feld . . . . —
Sein kluges Benehmen 178
Er ſchlägt Mannsfeld bei Deſſau und verfolgt ihn bis nach Siebenbürgen 180
Tilly erobert Göttingen, Nordheim und andere Plätze 182
Er ſchlägt den König von Dänemark bei Lutter . . —
Tod Mannsfelds und Chriſtians von Braunſchweig . 185
Schilderung des Bauernkrieges in Öſterreich und Ende desſelben 186

Seite
Wallenſtein kehrt aus Siebenbürgen zurück, entfernt Tilly und nennt ſich Generaliſſimus zu Land und zur See 193
Er ſchließt Frieden mit Dänemark. Seine Intriken dabei 195

Drittes Buch.

Bemerkungen über das Religionsedict und friedliche Geſinnungen des Kaiſers 198
Intriken Richelieu's 200
Ferdinands ſiegreicher Krieg mit Frankreich wegen der Herzogthümer Mantua und Montferrat . . . 202
Denkwürdiger Ausſpruch Ferdinands bei der Belehnung dieſer Herzogthümer an den Herzog von Nevers 204
Kaiſer Ferdinand erläßt das Religionsedict 205
Ausführung desſelben in Schwaben und Franken . . 207
Allzu große Milde des Kaiſers. Vorſtellungen der Biſchöfe 209
Denkwürdiger Compoſitionstag zu Regensburg . . 210
Intriken Richelieu's und der proteſtantiſchen Fürſten, Wallenſtein abzuſetzen 211
Schrecklicher Zuſtand Deutſchlands 212
Wallenſteins Erſcheinung zu Regensburg 215
Der Kaiſer entläßt 18000 Mann Reiterei, und läßt durch einen Capuziner zur Abſetzung Wallenſteins ſich beſtimmen 216
Wallenſtein wird entlaſſen 218
Er ſpottet ſeiner vermeinten Erniedrigung auf die großartigſte Weiſe 220
Die Churfürſten weigern ſich des Kaiſers älteſten Sohn zum römiſchen König zu krönen 221
Schlimme Folgen von Wallenſteins Abſetzung . . 222
Tilly Oberbefehlshaber der Armee. 223
Guſtav Adolph zieht nach Deutſchland . . . . —
Sein unredliches Benehmen gegen Brandenburg . . 224

Seite

Seine ſonderbaren Manifeſte und ſeine Fortſchritte in Deutſchland 225
Tilly erobert Neubrandenburg 227
Vandalismus Guſtavs zu Frankfurt an der Oder . 228
Sein feindſeliges Betragen gegen den Churfürſten von Brandenburg 230
Leipziger Convent. Kaiſer Ferdinand caſſirt denſelben 231
Tilly belagert Magdeburg und erobert dasſelbe mit Sturm 235
Warum Guſtav Adolph Magdeburg nicht entſetzte . 243
Der Churfürſt von Sachſen neigt ſich auf die Seite des Schwedenkönigs 244
Tilly's Vorkehrungen gegen ihn und Antwort des Churfürſten 245
Tilly beginnt die Feindſeligkeiten gegen Sachſen. Er erobert Leipzig 246
Der Churfürſt vereint ſich mit Guſtav Adolph . . 247
Kriegsrath zu Torgau. Tilly's Vorkehrungen. Unglückliches Wagſtück Pappenheims 248
Schlacht auf dem Breitenfelde bei Leipzig. Tilly wird geſchlagen 250
Folgen dieſer Schlacht 251
Die Sachſen fallen in Böhmen ein. 253
Unthätigkeit Tilly's. Triumphzug Guſtav Adolphs . 254
Wallenſteins Felonie 256
Er erhält das Obercommando abermal und bringt ein neues Heer auf 258
Seine Rache an dem Churfürſten von Bayern, den er im Stich läßt 261
Guſtav Adolph zieht über die Donau und nach Bayern. Vorkehrungen Maximilians. 262
Tilly's Tod. Seine Verdienſte 263
Guſtav Adolph muß von Ingolſtadt und Regensburg abziehen 264

Seite

Er nimmt Augsburg, und läßt ſich daſelbſt huldigen. Merkwürdiges Poſtulat 265
Er zieht nach München. Sein Betragen daſelbſt . . 267
Wallenſteins Haß gegen den Churfürſten . . . 268
Er und Guſtav Adolph lagern ſich bei Nürnberg . 269
Er ſchlägt den König, der ſein Lager beſtürmt . . 271
Muß bei Erfurt die Defenſive gegen den König ergreifen. Pappenheim 272
Er erobert Leipzig. Liſt des Schwedenkönigs . . 273
Schlacht bei Lützen. Tod Guſtav Adolphs und Pappenheims 274
Verſchiedene Wirkungen des Todes Guſtav Adolphs. Oxenſtierna 279
Oxenſtierna das Haupt der deutſchen Coalition . . 280
Seine empörende Anmaßung 282
Unthätigkeit und verrätheriſche Plane Wallenſteins . 283
Er überfällt die Schweden bei Steinau und nimmt Thurn gefangen 286
Spanien ſendet Truppen nach Deutſchland . . . 287
Die Schweden fallen in Bayern ein und bedrohen Öſterreich 288
Wallenſtein verachtet des Kaiſers Befehle. Anfang ſeines Hochverraths 289
Anſichten über dieſen außerordentlichen Mann . . 291
Er ſammelt ſeine Anhänger zu Pilſen. Illos Lügengewebe daſelbſt 294
Vorkehrung Wallenſteins und Befehl zu ſeiner Verhaftung 297
General Gallas nimmt die Armee in Eid und Pflicht 298
Wallenſtein begibt ſich nach Eger 299
Ermordung ſeiner Anhänger 301
Er ſelbſt wird in ſeiner Wohnung überfallen und getödtet 302
Folgen ſeines Hochverrathes 304
König Ferdinand Generaliſſimus der kaiſerlich-liguiſtiſchen Armee 307

Seite

Er erobert Regensburg. 307
Schlägt die Schweden bei Nördlingen aufs Haupt . 310
Folgen dieſes glänzenden Sieges 311
Der Heilbronner Bund lös't ſich auf. Große Verlegenheit Oxenſtierna's 312
Oxenſtierna bewegt Frankreich zu einem Bunde wider Öſterreich 315
Andere Folgen der Nördlinger Schlacht 316
Sachſen ſchließt Frieden mit dem Kaiſer . . . 317
Unzufriedenheit ſowohl der Proteſtanten als der Katholiken über den Prager Frieden 321
Anmaßende Forderungen Oxenſtierna's und neuer Krieg 323
Verhaftung des Churfürſten von Trier und Krieg mit Frankreich 324
Waffenſtillſtand zwiſchen Schweden und Pohlen durch Richelieu's Vermittlung 325
Schacht bei Witſtock. Graf Hatzfeld wird von den Schweden aufs Haupt geſchlagen. Folgen dieſer Schlacht 326
Churfürſtentag zu Regensburg. Ferdinand III. wird zum römiſchen König erwählt und gekrönt . . . 327
Tod des Kaiſers Ferdinand II. Sein Charakter . . 328

Viertes Buch.

Ferdinand II. chriſtliche und heroiſche Tugenden.

1. Sein Glaube und Eifer für die katholiſche Religion 333
2. Seine Hoffnung und ſein Vertrauen auf Gott . 339
3. Von ſeiner Liebe zu Gott 344
4. Von ſeinem oftmaligen Zutritt zu den heiligen Sacramenten, und ſeiner beſondern Verehrung gegen das hochwürdigſte Altarsſacrament . . . 348
5. Von ſeinem Gebet und der heiligen Leſung . . 353
6. Von ſeiner Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen 361

Seite
7. Von ſeiner Andacht gegen die jungfräuliche Mutter Gottes 365
8. Seine Andacht gegen die Heiligen . . . 370
9. Seine Ehrfurcht gegen die Prieſter . . . 373
10. Seine kindliche Liebe gegen ſeine Ältern, und Freundlichkeit gegen die Seinigen 376
11. Von ſeiner Demuth und eigenen Geringſchätzung . 381
12. Von der Aufrichtigkeit ſeines Gemüthes . . . 385
13. Wie ſehr er zeitliche Ehren und Reichthum verachtete 388
14. Von ſeiner Abtödtung und ſeinen Bußwerken . 391
15. Seine Keuſchheit 395
16. Seine Geduld 399
17. Von ſeiner Standhaftigkeit im Glück und Unglück . 401
18. Von ſeinen Arbeiten 406
19. Von ſeinen Erholungen 409
20. Von ſeiner vorſichtigen und klugen Weiſe zu regieren 412
21. Von ſeiner Nächſten- und Feindesliebe . . . 417
22. Seine Freundlichkeit und Güte gegen Alle . . 422
23. Von ſeiner, mit Huld vereinten Gerechtigkeit . 425
24. Seine Freigebigkeit und Großmuth 429
25. Von ſeiner Liebe und ſeinen Wohlthaten gegen den Clerus und die Ordensgeiſtlichen . . . 432
26. Von ſeiner Wohlthätigkeit gegen die Armen . . 440
27. Sein Fleiß, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern 444
28. Von einigen wunderwürdigen Dingen an Ferdinand 446
29. Beweiſe eines beſondern Schutzes der göttlichen Vorſehung 450
30. Zeugniſſe der ausgezeichnetſten Männer für Ferdinand 454

Berichtigungen.

Seite	Zeile	ſtatt:	lies:
35,	25,	ausübe	ausübte
52,	4,	Buquoi	Bouquoi
61,	25,	Nachfolgens	Nachfolgers
71,	24,	keinen Staffel	keine Staffel
172,	17,	ſchien	ſchienen
180,	1,	ſchworen	ſchwören
208,	11,	katholiſch gewordenen	proteſtantiſch gewordenen
232,	2,	Wemuth	Wehmuth
333,	4,	iſt nach ihn auch	auszulaſſen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Silbert, Johann Peter,

Ferdinand der Zweite, römischer Kaiser, und seine Zeit

Wien 1836

Germ.g. 450 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017310-0